

# Die Ortenau

Veröffentlichungen  
des Historischen Vereins für Mittelbaden

51. Jahresband 1971



OFFENBURG/BADEN  
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

# Der Historische Verein für Mittelbaden e.V.

gibt zur Weckung und Förderung der Heimatliebe und Heimatkenntnis die reichillustrierte Zeitschrift

## „Die Ortenau“

jeweils als Jahresband heraus. Vor- und Frühgeschichte, Die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kulturgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Lebensgeschichte bekannter mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden.

Seit 1966 beträgt der jährliche Vereinsbeitrag:

10,— DM für natürliche Personen,

20,— DM für juristische Personen.

Freiwillige höhere Beiträge sind erwünscht und erbeten. Der jeweilige Jahresband „Die Ortenau“ wird den Mitgliedern kostenlos zugestellt.

Die Mitglieder der Ortsgruppen bezahlen den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder des Hauptvereins auf das Postscheckkonto Karlsruhe Nr. 60 57 Historischer Verein für Mittelbaden, Offenburg. Um Überweisung des Jahresbeitrages 1971 gleich nach Zustellung des Jahrbuches 1971 wird gebeten.

Anmeldungen zum Verein nehmen der Hauptverein (Sitz Offenburg) sowie die Obleute der nachgenannten 20 Mitgliedergruppen jederzeit entgegen:

Achern: Studiendirektor Schneider; Appenweier: Oberstudienrat K. Maier — Zahnarzt Dr. G. Maier; Baden-Baden: Paul Braun — R. G. Haebler; Bühl: Oberstudienrat Otto Gartner — Karl Walter; Ettenheim: Josef Naudascher, Mahlberg; Gengenbach: Franz Engesser; Haslach: Reallehrer Manfred Hildenbrand; Hausach: Konrektor Kurt Klein — Pfarrer Kost — Fritz Mayer; Kehl: Oberstudiendirektor Wilhelm Mechler — Verleger Otto Foshag — Rektor i. R. W. Schadt; Lahrbach: Bürgermeister a. D. Dr. R. Ritter — Oberbaurat E. Steuerer — H. Hockenjos; Oberkirch: Wilhelm J. Vajen, Oberkirch/Gaisbach; Offenburg: Dr. Otto Kähni — Oberforstmeister Willi Becker; Oppenau: Konrektor E. Schopferer — Ratschreiber Fritz Huber; Rastatt: Rechtsanwalt Dr. Küpper; Renchen: Universitätsprofessor K. P. Matthes; Schiltach: Renatus Schuler — Herbert Pfau — Fritz Laib; Yburg: Ziegeleibesitzer Fritz Hettler, Steinbach — Erich A. Huber, Neuweier — Frau Luise Nitsche, Steinbach; Triberg: Karl Heinz Müller; Wolfach: Josef Krausbeck; Zell a. H.: Landwirtschaftsschulrat Thomas Kopp.

### Der Vorstand und Beirat:

Dr. Otto Kähni, Gymnasialprofessor a. D.  
Vorsitzender  
Offenburg, Hermannstraße 28

Wilhelm Mechler, Oberstudiendirektor  
stellv. Vorsitzender  
Kehl, Großherzog-Friedrich-Str. 44

Dr. Otto Basler, Universitätsprofessor  
Freiburg, Steyrerstr. 2

Dr. Erwin Dittler,  
Schriftführer und Schriftleiter  
der „Ortenau“  
Goldscheuer

Kurt Klein, Konrektor,  
Hausach, Haselwanderstr.

Dr. Otto Rubin, Diplom-Volkswirt  
Rechner  
Offenburg, Wilhelmstraße 35

*Gerh.*

# Die Ortenau

Veröffentlichungen  
des Historischen Vereins für Mittelbaden

51. Jahresband 1971



OFFENBURG/BADEN  
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

# INHALT

I. Nachrufe:	
Fritz Langenbeck . . . . .	4
Friedrich Mattes . . . . .	5
Otto Ernst Sutter . . . . .	6
Friedrich Metz . . . . .	7
Bertha von Schauenburg . . . . .	8
II. Gottlob Schlörer 80 Jahre . . . . .	9
III. Jahresberichte . . . . .	13
Vom Heimatpreis der Stadt Baden-Baden . . . . .	17
IV. Zur Jahreshauptversammlung in Ettenheim:	
Philipp Harden-Rauch: Ein Rundgang durch Ettenheim . . . . .	29
Wilhelm Schadt: Carl Friedrich Casimir Pfersdorff (1769—1847) . . . . .	32
V. Erich Arnold Huber: Das einstige Silberbergwerk im Weindorf Neuweier, Kreis Bühl . . . . .	36
Otto Gartner: Regesten der Herren von Windeck von 1350—1359 . . . . .	41
P. Adalbert Ehrenfried: Maria Linden bei Ottersweier . . . . .	46
Hermann Futterer und Alois Hamann: Eine der ältesten und größten Wein- trotten Deutschlands . . . . .	82
Horst Hoferer: Kostbares frühbarockes Altarbild und Stieffell-Orgel in Oppenau	85
Manfred* Lurker: Der Taufstein zu Freudenstadt, Betrachtungen zur romani- schen Tiersymbolik . . . . .	87
Wolfgang Schrempp: Gedanken zum Luitgard-Grab (Witticher Klosterkirche)	99
Hermann Fautz: Die Grube St. Luitgard im Egenbach bei Schenkenzell . . . . .	103
Fritz Laib und Herbert Pfau: Die Grabungen auf der Willenburg bei Schiltach	110
Hermann Fautz: Schiltach wird Besitz der Herzöge von Urslingen . . . . .	116
Josef Krausbeck: Wolfacher Christusbild — ein Selbstbildnis J. B. Seeles? . . . . .	120
Albert Sandfuchs: Vom Gutshof zum Stadtteil — Der Straßburger Hof in Wolfach . . . . .	125
Marlis Jahn: Biberachs schwerste Tage. Aus meinem Tagebuch vom April 1945	138
Franz Schmider: Entstehung und bauliche Entwicklung der Stadt Haslach im Kinzigtal . . . . .	143

Otto Kähni: Die Bevölkerungs- und Wirtschaftsstruktur der Reichsstadt Offenburg am Anfang des 18. Jahrhunderts . . . . .	207
Wilhelm Gräßlin: Johann Georg Zuflucht, der letzte Schultheiß von Kork (II)	217
Friedrich Schwärzel: Die Dauphinestraße . . . . .	223
Gerhard Silberer: Kaiser und Reich aus der Sicht eines kleinen geistlichen Standesherrn zu Ende des 17. Jahrhunderts . . . . .	231
VI. Ergänzungen:	
Hans-Peter Schultze: Ergänzungen zu „Die Mineralien des Kinzigtales“ . . .	238
Die Gründonnerstag-Fußwaschung . . . . .	240
Berichtigung zum Aufsatz „Die Willenburg“ . . . . .	241
VII. Besprechungen und Hinweise . . . . .	242



Prof. Dr. h. c.  
Fritz Langenbeck †

geboren 30. April 1888

gestorben 15. Juni 1970

Mit der Verleihung der Ehrendoktorwürde hatte die Philosophische Fakultät der Universität Freiburg am 23. Juli 1965 die fruchtbare wissenschaftliche Arbeit im Dienste der Heimatforschung, die unser treues Mitglied Prof. Langenbeck ein Leben lang geleistet hat, geehrt. Im Jahre 1970 sollte der Verstorbene an der Spitze der Preisträger der Friedrich-Metz-Stiftung stehen. Aber der Tod — wohl eine Folge des tragischen Sterbens der geliebten Tochter — zerschneidet jäh den Lebensfaden des überaus tüchtigen Lehrers, der schon während seines Schuldienstes in Westfalen, im Elsaß und in Baden Kraft und Idealismus für seine ausgreifenden Studien fand.

Er wurde am 30. 4. 1888 in Straßburg geboren. Auch seine Lebensgefährtin, Frau Gret Langenbeck, stammt aus dem Elsaß. Sie hat treu sein tapferes und aufrechtes Wirken geteilt.

Besonders nach seiner Pensionierung (1953) ist Langenbeck mit bahnbrechenden Publikationen hervorgetreten, die vor allem die oberrheinische Landeskunde gefördert haben. Langenbeck fühlte sich immer mit seiner alten Heimat besonders verbunden. Seine wissenschaftliche Arbeit hat mit dazu beigetragen, die abgerissenen Bande zum Elsaß neu zu knüpfen.

Versucht man, seine Veröffentlichungen (etwa 30 Titel) thematisch zu gliedern, dann ergeben sich drei Gruppen. Grundsätzlich methodischen Charakter tragen seine Untersuchungen über Wesen und Eigenart der Ortsnamen sowie über die Identifizierung urkundlich genannter Namen. Der Ortsnamentypologie, besonders den heim-, weiler-, tung- und hurst-Namen, galten umfangreiche Arbeiten. Grundlegend darf des weiteren seine Darstellung der Siedlungsnamen im Elsaß-Lothringischen Atlas genannt werden.

Langenbeck, in dem sich der Philologe mit dem Historiker und dem Geographen in Personalunion vereinte, war dadurch zu Beiträgen zur Siedlungsgeschichte berufen. Gemeinsame Züge seiner Arbeiten treten immer wieder hervor:

Ideenreichtum und Mut zur kühnen Hypothese, redliche Diskussion fremder Einwände, große Belesenheit und Vertrautheit mit den primären und sekundären Quellen, verbunden mit sicherer Handhabung der historischen, geo-

graphischen und philologischen Methoden. Trotz seines hohen Alters arbeitete er mit ungebrochener geistiger Spannkraft an der Vollendung eines umfassenden Werkes über Siedlungsgeschichte und Namenkunde des Schwarzwaldes.

Am 15. Juni 1970 nahm ihm der Tod die nie rastende Feder aus der Hand. Auf dem Friedhof der Stadt Bühl fand er seine Ruhestätte. Die Stunde des Abschiedes machte schmerzhaft bewußt, daß dieser Heimgang eine große Lücke hinterläßt. Aber die Begegnung mit ihm und seinem Werke wirkt nach, weil er im Forschen und Dienen den letzten, den endgültigen Sinn seines Tuns und Denkens gesehen hat.

Der Historische Verein für Mittelbaden wird Herrn Professor Dr. h. c. Fritz Langenbeck, der sich um die mittelbadische Heimatforschung große Verdienste erworben hat, ein dankbares und ehrendes Gedenken bewahren.

Udo Wasmer



Altbürgermeister  
Friedrich Mattes †

Am 26. Februar 1970 verstarb der verdiente Obmann unserer Mitgliedergruppe Yburg des Historischen Vereins, Herr Friedrich Mattes, Altbürgermeister von Steinbach. Eine langjährige, schwere Krankheit zwang ihn, sich ganz von der Öffentlichkeitsarbeit zurückzuziehen. Er war es wohl, der noch in seiner Amtszeit mit Energie und Liebe die Förderung der Heimatgeschichte über Steinbach und seine alte Mark betrieb. Er fand damals im ebenfalls unvergessenen und allzufrüh heimgegangenen Oberlehrer Franz Haßmann einen begeisterten und regen Mitarbeiter. Doch von Altbürgermeister Friedrich Mattes und seinem unermüdlichen Interesse sowie seiner Aufgeschlossenheit gingen zu seiner Zeit die spürbarsten Impulse aus.

Manche Anregungen kamen noch von ihm, als er, schon erkrankt, sich noch um die Angelegenheiten der Mitgliedergruppe kümmerte. Wir werden unsern lieben, nun heimgegangenen Mitarbeiter und Mitsreiter, der trotz seiner Würde und Bürde ein bescheidener Charakter geblieben war, nie vergessen.

Erich Arnold Huber



## In memoriam Otto Ernst Sutter

Die kurze Würdigung in unserem Jahrbuch 1970 konnte O. E. Sutters Leben und Wirken nicht gerecht werden. Deshalb ist es angebracht, sich dem Bild dieser profilierten Persönlichkeit nochmals ausführlicher zuzuwenden. Am 2. Juli 1884 in Freiburg geboren, verbrachte O. E. Sutter die Jahre der Kindheit in Neustadt i. Schw., besuchte in Freiburg das Gymnasium, studierte in Karlsruhe das Bauingenieurfach und legte 1909 das Diplom-Ingenieur-Examen ab. Indessen war er weniger im Baufach als mehrere Jahre als Korrespondent der Frankfurter Zeitung und in der Direktion der Frankfurter Ausstellungsgesellschaft tätig. Dann kehrte er in seine badische Heimat zurück. Im Markgräflerland erwarb er das Schloßchen Liel, wo er einige Jahre wohnte.

1942 siedelte er nach Gengenbach über und nahm im Löwenbergschen Haus Wohnung. Hier entfaltete er als Rundfunkreporter und Schriftsteller eine bewundernswerte Tätigkeit und schuf sich einen besonderen Namen. Unter den unzähligen Abhandlungen und Betrachtungen, die in der Tagespresse und in wissenschaftlichen Zeitschriften erschienen, standen meist Pseudonyme



wie „Jodocus Vydt“, „Balthasar Moser“ und „Erdgeist“. Sie offenbarten ein vielseitiges Wissen. Zu den Lieblingsthemen gehörten Gastronomie, Fremdenverkehr und besonders Heimatpflege. Mit ganzer Kraft setzte er sich zusammen mit Bürgermeister Schrempf für die Pflege des Gengenbacher Stadtbildes ein. Davon zeugt auch seine umfangreiche Abhandlung „Angewandte Geschichtskunde: Pflégliche Betreuung des Ortsbildes von Gengenbach“ in der „Ortenau 1962“. Sehr verdient machte er sich auch um die Einrichtung der Stadtbibliothek und um das Volksbildungswerk „Vorderes Kinzigtal“.

Ganz besonders war der Erdgeist unserem Verein zugetan. Als Mitglied des Beirats hat er uns immer in entgegenkommender Weise beraten und sich für die Interessen des Vereins voll und ganz eingesetzt. Den größten Dienst hat er der mittelbadischen Heimatforschung im Jubiläumsjahr 1960 erwiesen. Der Jubiläumsband hätte nicht so reich gestaltet werden können, wenn Sutter nicht bei Behörden und Industriefirmen namhafte Spenden vermittelt hätte. Er war es auch, der 1967 die Erneuerung der Grimmelshausenrunde angeregt hat. Die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft war dem rastlos tätigen Heimatfreund schon lange zgedacht; er war jedoch jeder Ehrung seiner Person abhold. Endlich, nachdem er anlässlich der Vollendung des 85. Lebensjahres Ehrenbürger der Stadt Gengenbach geworden war, nahm er sie zu unserer großen Freude an. Am 28. Februar 1970 ging das arbeitsreiche und verdienstvolle Leben zu Ende. Der Historische Verein für Mittelbaden wird O. E. Sutter ein dankbares und treues Gedenken bewahren.

Dr. Kähni

## Univ.-Professor Dr. Friedrich Metz zum Gedenken

Am 24. Dezember 1969 starb in Freiburg, wenige Wochen vor Vollendung des 80. Lebensjahres, der Nestor der deutschen Landeskunde, Universitätsprofessor Dr. Friedrich Metz. Der Heimgegangene pflegte mit den Geschichts- und Heimatvereinen enge Kontakte. Deshalb geziemt sich ein Wort des Gedenkens.

Die Stätten seines akademischen Wirkens waren Karlsruhe, wo er geboren wurde, Leipzig, Innsbruck, Erlangen und seit 1935 Freiburg i. Br. Neben seiner Tätigkeit als Universitätslehrer hielt er viele Vorträge und schrieb zahlreiche Abhandlungen über deutsche Städte und Landschaften und deren wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung. Auch zu politischen Problemen nahm er Stellung. Die oberrheinische Heimat war ihm als Forschungsfeld ein Herzensanliegen. Die Abhandlungen, etwa 120 an der Zahl, wurden anlässlich seines 70. Geburtstages im Auftrag von Freunden und Schülern gesammelt und von E. Meynen und R. Oehme herausgegeben. Der 1100 Seiten umfassende Band trägt den Titel „Land und Leute. Beiträge zur deutschen Landes- und Volksforschung“ und ist für jeden heimatgeschichtlich Interessierten eine außerordentlich anregende Lektüre. Als Leiter des Alemannischen Instituts gab er das Alemannische Jahrbuch heraus. Auch das

Sammelwerk „Vorderösterreich. Eine geschichtliche Landeskunde“, das eine Abhandlung über die Landvogtei Ortenau enthält, 1959 veröffentlicht wurde und 1967 in 2. und erweiterter Auflage erschien, ist ihm zu verdanken.

Unserem Verein stand Prof. Dr. Metz sehr nahe. Immer wieder äußerte er sich lobend über unser Jahrbuch. Wiederholt durften wir ihn auf unseren Jahresversammlungen als Ehrengast begrüßen. Wer diese Persönlichkeit gekannt hat, wird ihrer in Verehrung und Dankbarkeit gedenken.

Dr. Kähni

## Bertha Freifrau von Schauenburg zum Gedenken

Am 28. April 1971 wurde die im Offenburger Vinzentiushaus im gesegneten Alter von 90 Jahren verstorbene Bertha Freifrau von Schauenburg, geb. Freiin von Ow-Wachendorf, Ehrenmitglied unseres Vereins, in der Familiengruft auf dem Oberkircher Friedhof zur letzten Ruhe gebettet. Die Würdigung dieser Persönlichkeit ruft auch die Erinnerung wach an die großen Verdienste, die sich ihr Gemahl um den Historischen Verein für Mittelbaden erworben hat. Generalkonsul Rudolf Freiherr von Schauenburg war Mitbegründer des Vereins und rief im Jahre 1920 die Oberkircher Mitgliedergruppe ins Leben. Durch seine Studien im Familienarchiv wies er der Grimelshausenforschung neue Wege. Sein Lebenswerk, die Familienchronik, konnte er nicht mehr veröffentlichen. Er starb schon 1923. Seine Witwe führte die Arbeiten in verantwortungsbewußter und liebevoller Weise zu Ende. Im Jahre 1954 erfolgte die Herausgabe der „Familiengeschichte der Reichsfreiherrn von Schauenburg“. Mit der Veröffentlichung dieses Werks und mit dem Beitrag „Die Ruine Schauenburg“ zu unserem Jahrbuch „Burgen und Schlösser Mittelbadens“ 1934 machte sie sich um die Ortenauer Heimatforschung sehr verdient. Mehrere Jahre betreute sie die Oberkircher Mitgliedergruppe, und 1950 bis 1960 gehörte sie als stellvertretende Vorsitzende dem Vorstand des Hauptvereins an. Immer stand sie, so lange es ihr möglich war, unserem Verein mit Rat und Tat zur Seite. Die Ehrenmitgliedschaft, die ihr auf der Jahresversammlung 1957 verliehen wurde, war eine wohlverdiente Anerkennung.

Der Historische Verein für Mittelbaden wird Freifrau von Schauenburg ein dankbares und ehrendes Gedenken bewahren.

Dr. Kähni

## Gottlob Schlörer wurde 80 Jahre alt

Ein Wissenschaftler aus  
Passion machte sich auch als  
Historiker einen Namen

*Von Hans Gerhard Binder*



Am 11. Mai durfte der weit über den Kreis Kehl hinaus bekannte Naturwissenschaftler und ehemalige Diersheimer Schulleiter Gottlob Schlörer in seinem idyllischen Alterssitz, einem stilechten Hanauer Fachwerkhaus, seinen 80. Geburtstag feiern. Eine Abordnung des Historischen Vereins für Mittelbaden überreichte ihm im Namen der Kehler Ortsgruppe einen Geschenkkorb. Oberstudiendirektor W. Mechler hielt bei diesem Anlaß als Ortsvereinsvorsitzender und Kustos des Hanauer Museums in Kehl eine Ansprache, in der er Persönlichkeit und Wirken Gottlob Schlörers würdigte. Er erinnerte an die von dem bekannten Archäologen Prof. Dr. Wahle in einem seinem Diersheimer Mitarbeiter Schlörer gewidmeten umfangreichen Werk ausgewerteten Brandgräberfunde, die der Jubilar während des „Westwall“-Befestigungsbaues auf Diersheimer Gemarkung in der Umgebung des heutigen Baggersees zusammen mit Einwohnern und Arbeitern geborgen und durch Ausstellungen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hatte. W. Mechler erwähnte auch die Verdienste, die sich Gottlob Schlörer bei der Neugestaltung des Hanauer Museums erwarb, indem er zahlreiche Ausstellungsobjekte aus Diersheimer Bauernhäusern beschaffte und eine mit viel Liebe und profunder Sachkenntnis zusammengestellte geologische Sammlung anlegte, die er durch selbstgezeichnete Karten, Fundskizzen und anderes der Erläuterung dienende Material ergänzte. Das Hanauerland verdanke ihm, dessen Wiege in Mosbach gestanden, eine Reihe wertvoller Forschungsbeiträge heimatgeschichtlicher Art, und es gebe wenige Bewohner Mittelbadens, die über Geologie, Botanik, Zoologie, Volkskunde und etliche auf diesen naturwissenschaftlichen Hauptgruppen basierende Spezialbereiche so gut Bescheid wüßten als Gottlob Schlörer. In diesem Zusammenhang sind auch

zahlreiche Vorträge und Veröffentlichungen in Fachzeitschriften zu nennen, in welchen sich der Jubilar teils mit lokalhistorischen Themen, teils mit wissenschaftlichen Forschungen von allgemeiner Bedeutung befaßte.

Gottlob Schlörers Vater war evangelischer Reiseprediger. Häufig begleitete ihn der von Jugend an naturverbundene zweite Sohn, auf seinen ausgedehnten Fußmärschen in die Umgebung seines Geburtsortes Mosbach. Ihn interessierten dabei mehr Pflanzen, Tiere und Steine als theologische Fragen. Die anmutige Hügellandschaft des Odenwaldes und Baulandes, später von Bretten aus, wo er die Realschule besuchte, auch das Kraichgauer Hügelland, prägten sich seinem Gedächtnis unverlierbar ein, aber auch die Menschen, ihre Sitten und Bräuche, ihre Wohnungen, Berufe und Arbeitsgeräte, ihre Mundart, Reste ehemaliger Arbeits- und Festtags-trachten weckten sein stets waches Interesse. Im Lehrerseminar Karlsruhe wandte er sich schon damals mit echtem Forscherdrang naturwissenschaftlichen Fächern zu. In seinem Privatquartier richtete er ein kleines Laboratorium ein, baute ein großes Herbarium und sammelte – oft zum Schrecken und Ekel verständnisloser Leute – eine Unmenge Getier aus Feld und Flur, die er aufs genaueste untersuchte, deren Lebensgewohnheiten er studierte und beschrieb.

Die erste Lehrerstelle war Tiengen im Wutachtal, aber schon 1911 tauchte Schlörer erstmals als „Unterlehrer“ in Diersheim auf, wo er wegen seiner Sandalen und seines in Lehrerkreisen auf dem Lande damals noch ungewohnten „Schillerkragens“ auffiel. Er fand in Else Meier, der Enkelin des letzten hauptamtlichen Faschinenlegers aus der Zeit der Tullaschen Rheinregulierung, eine treue Lebensgefährtin, die er zu Beginn des ersten Weltkrieges heiratete, als er in Speyer, zum Pionier ausgebildet, den feldgrauen Rock trug. Die alte romantische Dorfschule in Landeck bei Emmendingen war nächstes Tätigkeitsfeld. Hier widmete er sich vorübergehend dem Waidwerk, präparierte erlegte Tiere und konservierte Jagdtrophäen, was er auch nach dem zweiten Weltkrieg gelegentlich wieder tat. 1926 tritt Schlörer in Diersheims Nachbargemeinde Linx eine Lehrerstelle an. Nun wendet er sein Augenmerk dem Obstbau und der Schädlingsbekämpfung zu. Hier erwirbt er sich den Spitznamen „Schädlingsschreck des Hanauerlandes“. 1930 schließt sich der Kreis seines beruflichen Wirkens, der nur zwischenzeitlich durch Krieg und Nachkriegswirren unterbrochen wurde. Schlörer wird Schulleiter im Heimatort seiner Ehefrau. Hier verkörpert er einen Lehrertyp besonderer Prägung. Er will die Volkstracht auf die ursprüngliche, kleidsamere Form des frühen 19. Jahrhunderts zurückführen, als die Kappenschlüpfe der Frauen noch nicht die übertriebenen Dimensionen der Spätzeit aufwiesen. Trachtenausstellungen, wobei die Schuljugend aktiv mitarbeitet, sollen für die Aktion werben. Familien- und Heimatforschung werden zum Hauptfach der Oberklassen. Noch heute werden die Ahnentafeln und vieles, was politische Ressentiments später als Auswüchse des Rassismus verdammten, von seinen ehemaligen Schülern sorgfältig aufbewahrt und in Ehren gehalten. Ihm ging es weniger um politische Ziele. Er wollte die Jugend zur Ehrfurcht vor der Vergangenheit, zu Tradition, Sitte und Brauchtum erziehen, er wollte Beobachtungsgabe, Forschertrieb, Heimatliebe bei seinen Schülern wecken, nicht blinden Fanatismus. Seine Ziele wurden in den ersten Nachkriegsjahren schnöde verkannt.

Der Verfasser hatte das Glück, in gemeinsamer neunjähriger beruflicher Zusammenarbeit an der Diersheimer Schule Gottlob Schlörer als einen gütigen, hilfsbereiten Mentor und Kollegen, als temperamentvollen und begeisterungsfähigen Lehrer kennen und schätzen zu lernen, der bei den meisten seiner einstigen Schüler in dankbarer Erinnerung weiterlebt. Wer kann es dem passionierten Naturwissenschaftler verdenken, wenn er seine Steckenpferde auch im Schulunterricht munter ritt, weil er merkte, welchen Anklang er bei Buben und Mädchen fand? Wie gerne führten die Kinder das Storchen-Beobachtungs-Heft, in das alle Feststellungen eingetragen wurden, die das Nisten, Brüten der Störche und die ersten Flugversuche der Jungtiere betrafen! Mit seinen Schulbuben zusammen baute er aus einem Wagenrad und Reisig einen Storchenhorst, den er auf dem Rathausdach befestigte. Alljährlich beringte er die Jungstörche als Beauftragter der Vogelwarte Rossitten (später Radolfzell) landauf, landab bis ins Greisenalter. Alle Funde, Steine, Pflanzen, Tierkadaver, Tonscherben wurden zuerst ihm gebracht, hatte er sich doch seit Bergung der Brandgräberreste aus der Tribokerzeit und durch seine vielen Vorträge auf Lehrerkonferenzen, im Bezirksobstbauverein Hanauerland und bei anderen Anlässen den Ruf erworben, er brauche nur etwas kurz anzublicken, so wüßte er gleich über Beschaffenheit, Entstehungsgeschichte und besondere Eigenschaften Bescheid. Eines Tages entdeckte er im Kadaver eines heimischen Singvogels eine Larve der Vogelbrutfliege, die man bisher nur in Südafrika vorgefunden und durch Warenlieferungen nach Europa eingeschleppt hatte. In Forscherkreisen war diese Entdeckung eine Sensation. Der Name Schlörer tauchte mehr und mehr in wissenschaftlichen Fachblättern auf. Das tropenmedizinische Institut der Universität Tübingen wählte ihn zum ehrenamtlichen Außenstellenleiter. Er durchstreifte Ställe und Altwasser zusammen mit Prof. Dr. Fischer und Dozent Dr. Wenk, sammelte Simulien (Kribbelmücken), Anophelis-Mücken (Malaria wurde im Rheinvorland früher durch diese Schnakenart übertragen) und andere Insekten, deren Larven und Eier, schrieb Abhandlungen über sie und ihre Lebensgewohnheiten, betreute Doktoranden, unternahm Exkursionen mit Studenten, aber auch mit Wandervereinen, fremden Schulklassen, mit Junglehrern und älteren Berufskollegen durchs Gebiet der Rheinniederterrasse, der Auenwälder, des Korker- und Maiwaldes, solange diese noch unberührte Tierparadiese waren.

Daneben widmete sich Schlörer einem guten Dutzend anderer Tätigkeiten, die seinen Ruf als Original und Alleskönner mehrten: Er produzierte nach eigenem Rezept einen wetterbeständigen Schutzlack, Weinessig, Käse, er drechselte in seiner besichtigungswerten Werkstatt kunstvolle Stehlampen, Holzteller und Knöpfe, entwickelte Filme und vergrößerte sie mit einem selbstgebauten Projektionsgerät. Er bastelte Geräte für den Physikunterricht der Schule, stellte zahlreiche Wandkarten für den Heimatkunde- und Geschichtsunterricht her, für den Biologieunterricht Schmetterlings-, Käfer- und Pflanzensammlungen, und die Glasvitriolen im Obergeschoß der neuen Diersheimer Schule sind gefüllt mit einer Menge interessanter Lehrobjekte, die zum großen Teil seinem Sammeleifer zu verdanken sind. Mit 66 Jahren schied Gottlob Schlörer aus dem aktiven Schuldienst. Es folgte bei-  
leibe kein Ruhestand, sondern die nun gewonnene Freiheit nutzte der rastlos Wiß-

begierige und Suchende zur Abrundung und Erweiterung seiner umfassenden Fachkenntnisse. 1964 wurde Schlörer als erfolgreicher Förderer der Wissenschaft mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

Im Frühjahr 1971 präparierte der nunmehr Achtzigjährige im Auftrag des Freiburger Hauptkonservators Eckerle etwa 300 Teile eines im Breisgau geborgenen Römerbrunnens, der in einem Museum restauriert werden soll. Gottlob Schlörer steht auch an der Schwelle des neunten Lebensjahrzehnts noch immer fest auf dem Boden der Gegenwart. Er nimmt an den aktuellen Problemen der Menschheit, an Fragen der Wissenschaft und Forschung lebhaften Anteil, korrespondiert mit Spezialisten von Rang und Namen im ganzen deutschsprachigen Raum und scheint hierdurch bis zum heutigen Tag zeitlos jung geblieben zu sein.

Der Historische Verein für Mittelbaden wünscht dem verdienten, jahrzehntelang aktiven Mitglied Schlörer auch für die Zukunft Freude und Erfolge im Bereich seines weiten Tätigkeitsbereichs und dankt ihm an dieser Stelle für sein segensreiches Wirken auf dem Gebiet der Vor- und Frühgeschichte, der Heimatforschung und Volkskunde.

# Jahresbericht 1970

## *Jahreshauptversammlung 1970*

Am 11. Oktober versammelten sich zahlreiche Mitglieder im Konferenzsaal der Kehler Stadthalle zur geschäftlichen Sitzung. In seiner Eigenschaft als 1. Vorsitzender begrüßte der Unterzeichnete die Versammlung und gedachte zunächst der Toten. Hier seien nochmals die Namen derjenigen genannt, die sich um die mittelbadische Heimatforschung verdient gemacht haben. Außer Otto Ernst Sutter und August Glatz, denen im Jahrbuch 1970 ein Nachruf gewidmet wurde, sind dies: Prof. Fritz Langenbeck, Bühl, der sich als Ortsnamenforscher große Verdienste erworben hat (siehe die Abhandlung „Besiedlung der Ortenau in geschichtlicher Zeit“ in „Die Ortenau“ 1960), Regierungspräsident Dr. Paul Wäldin, Lahr, Konrektor i. R. Günther Krusche, Triberg, der Verfasser der Abhandlung „Das Triberger Heimatmuseum“ in unserem Jahrbuch 1970, Stadtrechner und Archivar Ferdinand Hänfle, Wolfach, der das Wolfacher Stadtarchiv nach modernen Gesichtspunkten geordnet hat und als Familienforscher bekannt geworden ist, Bundesbahndirektor Prof. Rudolf Friedmann, Offenburg, der Verfasser der Abhandlung „125 Jahre Eisenbahn in Offenburg“ in „Die Ortenau“ 1969, und der Hansjakob-Forscher Bernhard Kremann, Münster i. W., der in unserem Jahrbuch eine Hansjakob-Bibliographie veröffentlicht hat. Der Verein wird allen verstorbenen Mitgliedern ein dankbares Gedenken bewahren.

Das Jahrbuch 1970 dürfte alle Mitglieder mit Genugtuung und Freude erfüllt haben. Die Finanzierung des fast 500 Seiten umfassenden Bandes bereitete jedoch erhebliche Sorgen, die den Vorsitzenden veranlaßten, Behörden und Firmen um finanzielle Hilfe zu bitten. Das Regierungspräsidium Südbaden sowie die Kreisverwaltungen Bühl, Kehl und Offenburg leisteten beachtliche Druckkostenzuschüsse. Weitere Spenden erhielt unser Verein von folgenden Geldinstituten und Firmen: Bezirkssparkasse und Volksbank Offenburg, Glasplakatefabrik Fritz Borsi KG, VIVIL Müller & Co., Ph. Kirsch, Fabrik für Bierausschankanlagen, Stahlbauwerk Gust. Müller, Günter Spinner KG, Modehaus Hans Keilbach, Franz Wroblewski KG und Fabrikant Klaus Hahn, sämtliche in Offenburg, Glashütte Achern und Keramische Fabrik Georg Schmider, Zell a. H. Den edlen Stiftern sei für ihre Unterstützung der verbindlichste Dank des Vereins ausgesprochen. Auch den Stadtverwaltungen sei für die Übernahme von Klischeekosten bestens gedankt.

Dann gab der Vorsitzende den Mitgliedern davon Kenntnis, daß Dr. Hitzfeld das Amt des Schriftleiters zur Verfügung gestellt hat. Seit 1962 hat derselbe unser Jahrbuch vorbildlich gestaltet. Für die neun Jahre lange selbstlose Arbeit im Dienste der mittelbadischen Heimatforschung sprach der Vorsitzende dem Abwesenden im Namen des Vereins den aufrichtigen Dank aus. Er konnte der Versammlung aber auch die erfreuliche Mitteilung machen, daß durch die Vermittlung des 2. Vorsitzenden, Oberstudiendirektor Mechler, Herr Dr. Erwin Dittler, Goldscheuer, sich bereit erklärt hat, den Schriftleiterposten zu übernehmen. Zu seiner Unterstützung wurde ein Redaktionsausschuß gebildet. Diesem gehören bis jetzt außer den Vorstandsmitgliedern die Herren Kurt Klein, Manfred Hildenbrand und Josef Naudascher an.

Unser Schatzmeister, Herr Dr. Rubin, ergänzte die Ausführungen des Vorsitzenden bezüglich des Jahrbuches und gab die Jahresabrechnung für 1970. Er gab zu bedenken, daß die gegenwärtige Finanzlage dazu zwingt, sich im nächsten Jahre mit einem Band von wesentlich geringerem Umfang zufrieden zu geben. Mit Bedauern mußte die Ver-

sammlung zur Kenntnis nehmen, daß Dr. Rubin den Rechnerposten aus gesundheitlichen Gründen niederlegen müsse. Der Vorsitzende dankte ihm für die hervorragende Arbeit, die er dem Verein 32 Jahre lang geleistet hat, und bat die Mitglieder der Offenburger Gruppe, ihm bei der Suche nach einem Nachfolger behilflich zu sein.

Das historisch-topographische Ortslexikon des Kreises Wolfach konnte leider immer noch nicht gedruckt werden, weil die Luftphotos der Gemeinden noch nicht vollzählig sind. Die Herausgabe wird aber im Laufe des Winters erfolgen können.

Im Interesse einer Aktivierung des Vereinslebens in den Mitgliedergruppen empfahl der Vorsitzende den Obleuten, gemäß den Vereinssatzungen auch die Schriftführer- und Rechnerposten zu besetzen. Sein Vorschlag, die Vorstandsmitglieder der 20 Gruppen im Frühjahr 1971 zu einer Konferenz nach Offenburg einzuladen, wurde gutgeheißen. Als Tagungsort für 1971 wurde Ettenheim bestimmt.

Mit dem Dank des Vorsitzenden an alle Mitarbeiter schloß die geschäftliche Sitzung.

Zur Festsitzung im kleinen Saal der Stadthalle konnte der Vorsitzende viele Heimatfreunde und Ehrengäste begrüßen. Einen besonderen Willkommgruß entbot er den Herren Bürgermeister Dr. Müller, Kehl, und Landrat Schäfer, Kehl, und dankte ihnen für das Wohlwollen, das sie den Bestrebungen unseres Vereins jederzeit entgegenbringen. In seinem Grußwort teilte Landrat Schäfer mit, daß man an die Herausgabe eines Liederbuches des Kreises Kehl denke; es enthalte viele Volkslieder, die nur im Hanauerland gesungen werden. Weitere Willkommgrüße galten den Herren Landtagsabgeordneten Ruder, Studienprofessor Schilli, Freiburg, sowie Historikern aus dem Elsaß: Professor Camille Schneider, Stadtarchivar Dr. Wittmer, Dr. Thomann, Vizepräsident des Geschichtsvereins Zabern und Umgebung, Dr. Traband, Straßburg, ferner Professor Matt, Bouxwiller, und Abbé Stehlé, Barr. Die Tatsache, daß diese elsässischen Historiker der Einladung Folge geleistet haben, ist ein Beweis für den guten Kontakt, den der Zweigverein Kehl-Hanauerland mit den befreundeten Geschichtsforschern jenseits des Rheins pflegt.

Die Feierstunde wurde von einem Schülertrio des Einstein-Gymnasiums musikalisch umrahmt. Der Vorsitzende erinnerte daran, daß der Historische Verein für Mittelbaden 60 Jahre besteht. Sein Arbeitsfeld ist die Landschaft, die sich zwischen Rhein und Schwarzwaldkamm von der Bleich im Süden bis zur Murg-Oos-Linie im Norden erstreckt, also die Region Mittelbaden, um deren Erhaltung in jenen Monaten sehr gekämpft wurde. Es wurde betont, daß es unverständlich wäre, wenn dieser historisch gewachsene Raum, der jahrhundertlang in wirtschaftlicher, kultureller und kirchlicher Beziehung eine Einheit darstellte, zerrissen würde. Ferner wurde darauf hingewiesen, daß die Kehler Mitgliedergruppe heuer das 50jährige Jubiläum begehen kann. Am 25. Januar 1920 wurde sie gegründet. Der Hauptinitiator war der damalige Vikar Hermann Ginter, der spätere Konservator für kirchliche Kunstdenkmäler im Bistum Freiburg. Ihm zur Seite standen Stadtpfarrer Stengel als 1. Obmann, Realschuldirektor Mangelsdorf und Buchdruckereibesitzer Eckmann. Lange Jahre wurde die Gruppe von Reallehrer Rusch betreut. Mit dem Gefühl des Dankes wurden diese Namen genannt. Nach dem 2. Weltkrieg weckte Studienrat Wilhelm Mechler neues Leben; er übernahm die Leitung und führte, unterstützt von den Herren Hornung, Foshag, Gräßlin, Schwarz und Schneider zu einer erstaunlichen Höhe. Hier hat sich im Lauf der Jahre ein Arbeitskreis gebildet, der regelmäßig Besprechungen und Vorträge veranstaltet und für sämtliche Mitgliedergruppen unseres Vereins ein Vorbild geworden ist.

Dann dankte der Vorsitzende Herrn Oberstud.-Direktor Mechler, der seit 1965 auch das Amt des 2. Vorsitzenden bekleidet, für die sorgfältige Vorbereitung der Tagung und für die Bereitschaft, den Festvortrag zu übernehmen. Das Thema des Vortrags, der durch sehr schöne Farbdias von Herrn Helmut Schneider illustriert wurde, lautete: „Das rechtsrheinische Hanauerland in Gegenwart und Vergangenheit.“ In seiner gewohnten fesselnden Art berichtete der Referent über die geologischen Verhältnisse, das Landschaftsbild und die wirtschaftliche Entwicklung des Landstrichs und betonte, daß der Rhein in



früheren Jahrhunderten trotz Flutkatastrophen nie eine Grenze war. 40 Herrschaften hatten diesseits und jenseits des Oberrheins Besitz. Weitere Schwerpunkte der Ausführungen waren der Einfluß Straßburgs, das in wirtschaftlicher und kultureller Beziehung immer stark auf das rechtsrheinische Gebiet ausstrahlte, die Einbeziehung des rechten Rheinuferes in den Kreis der Territorialpolitik der Lichtenberger, die Gründung des Städtchens Lichtenau, das neben Willstätt ein Amtsort für den rechtsrheinischen Teil der Grafschaft Lichtenberg wurde, das Aussterben der Lichtenberger im Mannesstamm (1480) und die Nachfolge der Grafen von Hanau, die dem Landstrich den Namen gegeben haben. Mit der Feststellung, daß das Hanauerland durch seine geographische Lage und auf Grund seiner Geschichte die Verpflichtung zum Brückenschlag über den Rhein trage, schloß der ausgezeichnete Vortrag.

Nach dem Mittagessen, das im Foyer der Stadthalle eingenommen wurde, fuhren die Heimatfreunde in zwei von Oberstud.-Direktor Mechler und Rektor Schadt geführten Bussen zu den historischen Sehenswürdigkeiten des Hanauerlandes. Genannt seien das frühromanische Heidenkirchlein in Freistett, die Kirche in Hausgereut mit den sehenswerten Wandfresken aus dem 13. Jahrhundert, die Barockkirchen in Willstätt und Kork. Auf dem Korker Bühl mit den restaurierten Fachwerkhäusern gab Oberlehrer Gräßlin einen Überblick über die Geschichte des Korker Waldgerichts. In der renovierten Pfarrkirche, deren Orgel das Werk eines Silbermann-Schülers ist, wußte Helmut Schneider interessante Einzelheiten aus der Geschichte des Gotteshauses zu berichten, während Stud.-Assessor Hörnel die Orgel ertönen ließ.

Die Tagung, die mit einem Kaffeestündchen in der Kehler Stadthalle schloß, wird allen Teilnehmern in angenehmer Erinnerung bleiben.

Dr. Kähni

#### *Sitzung des Redaktionsausschusses*

Am 3. Dezember trat der Redaktionsausschuß in Offenburg zu seiner ersten Sitzung zusammen. Oberstud.-Direktor Mechler war aus dienstlichen Gründen verhindert. Schriftführer Dr. Dittler berichtete über die für das Jahrbuch 1971 eingesandten Manuskripte, zu denen Stellung genommen wurde. U. a. wurden folgende Beschlüsse gefaßt: Der Ausschuß soll nach regionalen Gesichtspunkten erweitert werden. Der Jahresband 1971 soll aus finanziellen Gründen auf ca. 260 Seiten beschränkt werden. Es sollen nur Beiträge aufgenommen werden, die dem Charakter eines historischen Vereins entsprechen. Die Schriftleitung wird bestrebt sein, Beiträge aus allen Teilen unseres Arbeitsgebietes zu erhalten, wobei die starken Mitgliedergruppen besonders zu berücksichtigen sind.

Dr. Kähni

#### *Wechsel in der Schriftleitung*

Herr Dr. Hitzfeld hat das Amt des Schriftleiters mit Rücksicht auf sein Alter niedergelegt. Neun Jahresbände hat er in vorbildlicher Weise gestaltet. Durch diese verantwortungsvolle Arbeit und mehrere wissenschaftliche Abhandlungen hat er sich um die mittelbadische Heimatforschung große Verdienste erworben. Der Dank und die Anerkennung, die wir vor zwei Jahren aus Anlaß seines 70. Geburtstages zum Ausdruck gebracht haben, sei hier wiederholt. Wir wünschen unserem bewährten Mitarbeiter einen geruhsamen Lebensabend.

Die Frage der Nachfolge konnte glücklicherweise rasch gelöst werden. Dr. Erwin Dittler, Goldscheuer, der als Heimatforscher wiederholt hervorgetreten und seit vielen Jahren Mitglied unseres Vereins ist, hat das verantwortungsvolle Amt in dankenswerter Weise übernommen. Wir hoffen, daß ihm die Gestaltung unserer „Ortenau“ auch Freude bereitet.

Dr. Kähni

### *Wechsel im Amt des Schatzmeisters.*

Als wir vor drei Jahren Herrn Dr. Otto Rubin für seine 30jährige verdienstvolle Arbeit als Rechner den verdienten Dank aussprachen, äußerten wir die Hoffnung, daß er noch viele Jahre für den Historischen Verein und damit für die mittelbadische Heimatforschung tätig sein könne. Zu unserem Bedauern mußte er mit Rücksicht auf seine Gesundheit das Amt früher als erwartet niederlegen. Es sei hier auch bemerkt, daß er gegen Ende dieses Jahres das 70. Lebensjahr vollenden wird.

Im Jahre 1937 wurde Dr. Rubin das Amt des stellvertretenden Rechners übertragen. Seit 1938 hat er als Rechner des Hauptvereins mit äußerster Gewissenhaftigkeit und Umsicht gearbeitet. Wenn unser Verein in den zurückliegenden Jahren eine erfreuliche Entwicklung genommen hat, ist dies zu einem guten Teil ihm zu verdanken. Es sei auch betont, daß die gesamte Vereinsarbeit ehrenamtlich geleistet wird und daß unser Schatzmeister sein Amt in selbstloser Weise ausgeübt hat.

Wir, Vorstand und Mitglieder, sprechen unserem langjährigen Rechner aufs neue unsere uneingeschränkte Anerkennung und unseren wärmsten Dank aus. Wir wünschen ihm und seiner verehrten Gattin, die ihm immer treu zur Seite stand, Gesundheit und einen glücklichen Lebensabend.

Erfreulich ist die Tatsache, daß der Posten bereits wieder besetzt werden konnte. Herr Oberstudiendirektor Heiner Krum, Offenburg, hat sich in entgegenkommender Weise bereit erklärt, das verantwortungsvolle Amt zu übernehmen. Wir danken Herrn Direktor Krum und hoffen, daß auch ihm die Arbeit zum Wohl unseres Vereins Freude bereiten möge.

Dr. Kähni

### *Jahreshauptversammlung 1969*

Am Sonntag, dem 12. Oktober 1969, fand die Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Haslach i. K. statt. In der geschäftlichen Sitzung im Kaufhaus-Saal stellte Vorsitzender, Studienprofessor Dr. Kähni, mit Freude fest, daß der Historische Verein inzwischen eine Mitgliederzahl von 2000 erreicht habe, somit sei er der größte Geschichtsverein der Bundesrepublik. Unter dem herzlichen Beifall der versammelten Obleute der einzelnen Ortsgruppen wurde der Haslacher Oberregierungs- und Baurat a. D. Franz Schmider für seine großen Verdienste während der letzten zwanzig Jahre zum Ehrenmitglied des Vereins ernannt. Bei den Vorstandswahlen wurde der alte Vorstand wiedergewählt. Daß man um den Fortbestand des Historischen Vereins für Mittelbaden einstweilen keine Sorge zu haben brauche, bewies nicht nur der gute Besuch der anschließend im katholischen Pfarrsaal stattfindenden Festsitzung, zu der auch viele junge Teilnehmer erschienen waren, sondern auch die Tatsache, daß die Referenten der beiden Vorträge, die gehalten wurden, ebenfalls noch jüngeren Jahrgängen angehören.

Feierlich umrahmt wurde die Festsitzung durch Musik aus dem 18. Jahrhundert, ausgeführt von einem Streichquartett. Prof. Dr. Kähni konnte neben dem Landrat des Kreises Wolfach, Werner Ackenheil, und dem Haslacher Bürgermeister, Josef Rau, auch die Geistlichen der beiden Konfessionen, zahlreiche Gemeinderäte und Kreisverordnete sowie den stellvertretenden Direktor des Konkordia-Verlages, Langenkamp (Bühl), begrüßen. Nach den Grußworten von Bürgermeister Rau hielt der Vorsitzende der Haslacher Ortsgruppe, Reallehrer Manfred Hildenbrand, den Festvortrag über „Haslachs Vergangenheit im Spiegel der Geschichte des ehemaligen Kapuzinerklosters“, in dem die wechselvolle Geschichte des ehemaligen Haslacher Klosters geschildert und in den Zusammenhang der geschichtlichen Entwicklung Haslachs gebracht wurde. In einem zweiten Vortrag sprach Rektor Alfred Schmid in kritisch fundierter Weise über das Thema: „Der Kinzigtäler Bergbau“, wozu auch Lichtbilder gezeigt wurden, die den Mineraliensammler aus Leidenschaft erkennen ließen.

Nach dem Mittagessen trafen sich die Teilnehmer der Jahreshauptversammlung zu einer Besichtigung des Haslacher Heimatmuseums im ehemaligen Kapuzinerkloster. Später wandte man sich Hofstetten zu, wo man Heinrich Hansjakobs Grabkapelle aufsuchte und schließlich im Gasthaus „Zu den drei Schneebällen“ in echt Hansjakobscher Manier den Tag mit einem „Dummissessen“ ausklingen ließ.

M. Hildenbrand

# Vom Heimatpreis der Stadt Baden-Baden

*Eine Laudatio von vorbildlicher Prägung, eine vom Kur- und Symphonieorchester unter Leitung von Generalmusikdirektor C. A. Vogt umrahmte Feier in dem schönen Weinbrennersaal des Baden-Badener Kurhauses ehrte die beiden Preisträger des alljährlichen Heimatpreises der Stadt-Baden-Baden für 1970 und 1971: den Ehrenkustos der Stadt, Apotheker Dr. Hans Rößler, und den Pfleger der Ur- und Frühgeschichte für Baden-Baden und den Kreis Bühl, Vorsitzender der Ortsgruppe des Historischen Vereins für Mittelbaden (Arbeitskreis für Stadtgeschichte), Paul Braun. Die Ausführungen des Sprechers, Stadtrat Dr. jur. Rolf Siegl, zugleich Pfleger des Gemeinderates für die Stadtgeschichtlichen Sammlungen, ehrten die beiden neuen Preisträger.*

*Sie sind u. E. über die Würdigung der beiden Preisträger hinaus auch als Darstellung der vielseitigen, meist ehrenamtlichen Tätigkeit vieler unserer Mitglieder in Stadt und Land wertvoll, so daß wir uns entschlossen haben, diese Laudatio zu bringen.*

*Es sei noch erwähnt, daß der neue Oberbürgermeister von Baden-Baden, Dr. Walter Carlein, den beiden Preisträgern noch je eine große, von unserem Mitarbeiter und Mitglied Julius Kraetz auf Pergament künstlerisch geschriebene Urkunde neben dem Preis selbst überreichte. Wir möchten noch anfügen, daß hiermit das erste Dutzend so geehrter Heimatforscher verzeichnet werden kann — und es wird auch weiterhin in gleicher Weise Dank und Anerkennung zum Ausdruck kommen; denn diese, unseres Wissens bis jetzt die einzige kommunale Ehrung dieser Art in der Bundesrepublik, vor 12 Jahren von dem damaligen Stadtrat Rolf Gustav Haebler angeregt und einstimmig vom Gemeinderat gutgeheißen, wird ohne Zweifel auch künftighin unter Kulturpflege im Haushaltplan der Stadt stehen.*

## LAUDATIO

*von Stadtrat Dr. Rolf Siegl*

Am heutigen Abend habe ich den Auftrag, die Laudatio auf die Heimatpreisträger der Stadt Baden-Baden für die Jahre 1970 und 1971, Herrn Dr. Hans Rößler und Herrn Paul Braun, zu halten. Damit erscheint die Aufgabe und der Weg, den ich zu gehen habe, eindeutig umrissen zu sein. Vor noch fünf Jahren hätte ich wohl kaum gezögert, sofort zu beginnen. Aber in einer Zeit, in der alle Werte fraglich geworden sind und auf ihren Urgehalt untersucht zu werden pflegen, erscheint doch eine Skepsis anzuklingen, ob noch die Voraussetzungen dafür gegeben sind, Bürger unserer Stadt eine Auszeichnung zu verleihen und ihre Verdienste in einer Laudatio zu würdigen. Es setzt sich aber neuerdings doch immer mehr die Erkenntnis durch, daß man von überlieferten Gebräuchen nur dann Abstand nehmen soll, wenn man imstande ist, das bisher Geübte durch etwas Neues, das auch gehaltvoll sein muß, zu ersetzen. Ich kann aber nirgends erkennen, daß sich andere Ehrungsformen anbieten, die geeignet wären, sich als echter Ersatz zu zeigen. Zusätzlich ist aber auch zu bemerken, daß es vielleicht ein gewisser Anachronismus wäre, Männer, deren Verdienste im Sammeln und Sichtbarmachen von Vergangenen bestehen, durch Ehrungsformen auszuzeichnen, die in gar keiner Beziehung zu ihrer bisherigen Arbeit stehen. Man könnte die Frage aufwerfen, ob es noch Aufgabe einer modern konzipierten Stadt sein soll, das Vergangene zu bewahren. Martin Neuffer hat in seinem Entwurf einer Städtepolitik „Städte für alle“ ein ganzes Kapitel dem Problem des Sichtbarmachens der Ge-

schichtlichkeit gewidmet; er betont die aktive Rolle des Historischen als ein lebenswichtiges Ferment. Wenn auch Neuffer die Problemstellung in erster Linie auf dem Gebiet der Erhaltung von Baulichkeiten sieht, so kann eine allgemeine pluralistische Kommunalpolitik nicht an der Vergangenheit in all ihren Erscheinungsformen vorbeigehen. Wie viel mehr hat das zu gelten für eine Stadt, die eine fast zweitausendjährige Vergangenheit hat. Unserem Altstadtrat Rolf Gustav Haebler, auch ein Heimatpreisträger, kommt großes Verdienst zu, die Schicksalskurven unserer Stadt mit ihren Höhepunkten und so oft tiefem Elend aufgezeichnet zu haben. Wenn sich Baden-Baden nun anschickt, aufzubrechen zu neuen Zielen einer modernen Welt, so können wir die Gewißheit betonen, daß es fest verwurzelt in der Vergangenheit steht und nicht die Gefahr besteht, daß es in seinem beabsichtigten Fortschrittsstreben unter Verkennung des Gewesenen aus den Pantinen kippt. Das Sammeln der Überreste, ihre Konservierung und das Darbieten muß seinen festen Platz haben in einer modernen Stadtentwicklung.

Wenn man die Aufgabe hat, eine Laudatio auf zwei Heimatpreisträger gleichzeitig zu halten, so liegt es nahe, daß man in Versuchung geraten kann, Vergleiche zwischen beiden Persönlichkeiten zu ziehen und sie etwa unter dem Gesichtspunkt von These und Antithese zu betrachten und darzustellen. Das wäre aber ein recht gefährliches Unternehmen, wenngleich es auch reizvoll sein könnte. Ich maße mir nicht an, bei einem solchen Unterfangen die bei einer Laudatio streng notwendige Objektivität zu wahren. Auch müßte man dann den Ablauf des Geschehens, dem die heutigen Heimatpreisträger unterworfen waren, in Schemata packen, die teilweise zu Überbewertung, teils zu Unterbewertung führen müßten. Die spezielle Individualität käme bei einem solchen Vorgehen zu kurz.

So soll jeder für sich, wie es sich gehört, gewürdigt werden. Aber etwaige parallelen Züge sollen doch kurz aufgezeichnet werden.

Beide sind gebürtige Baden-Badener, beide leben unter uns. Für beide ist ein wohlverständener Lokalpatriotismus die tragende Mitte. Ihr Lebenswerk auf dem Gebiet der Heimatpflege zu würdigen, bedeutet, einen Blick zu werfen auf die Zeit und den Raum, in dem sie sich bewegt haben, um aus vergleichenden Momenten den Standpunkt und den Wert, den sie einnehmen, zu erfassen.

Eine Einschränkung gilt für beide, es ist unmöglich, den ganzen Lebensablauf der diesjährigen Heimatpreisträger darzustellen und zu verdeutlichen. Im Vordergrund hat die heimatpflegerische Tätigkeit zu stehen, die allerdings keineswegs völlig losgelöst von Herkunft, Beruf und allgemeinem Lebensschicksal gesehen werden kann. Mannigfach ist der allgemeine Lebensablauf verwoben mit dem, für das die Heimatpreisträger heute ausgezeichnet werden sollen.

Ich will dabei auch verdeutlichen das darin enthaltene Phänomen des individuellen Verhältnisses des „ich“ zum „wir“. Es müssen ganz bestimmte Impulse vorhanden sein, daß ein Bürger neben seinem Beruf und neben sonstigen privaten Interessen sich für bestimmte Belange der Allgemeinheit, seiner Stadt außer der Reihe einsetzt. Ich glaube, soziologisch gesehen, ist es noch wenig erforscht, welche Antriebskräfte da im einzelnen wirksam werden. Aber sie sind da, die Allgemeinheit, ihre Organisationen, ja die ganze Stadt profitiert davon. Es ist auffallend, daß vielfach in neuen größeren Siedlungsräumen, neuen Stadtteilen, in Satellitenstädten, sich nur sehr schwer das entwickelt, was man als bürgerliches Leben bezeichnet; das scheint doch zu zeigen, daß Bürgersinn einer gewissen traditionell bedingten Verwurzelung bedarf, um effektiv zu werden. Wir werden sehen, daß diese Voraussetzungen bei unseren Heimatpreisträgern gegeben sind.

Wenn ich bisher ausführen durfte, daß ein Heimatpreisträger insbesondere im Zusammenhang mit seiner Stadt gesehen werden muß, so gilt dies im Falle unseres Heimatpreisträgers Dr. Hans Rössler in noch stärkerem Maße für die Familien-Bezogenheit. Er wurde am 15. September 1889 als Sohn des Hofapotheekers Dr. Oskar Rössler geboren; seine Mutter Helene war eine Tochter des damals bekannten Hoteliers Messmer, in dessen Haus der deutsche Kaiser Wilhelm I. jahrzehntelang weilte. Dr. Hans Rössler war somit in eine alte Baden-Badener Bürger-Dynastie hineingeboren, die das Leben der Stadt lange Zeit be-

fruchtend gestaltet hat; auch ich bin ein Ur-Ur-Ur-Enkel des Messerschmidts und Lammwirts Ignatius Rößler. Es kann kein Zweifel geben, daß die Persönlichkeit des Vaters unseres Heimatpreisträgers diesen mitgeformt hat. Lassen Sie mich daher dessen Lebensablauf kurz skizzenhaft streifen. Über die Schwelle der Hofapotheke kam täglich die Prominenz der Bürger und der Kurgäste, nicht nur um Medizin zu kaufen, sondern um Konservation zu betreiben, auf badisch um ein „Schwätzle“ zu machen. Es kann daher kein Wunder nehmen, daß man von der „Schwatzapotheke“ sprach: Das war aber keineswegs despektierlich gemeint. Aus heutiger Sicht möchte ich eine solche Begegnungsstätte als das betrachtet sehen, wo der Kunde noch der Bekannte, der Mensch, ist, zu dem es Beziehungen gibt, wo man nicht nur als bloßer Konsument behandelt wird. Ich glaube, etwas von diesem Fluidum ist heute noch in der Sophienstraße zu bemerken. Dr. Oskar Rößler war neben seiner umfangreichen wissenschaftlichen Arbeit auf dem Gebiet der Quellenforschung besonders aber auch schriftstellerisch auf dem Gebiet der Erforschung und Erfassung der Heimatgeschichte tätig. Die 1892 geschaffenen Stadtgeschichtlichen Sammlungen hatten in ihm einen großen Förderer.

Nicht vergessen soll sein, daß Dr. Oskar Rößler 25 Jahre Stadtrat war, sein Enkel Dr. Rolf Rößler ist jetzt in seine Fußstapfen getreten, eine Erscheinung, die in Baden-Baden nicht ganz selten ist, daß Söhne und Enkel auch kommunalpolitisch tätig sind.

Eine solche familiäre Umwelt hat sicherlich den Boden für die spätere heimatpflegerische Beschäftigung vorbereitet. Als ich vor einiger Zeit in der „Ortenau“, den Mitteilungen des Historischen Vereins für Mittelbaden schmökerte, da fand ich im Jahresband 1931 einen Nachruf auf August Rößler, den Schloßherrn von Neuweier, eine führende Persönlichkeit dieser Vereinigung von Heimatforschern; dabei war auch sein Bild; es war frappierend die Ähnlichkeit von August Rößler mit seinem Neffen Dr. Hans Rößler festzustellen. Auch von dorthier dürften Impulse gekommen sein.

Lassen Sie uns nun die allgemeinen Lebensdaten kurz durchgehen. Nach Besuch des Humanistischen Gymnasiums, Studium der Pharmazie, das mit der Examensnote summa cum laude beendet wird. Der Erste Weltkrieg sieht ihn als Kriegsfreiwilligen bei der Artillerie. Beim Sturm auf Langemark wird er schwer verwundet, ich habe aber noch nie pathetische Worte von ihm über den Langemark-Mythos gehört. Dr. Hans Rößler trat dann in die Apotheke seines Vaters ein, die er nach dessen Tode alleine fortführte, bis er sie vor wenigen Jahren seinem Sohn Dr. Rolf Rößler übergab. Von heimatpflegerischer Sicht verlief sein Leben zunächst ereignislos. Er hat selbst gesagt, daß er sich mit stadtgeschichtlichen Fragen kaum beschäftigt hat, weil er der Meinung war, sein Vater habe auf diesem Gebiet genug geleistet, was bliebe da noch für den Sohn viel herauszuholen, wenn schon fast alles gesagt sei. In dieser Einstellung zeigt sich eine wesentliche Eigenart Dr. Hans Rößlers: seine Bescheidenheit, sein Bestreben, von sich, seiner Person und Tätigkeit kein Aufsehen zu machen.

Ich sprach früher von der Bezogenheit des Individuums zur Umwelt. Die war es in beinahe schicksalhaft zu nehmender Weise, die bewirkte, daß der Heimatpreisträger nun begann tätig zu werden und zu bleiben. Nach dem Kriegsende mit seinen oft chaotischen Verhältnissen wurde Dr. Hans Rößler von der Besatzungsmacht als politisch Unbelasteter mit der Ordnung des Apothekerwesens im mittelbadischen Raum beauftragt; auch hier hat er im stillen, von der Öffentlichkeit fast unbemerkt, viel Gutes getan, auch hier kam er von der nicht gesuchten Aufgabe auf längere Sicht nicht los; bis 1959 war er in führenden Positionen seiner berufsständischen Organisationen tätig.

Ganz unabhängig davon trat ein Ereignis ein, das die Hinwendung zur Heimatpflege zur Folge hatte. Jahrzehntlang waren die stadtgeschichtlichen Sammlungen mit ihren wertvollen Beständen in dem Gebäude Ecke Luisen-/Inselstraße untergebracht. Als nach Kriegsende die Besatzungsmacht auch dieses Gebäude requirierte, wurden die Bestände teilweise in den Garten des Hamilton-Parks geworfen. So war die große Gefahr, daß Unberechtigte sich diese aneignen konnten. Ohne Geheiß und Auftrag ergriff Dr. Hans Rößler nun die Initiative. Er stellt die Bestände sicher. Die Stadtverwaltung lieh ihm ihre Unterstützung,

wichtiger war aber, daß ein hoher General der französischen Besatzungsmacht einen „Lettre de protection“ ausstellte. Nun konnte ein neuer Unterbringungsort für die Stadtgeschichtlichen Sammlungen gesucht werden; sie wurden schließlich auch auf Betreiben von Dr. Hans Rößler gefunden im Marstallgebäude des Neuen Schlosses. Es ergab sich beinahe zwangsläufig, daß er von der Stadtverwaltung mit der kommissarischen Verwaltung des Amtes des Konservators der Stadtgeschichtlichen Sammlungen betraut wurde. Aus dem Provisorium wurde ein Definitivum, eben nicht selten bei der Betrauung solcher Ämter.

Nach über 20jähriger Tätigkeit wurde er am 21. 1. 1970 auf seinen wiederholten Antrag von diesem Amt entbunden und als seine Nachfolgerin die bewährte Heimatforscherin und Heimatschriftstellerin Frau Margot Fuß durch Herrn Oberbürgermeister Dr. Carlein eingeführt.

Es liegt offenbar in der Art, daß derartige Beschäftigungen meist in der Stille, ohne daß die Bürger davon Kenntnis nehmen, ausgeübt werden. Dies gilt in der Person von Dr. Hans Rößler um so mehr, als er, wie gezeigt, es verstand, sein Licht unter den Scheffel zu stellen. Aber drei Ereignisse sind doch zu verzeichnen, die sein Wirken in der Öffentlichkeit sichtbar machten.

Am 21. 10. 1964 wurde Dr. Hans Rößler vom Gemeinderat der Stadt Baden-Baden zum Ehrenkustos der Stadtgeschichtlichen Sammlungen ernannt.

Am 11. November 1965 erhielt er aus der Hand des damaligen Oberbürgermeisters Dr. Schlapper das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.

Schließlich wurde er am 21. Januar 1970 in einer öffentlichen Sitzung des Gemeinderats feierlich aus dem Amt als Konservator verabschiedet.

Viel schwieriger ist es, bei dieser verhaltenen Art des Heimatpreisträgers deutlich zu machen, worin im eigentlichen die Verdienste liegen. Wenn ein Autor eine Schrift vorlegt, dann ist dies eine Manifestation, ebenso wenn man in Zeitungen und Zeitschriften in mehr oder weniger dichter Folge Artikel erscheinen läßt. Diese Zeugnisse liegen vor; wenn man aber die Kleinarbeit würdigen soll, deren Häufung die Tätigkeit ausmacht, dann ist es unsagbar schwer, die Verdienste zu verdeutlichen. Es ist doch nur als unzulänglicher Versuch zu werten, wenn man daran geht, einiges in den Vordergrund zu rücken. Die Verbringung und Einrichtung der Stadtgeschichtlichen Sammlungen im Marstallgebäude des Neuen Schlosses brachte ein Unmaß von Arbeit. Das gleiche galt für den Fortbestand. Es gab da kaum Höhepunkte, die aus der Alltagsarbeit herausragten. So kann genannt werden die Rückkehr der sogenannten Korker Glocke aus dem 17. Jahrhundert. Dr. Hans Rößler war bemüht, was als sammlungswert erschien, den Sammlungen einzuverleiben und es dort sichtbar zu machen.

Als gemeinderätlicher Pfleger der Stadtgeschichtlichen Sammlungen weiß ich davon, mit welchem Nachdruck und Zähigkeit Dr. Hans Rößler um die Erlangung manches Ausstellungsstücks kämpfte und wie er besorgt war, daß Leihgaben wieder zurückkamen. Ein besonderes Verdienstmoment sehe ich aber, daß er die Tätigkeit als moralische Bürgerpflicht, als selbstverständlich ansah und danach handelte. Damit korrespondiert, daß er allen Ehrungen aus dem Wege zu gehen suchte. Es war manchmal schwer, ihn zu veranlassen, dabei anwesend zu sein.

Zwar gibt es nur wenig schriftliche Zeugnisse seiner Tätigkeit. Aber in vielen Aussprachen, Reden und Bemerkungen zeigte sich, daß er voller Kenntnis der geschichtlichen Zusammenhänge unserer Stadt ist. Er ist aber immer bemüht, auch andere an diesem Wissen teilnehmen zu lassen. So rundet sich das Bild eines Mannes, der sich um die Heimatpflege unserer Stadt verdient gemacht hat. Verwurzelt in der Tradition seiner Familie, seines Standes, seiner Stadt hat er Akzente für die Weitergabe des historischen Bestandes gesetzt.

Wenden wir uns dem Heimatpreisträger für das Jahr 1971, Herrn Paul Braun, zu.

Ich habe eingangs gesagt, daß ich aus wohlwogenen Gründen bewußt von einer Gegen-

überstellung absehen werde; ich habe nur einige parallelen Aspekte herausgestellt. Man wird aber bei der Würdigung von Paul Braun bemerken, daß zwar der Lebensablauf, der Beruf, die Art der Tätigkeit der beiden Heimatpreisträger sich unterscheiden, daß aber die Liebe zur Heimat und die heimatpflegerische Betätigung das verbindende Glied sind.

Wenn man Paul Braun im Monteurkittel mit einer Kabelrolle über der Schulter und der Monteurtasche schweren Schrittes durch die Stadt gehen sieht, dann ahnen nur wenige, daß man den größten und erfahrungsreichsten örtlichen Experten auf dem Gebiet der Ur- und Frühgeschichte vor sich hat.

Seine allgemeinen Lebensdaten sind kurz zusammenzustellen. Geboren am 1. 4. 1906 in Baden-Baden, erlernte er nach dem Volksschulbesuch bei der damals hoch angesehenen Firma Thiergärtner, das Elektrohandwerk; nun, nach Erreichung des 65. Lebensjahres, wird er Rentner. Über seine Kriegsjahre komme ich noch im Zusammenhang zu sprechen. Man nimmt gemeinhin an, daß die Erforschung der Ur- und Frühgeschichte die Sache und Aufgabe studierter Fachgelehrter sei. Aber es ist nicht ganz selten, daß gerade Laien sich im örtlichen Bereich dieser Aufgabe angenommen haben — keiner rief sie, sie kamen von selbst. Es sind Autodidakten, die sich ihr profundes Wissen in ihrer Freizeit angeeignet haben. Ein Musterbeispiel ist Paul Braun.

Man kann hier die Frage stellen, welche Momente ausschlaggebend sind, daß man sich aus ganz anderer beruflicher Tätigkeit einem wenig populären Forschungsgebiet zuwendet, wie der Ur- und Frühgeschichte.

Wahrscheinlich muß da eine Veranlagung vorhanden sein, zu den Ahnen Brauns zählt auch der bekannte badische Historiograph Alois Schreiber.

Es sind beinahe Histörchen, die berichtet werden aus der Jugendzeit Paul Brauns, die das wache Interesse des Knaben an geschichtlichen Funden zeigt. Im Alter von 8 Jahren fand er im Gebiet der Fremersbergstraße eine alte Münze, es ist zwar keine römische, wie man erzählt; und im Altschloßwald fand er eine Pfeilspitze, es war zwar keine vorgeschichtliche, sondern nur eine indianische, die offenbar Buben bei Indianerlesspielen dort zurückgelassen hatten. Das zeigt, daß in Paul Braun schon in frühen Jahren das Interesse an dem, was früher war, geweckt war. Und mit einem bis heute nicht erlahmenden Eifer und einer Zähigkeit sondergleichen wollte er immer mehr wissen, was früher war. Er begnügte sich keineswegs mit dem, was darüber in Büchern berichtet wurde, sondern fing an, selbst zu forschen.

Es gibt aber sicherlich nur wenige Gebiete, bei dem eine Forschung so schwierig ist, wie auf dem Gebiet der frühesten Vergangenheit der Besiedlung unserer Heimat.

Um hierbei tätig sein zu können, muß man wissen, wo man vielleicht was finden kann, und wie das aussehen kann. Paul Braun fing an, alles Erreichbare auf diesem Gebiet — und dieses Schrifttum ist sehr oft nicht leicht erreichbar — nicht nur zu lesen, sondern als dauernden, jederzeit greifbaren Besitz in sich aufzunehmen.

Hinzu kommt nun aber, daß eine intuitive Begabung vorhanden sein muß, auch etwas „Altes“ aufzuspüren, es zu finden. Wenn man auch nur oberflächlich weiß, was Paul Braun in Jahrzehnten zusammengetragen hat, dann wird klar, daß er auf diesem Gebiet eine eigenartige Naturbegabung hat.

Ein drittes muß hinzukommen, damit auf dem Gebiet der Ur- und Frühgeschichtsforschung ein Erfolg beschieden ist, der Fleiß. Jahrzehntlang zieht Paul Braun an jedem Wochenende bei Wind und Wetter auf Äcker, Wiesen, Rebbergen und Wegen umher, zu Fuß, zu Rad und mit dem Moped.

Erst alle drei Komponenten: Wissen, das Spürgefühl und der Fleiß machen das aus, was Paul Braun befähigt hat, jahrzehntlang heimatpflegerisch so erfolgreich zu arbeiten. So kam es, daß er seit 1938 Mitarbeiter der ur- und frühgeschichtlichen Denkmalpflege wurde. 1943 wurde er Pfleger des Amtes für Ur- und Frühgeschichte für die Stadt Baden-Baden und den Stadtkreis Bühl. Als er 1948 aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrte, nahm er diese Tätigkeit wieder auf und führte sie bis jetzt durch.

Der Krieg und seine Folgen haben überdies auch spezifische Auswirkungen auf die Forschungsarbeit Paul Brauns gehabt. Als er 1940 als Soldat in Polen war, da sah er einen Hügel, der ihm als Kenner fundverdächtig aussah; er suchte dort und machte reiche steinzeitliche Funde. Als er nach 1943 aus dem Wehrdienst entlassen wurde, da kümmerte er sich um die Sicherstellung der Stadtgeschichtlichen Sammlungen im Hinblick auf den Bombenkrieg. So ist es ihm zu verdanken, daß die einzigartige Sammlung der Baden-Badener Porzellan-Manufaktur aus dem 18. Jahrhundert und anderes Zerbrechliches in einem Tresor im Kellergeschoß untergebracht wurde und es so heute noch vorhanden ist. Als er dann 1945 wieder eingezogen wurde und in französische Gefangenschaft geriet, die bis 1948 dauerte, da ließ auch dort sein Forschungseifer nicht nach. Im Kriegsgefangenenlager hatte man Gemüsebeete angelegt und die dabei hinderlichen Steine auf einen Haufen geworfen. Als Paul Braun einmal da vorbeiging, sprang eine Katze weg, sie war auf einem prähistorischen Steinbeil gesessen; er fand dort noch drei weitere.

Die Bedeutung der Arbeit Paul Brauns kann man vielleicht daraus ermessen, daß man im Jahre 1937 im Jahresband der Badischen Heimat nachlesen kann, daß von der Altsteinzeit in unserer Gegend jede Spur fehlte und von einer festen Besiedelung in der Jungsteinzeit nicht die Rede sein könne. Seit dieser Zeit hat Paul Braun Hunderte von Fundstellen aufgespürt und so bewirkt, daß die bisher leere Fundberichtskarte zahlreiche stärkere und schwächere Tupfen erhalten hat. Paul Braun wies nach, daß im Mesolithikum, in der Mittleren Steinzeit, 7000—3000 vor der Zeitwende, unsere Gegend verhältnismäßig intensiv besiedelt war. Vor allem die umfangreichen Funde in Halberstung mit ihrem Jaspis-Material waren aufschlußreich. Durch zahlreiche Funde konnte er Beziehungen aus mittelsteinzeitlicher Besiedlung auf dem Seelachgelände und dem Murgtal eindeutig nachweisen. Es ist gänzlich unmöglich, hier alles aufzuzeigen, was Paul Braun fand und deutete. Es sei nur noch einiges stellvertretend genannt: das Urnengrab auf dem Heizenacker bei Oos aus der Hallstattzeit, die Funde aus der Fliehbürg auf dem Battert, die zahlreichen Funde aus der Römerzeit, die Terrasigelata-Funde, die Keramikfunde aus der Langenstraße, die Funde bei dem Neubau im Bäderviertel. Auch die karge Geschichte der Alemannenzeit belebte er durch Funde der Familiengräber auf der oberen Haul. Noch zu nennen sind die Funde aus dem Brandschutt des Alten Schlosses.

Das, was Paul Braun tat, ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Lebenswerk. Als Autodidakt erwarb er ein Wissen, um das ihn mancher Akademiker beneiden kann. Darauf fußend wies er im hiesigen Gebiet über 250 Stellen vorgeschichtlicher Besiedlung nach, neben vielen anderen Funden. Und immer noch ist er unermüdlich forschend tätig.

Seit dem Tode des hochverdienten Fachmannes auf dem Gebiet der Geologie der Baden-Badener Senke, Prof. Dr. Bilharz, auch einem Heimatpreisträger, hat sich Paul Braun ein zusätzliches Betätigungsfeld gesucht. Es war zwar naheliegend, daß man sich auf dem Gebiet der Forschung der Ur- und Frühgeschichte randweise mit der Geologie beschäftigen muß. Der Forschungseifer Paul Brauns erstreckte sich auch auf dieses Gebiet; auch hier wieder mußte er sich alles autodidaktisch aneignen und die Erfolge blieben nicht aus. Wochenende auf Wochenende bringt er beachtliche Fundstücke mit. Er schließt hier eine Lücke, die durch den Tod von Prof. Dr. Bilharz gerissen war.

Einer der bekanntesten Heimatforscher und Heimatschriftsteller, Hermann Eris Busse, hatte einen Wahlspruch: „Nit luck loo“, ich darf das für Nichtallemannen zwar etwas unzulänglich interpretieren: nicht nachlassen in seiner Tätigkeit. Das könnte auch der Wahlspruch Paul Brauns sein. Das Wort bedeutet keine billige oder eitle Reflexion, sondern ist der tatsächliche Inhalt seines vitalen und unverwüstlichen Seins. Man kann wirklich von einer sachbezogenen Besessenheit sprechen; er forschte aus Liebe zur Sache. Eng damit geht einher, daß es Paul Braun nicht liegt, um Sympathie zu werben, er meidet das Aufsehen, den lauten Lärm der Öffentlichkeit, er gehört zu der Kategorie der Stillen im Lande. Er imponiert deshalb durch die natürliche Schlichtheit seines Wesens, durch die Geradheit und Offenheit seines Handelns und insbesondere durch seinen nie nachlassenden Fleiß und Eifer. Beruflich ist er jetzt in den Ruhestand getreten. Er und alle Heimatfreunde mit



ihm hoffen und wünschen, daß er noch viele Jahre auf seinem Fachgebiet zum Wohle unserer Heimatstadt tätig sein kann und wird.

Zu Beginn meiner einleitenden Betrachtungen konnte ich ausführen, daß das Erforschen und Sichtbarmachen der Vergangenheit für die kommunale Entwicklung von ganz besonderer Bedeutung ist. Es sind nur ganz wenige, die sich, meist ehrenamtlich tätig, dieser Aufgabe widmen. Und es hat den Anschein, daß ihre Zahl weniger wird, daß insbesondere der Nachwuchs aus der Jugend fehlt. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, Wege aufzuzeichnen, wie dieser Kalamität begegnet werden soll. Das Problem soll aber aufgezeichnet werden. Man kann niemanden zu einer echten heimatpflegerischen Tätigkeit beordern. Fähige, fachlich geschulte, sei es auf Hochschulen, sei es auf autodidaktischer Weise Herangebildete müssen auch in künftigen Jahrzehnten bereitstehen. Es wird gerade hier in Baden-Baden im Zuge der Aktivierung der Stadt und des Kurortes unausweichbar sein, daß vieles aufgegraben wird. Dann müssen Bürger da sein, die auf Grund ihres Fachwissens geeignet sind, die Funde zu bergen, zu deuten, zu konservieren und dann der Allgemeinheit darzubieten. Die Heimatpfleger in Baden-Baden werden daher in den kommenden Jahren, da sie zumeist schon in das zweite Jahrzehnt eingetreten sind, danach zu trachten haben, Nachwuchs heranzubilden.

„Laudare“ heißt „loben“. Ich habe versucht, dies zu tun. Dazukommen aber muß das „gratias agere“, das Danksagen. Die Bürger, die Verwaltung und auch der Gemeinderat nehmen solche heimatpflegerische Tätigkeit, wie sie die beiden Heimatpreisträger erfüllt haben, kaum zur Kenntnis, geschweige denn zollen sie ihr Anerkennung. Man müßte jedoch allen, die still und bescheiden auf überaus vielen Gebieten aus freien Stücken für die Bürger tätig sind, viel mehr danken. Die Vielfalt und Mannigfaltigkeit des bürgerlichen Lebens, wie wir es in unserer Stadt haben, wird getragen von einer Unzahl von Mitarbeitern. Ihnen sollte viel mehr gedankt werden; solche Tätigkeit ist heute eben nicht mehr selbstverständlich. Und stellvertretend für viele, die auf dem Gebiete der Heimatpflege der Stadt Baden-Baden tätig sind, soll so den Heimatpreisträgern der Stadt Baden-Baden für die Jahre 1970 und 1971, dem Ehrenkustos der Stadtgeschichtlichen Sammlungen, Dr. Hans Rößler, und dem Kreispfleger für Ur- und Frühgeschichte, Paul Braun, gedankt werden.

## Berichte der Mitgliedergruppen

### Tätigkeitsbericht Baden-Baden (Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden)

Es mag über die Stadt und den Kurort Baden-Baden hinaus interessieren, was im Rahmen der hiesigen Gruppe des *Historischen Vereins für Mittelbaden* (HV) in den vergangenen Jahren geleistet wurde; wir haben darüber an dieser Stelle bisher nur gelegentlich berichtet; nun aber scheint es an der Zeit, einen zusammenfassenden Bericht zu geben, über alles, was unter dem Vorsitz von Karl Jörger und Rolf Gustav Haebler erarbeitet wurde.

Vor über zehn Jahren sind die Vorstände der hiesigen Ortsgruppen der „*Badischen Heimat*“ und des „*Historischen Vereins für Mittelbaden*“ dahin übereingekommen, daß die BH die sozusagen nach außen wirkenden Aufgaben — Öffentliche Vorträge und heimatkundliche Fahrten — übernimmt, während die relativ wenigen Mitglieder des HV sich im wesentlichen auf die besonderen Aufgaben der stadtdenkmaltypischen Forschung konzentrieren soll-

ten. Diese, sozusagen kommunale freiwillige Organisation der Heimatpflege fand denn auch volle Zustimmung bei dem Gemeinderat und der Stadtverwaltung, was dadurch zum Ausdruck kam, daß die Stadt nun drei wesentliche Unterstützungen für diese Tätigkeit gab: so erhielt die BH einen jährlichen Zuschuß von 1000 DM, der HV von 4000 DM; außerdem erklärte sich die Stadt bereit, einen alljährlichen „Heimatpreis“ zu stiften in der Höhe von 1000 DM für solche Persönlichkeiten, die sich um das kulturelle Leben in Baden-Baden besonders verdient gemacht haben. Der Preis wurde seit 1960 jeweils überreicht im Rahmen einer öffentlichen Feier im Kurhaus, mit Orchester, jeweiliger Laudatio und mit einem Empfang durch den Oberbürgermeister, zu dem die führenden Persönlichkeiten des kulturellen Lebens in unserer Stadt eingeladen wurden.

Die Namen der bisher geehrten Träger des „*Heimatpreises der Stadt Baden-Baden*“ sind:  
Dr. h. c. *Otto Flake* (Schriftsteller und Historiker);

*Steff Grimm-Brenner* (Malerin);

*Rolf Gustav Haebler* (Stadtarchivar e. h., Oberschulrat i. R., Stadtrat, Schriftsteller);

*Dr. Leopold Zahn* (Schriftsteller, Vors. d. „Freunde junger Kunst“, Kunsthistoriker und Redakteur);

Dr. med. et phil. *Woldemar Braun* (Frauenarzt, Botaniker, Stadtrat);

Prof. Dr. *Alfred Bilharz* (Geologe, Historiker);

Dipl.-Ing. *Julius Kraetz* (Zeichner hist. Bauwerke, Ob.-Stud.-Rat i. R.);

*Karl Jörger* (Rektor i. R., Schriftsteller, Heimatforscher);

*Friedrich Singer* (Oberschulrat i. R., Schriftsteller, Historiker);

Dr. *Hans RÖSSLER* (Apotheker, Ehrenkustos d. St. BB, Leiter d. Stadtgesch. Sammlungen);

*Paul Braun* (Pfleger d. Kreisstelle für Ur- und Vorgeschichte Baden-Baden u. Bühl).

Die besondere Aufgabe des Akr. f. Stg. BB., deren Anreger und Bearbeiter als Redakteur R. G. Haebler seit Begründung ist, ward in den vergangenen Berichtsjahren ein überaus wertvoller Beitrag für die Geschichte der Stadt und des Kurorts als Dokumentationen über heimatgeschichtliche Themen und über Persönlichkeiten, welche in der Historie der Stadt eine besondere Rolle gespielt haben. Wir nennen nachfolgend die Verfasser und die Thematik ihrer Arbeiten:

*R. G. Haebler*: Heimatpflege, ihre Aufgaben und Verwirklichungen im Raum Baden-Baden.  
Dipl.-Bibl. *Haberichter*: Katalog der Heimatbücherei in der Stadtbibliothek Baden-Baden (2000 Titel 1600—1970).

*Karl Jörger*: Bildbestand des Stadtgeschichtl. Museums d. St. BB.

*Margot Fuß*: Chronik der Sofienstraße, I. Teil.

*R. G. Haebler*: Doctor Johannes Widmann. Markgr. bad. u. herzogl. wirtemb. Leibarzt u. Prof. an d. Univ. Tübingen.

Dr. *Lothar Brandstetter*: Forstgesch. Untersuchungen ü. d. Stadtwald BB.

*Friedrich Singer*: Franz Joseph Herr. Ein Ehrenbürger d. St. BB.

*Karl Jörger*: Aus der Geschichte der Volksschule in BB.

*Senta Hartlaub-Pohl*: Richard Pohl, Redakteur und Musikschriftsteller. Ein Lebensbild. — Mit einem Vorwort u. kommentierten Anhang (Berichte von R. P. aus dem „Badeblatt“ Baden-Baden 1864 ff.) v. R. G. Haebler.

*Friedrich Singer*: 200 Jahre Volksschule Oos (Baden-Oos).

*Eugen Wallat*: Die Straßennamen der Stadt Baden-Baden innerhalb der Gemarkungsgrenzen des 19. Jahrhunderts.

Im nächsten Band der *Ortenau* werden wir dann abschließend über die in den „*Beiträgen zur Geschichte der Stadt und des Kurorts Baden-Baden*“ weiter erschienenen Arbeiten berichten.

Außerdem sei hingewiesen auf das (in der *Ortenau* schon im Vorjahr besprochene) zwei-bändige Werk „Die Geschichte der Stadt und des Kurorts Baden-Baden“ von Rolf Gustav Haebler, I. Bd. 160 S., II. Bd. 300 S., mit rd. 100 seitengroßen Foto-Aufnahmen und Zeichnungen von Julius Kraetz. Verlag: Dr. Willy Schmidt, Baden-Baden (geb. 12,— DM und 25,— DM).

Zuletzt sei noch mitgeteilt, daß der bisherige langjährige Vorsitzende Karl Jörger sein Amt aus Gesundheitsgründen niederlegte; an seine Stelle trat Paul Braun. R-r

### *Kehl-Hanauerland 1969 und 1970*

Vortragsreihe an 6 Abenden: „Abendländische Baukunst bis 1800“ von Dr. Ernst Adam, Dozent an der Universität Freiburg i. Br.

Vortragsreihe an 6 Abenden: „Abendländische Malerei“ von Dr. Ernst Adam.

„Hanauer Bauerntracht und bäuerliches Brauchtum“ von Rektor Wilhelm Schadt, Legelshurst, in Kehl, Leutesheim, Lichtenau, Neumühl, Willstätt, Goldscheuer, Hesselshurst.

„Das Hanauerland in Vergangenheit und Gegenwart“, Farbbildvortrag von Helmut Schneider, Kork, und Wilhelm Mechler, Kehl, in Holzhausen, Korker Anstalten, Kehl, Zierolshofen und Kork.

„Bergbau und Hüttenwerke im Schwarzwald als Grundlage heutiger Industrieplätze“, Farbbildvortrag von Dr. Rudolf Metz, Karlsruhe.

„Die Wutachschlucht, ein einzigartiges Naturdenkmal“, Farbbildvortrag von Prof. Dr. Karl Eidel, Freiburg i. Br.

„Badens Weg von der Monarchie zur Republik“, Vortrag mit Lichtbildern von Oberarchivrat Dr. G. Kaller, Karlsruhe.

„2000jähriges Straßburg“, Farbbildvortrag von Wilhelm Mechler in Odelshofen.

„Die Vogesen und ihre Schönheiten“, Farbbildvortrag von Stadtarchivrat Dr. L. Sittler, Colmar.

„Grenzprobleme und Raumordnung am Oberrhein“: Geograph Dr. André Traband, Straßburg.

„Das Elsaß — unser Nachbarland — in Gegenwart und Vergangenheit“, Farbbildvortrag von Wilhelm Mechler.

„Die Astronomische Uhr im Straßburger Münster“, Farbfilm mit Tonbandaufnahmen von J. P. Rieb, Straßburg.

„Böhmen und Prag — gestern und heute“, Farbbildvortrag von Peter Hammerich, Dinkelsbühl.

„Sizilien — Schatzkammer der Kunst von Jahrtausenden“, Farbbildvortrag von Alfred Dietz, Weil am Rhein.

„Kunst und Religion im alten Ägypten“, Vortrag mit Lichtbildern von Manfred Lurker, Kehl.

„Englands Kathedralen“, Farbbildvortrag von Dr. Ulrich Lübbert, Garmisch-Partenkirchen.

„Israel heute — Staat und Volk Israel“, Farbbildvortrag von Prof. Dr. Otto Kähni, Offenburg.

Sechstägige Fahrt nach Paris, Versailles und Chartres.

Nachmittagsfahrt nach Hausgereut, Freistett, Lichtenau und zum Münster Schwarzach (Pfarrer Herb).

Tagesfahrt nach Ettlingen (Deckengemälde im Asam-Saal), Pforzheim (Reuchlin-Haus, Schloßkirche St. Michael, Schmuckmuseum), Tiefenbronn („Lukas-Moser-Altar“), Herrenalb.

Fahrt nach Karlsruhe und Besuch der Ausstellung „Spätgotik am Oberrhein“ und des Bundesverfassungsgerichtes (Verwaltungsrat Leonhardt).

Fahrt ins Kochersberger Land, zwischen Straßburg und Zabern.

Tagesfahrt nach Colmar, Ruffach, Pfaffenheim, Geberswahr, Egisheim, Neu-Breisach.

Fahrt nach Bern (Bundeshaus) und Basel.

Fahrt nach Zürich, Brugg, Windisch und chem. Kloster Königsfelden.

*Vorträge und Arbeitssitzungen im Hanauer Museum Kehl unter der Leitung von Zahnarzt Klaus Hornung.* Themen: Niederterrasse, Rheinniederung und Hochgestade, Die Alemannen am Oberrhein, Die Einflüsse der germanischen Sitten und Bräuche im Christentum, Tiermythologie in Wasserbräuchen und Hexenglaube, Die Malaria in der Rheinniederung, Die Flößerei auf der Kinzig, Besiedlung des Oberrheingebietes, Rheingold, Symbolik, Mythologie im Märchen, Weihnachtsbräuche, Osterbräuche, Auswertung der Kirchenbücher, Die Rheinbrücken Straßburg-Kehl, Der deutsche Südwesten vor 1789, Dorfordnungen im 18. Jahrhundert, Hanauer Lieder auf Tonband (W. Gräßlin, G. Schlörer, W. Schadt, Hauptkonservator A. Eckerle, Kreisarchäologe Dr. Dehn, Singen, J. Krausbeck, Wolfach, M. Lurker, K. P. Schwarz, Kl. Hornung, W. Mechler). Regelmäßige Führungen im Museum.

*Führungen:* Straßburger Münster, 5 Abendfahrten durch das beleuchtete Straßburg, Frauenhaus-Museum Straßburg, Besichtigung der Ausstellung „Napoleon und das Elsaß“, Ev. Jung-St.-Peter-Kirche, Straßburg, Vorführung der Kehler 72bändigen Voltaire-Ausgabe im Museum (Stiftung der Bezirkssparkasse Kehl).

Viele der Vorträge wurden in enger Zusammenarbeit mit der Volkshochschule des Landkreises Kehl gehalten. Leitung: Rudolf Zwahl, Kehl.

### *Hausach*

Der Historische Verein Hausach konnte mit 80 Gründungsmitgliedern im Jahre 1965 nicht nur einen guten Start, sondern auch eine Weiterentwicklung zu einem der relativ größten Ortsvereine im mittelbadischen Raum verzeichnen. U. a. dürfte dieser Erfolg auch deshalb zu verbuchen sein, daß sich unser Zusammenschluß vor allem um örtliche kulturhistorische Belange annahm, ohne der Gegenwart den notwendigen Tribut zu schulden. Im Verein sind nicht nur alle Schichten der Bevölkerung vertreten, vielmehr gehören dem Beirat jeweils die Bürgermeister von Hausach und Einbach sowie die Geistlichen der beiden Konfessionen an. Es ist gelungen, unter dem Vorsitz des Historischen Vereines die Vorsitzenden bzw. Leiter der Vereine, Institutionen und Schulen zweimal im Jahr (Herbst und Frühjahr) zu einem Ausspracheabend einzuladen, bei dem neben der Terminabsprache für die kommenden Monate auch über allgemein interessierende örtliche Probleme diskutiert wird. Aus dieser gemeinsamen Runde sind schon einige Projekte verwirklicht worden, die dem Allgemeinwohl zugute kamen. Als besonderer Aufgabenbereich stellte sich dem Historischen Verein die örtliche Denkmalspflege und die Geschichtsforschung. Bei folgenden Projekten konnte der Verein — meist in Zusammenarbeit mit anderen Vereinigungen — initiativ wirken: Freilegung der Schloßruine, Restauration der Klosterkirche St. Sixt und der Dorfkirche, Wiederherstellung der zerstörten „verzürnten Dorfheiligen“, Einrichtung zweier Heimatstuben (Hausach und Blansingen), Freilegung der oberen Schanze mit Ausbau des „Heimatpfades“ und die Neugestaltung des Raumes um die Kreuzbergkapelle und der Einsiedelei. Als feststehendes Programm führt der Verein jeweils im Frühjahr und im Herbst eine kunsthistorische Busfahrt durch und lädt in Zusammenarbeit mit dem Katholischen Bildungswerk im Winter zu zwei allgemein interessierenden Vorträgen ein. Daneben werden für einen kleineren Kreis auch geschichtliche Exkursionen in die nähere und weitere Heimat unternommen. Auch wurde bereits mit der Aufstellung eines historischen Bildarchivs und einer Dokumenten- bzw. Urkundensammlung für Hausach und Einbach begonnen. k.

## *Oberkirch*

1969:

2. Februar: Fahrt nach Triberg mit Führung durch das Heimatmuseum. Besichtigung der alten Wehrkirche in Urach im Hochschwarzwald. Abschließend eingehende Führung durch die Klosteranlage und die Kirche in St. Peter.

Aschermittwoch: Nachmittagsfahrt nach Baden-Baden. Führung: Herr Jörger. Danach Besichtigung des Museums und der beiden Kirchen im Kloster Lichtental. Abschluß in Ottersweier mit Kirchenbesichtigung unter Führung des Pfarrherrn.

4. Mai: Fahrt nach Ronchamp. Führung: Herr Heiland, Badenweiler. Vorher eine Wanderung durch Badenweiler. Auf der Rückfahrt Besichtigung von Belfort.

5. Juli: Fahrt nach Straßburg (Halbtagesfahrt) unter Führung von Oberstudiendirektor Mechler. Besichtigung der Orangerie und der anliegenden Stadtteile. Anschließend Motorbootnachtfahrt um Straßburg.

19. Oktober: Fahrt nach Herrenalb und Maulbronn unter Führung von Reg.-Dir. i. R. Geierhaas, Karlsruhe.

29. November: Lichtbilderabend von Rektor Schadt, Legelshurst, „Trachten und Gebräuche des Hanauerlandes“. Vorher Lichtbilder der diesjährigen Studienfahrten.

1970:

Aschermittwoch: Nachmittagsfahrt „ins Blaue“ um und in Offenburg unter Führung von Prof. Dr. Kähni. Besichtigung des Heimatmuseums in Offenburg.

1. März: Fahrt nach Kloster Wittichen. Führung durch den dortigen Pfarrherrn. Danach Führung unter Stadtarchivar Dr. Hecht durch Rottweil. Abschließend Besichtigung von Freudenstadt unter Führung von Dr. Rommel.

19. April: Fahrt nach Mahlberg mit Schloßbesichtigung, dann nach Ettenheim mit Empfang und Vortrag im Rathaus. Anschließend Ettenheimmünster mit Orgelkonzert. Abschluß: Besichtigung der Burg Landeck.

5. Juli: Fahrt an den Hochrhein. Unter Führung von Frau Reutemann Besichtigung der Kirche von Rheinau (Schweiz). Danach Wasserfall von Schaffhausen und Besichtigung des Münsters von Schaffhausen. Als Abschluß ein Besuch an der Grabstätte und im Museum von Kardinal Bea in Riedböhringen.

4. Oktober: Fahrt nach Colmar. Besichtigung und Vortrag am Isenheimer Altar durch Stadtarchivar Dr. Sittler. Über die Fünfburgenstraße (3 Exen) zum Lingekopf (Stellungen aus dem 1. Weltkrieg) nach Drei Ähren. Besichtigung der alten und neuen Wallfahrtskirche mit Führung durch den Pfarrherrn. Abschluß in Obernai.

7. November: Lichtbilderabend „Das Elsaß im Lichtbild mal anders gesehen“ von Herrn Vajen; auf 2 Bildschirmen gleichzeitig projiziert.

5. Dezember: Lichtbilder, die anlässlich der diesjährigen Fahrten gemacht wurden. Anschließend Lichtbildervortrag von Herrn Huber, Neuweier, „Rund um die Yburg“.

## *Offenburg*

11. März: Tagesfahrt nach Wolfach. Besichtigung der Dorotheenhütte. Führung durch die Stadt: Besuch des Heimatmuseums und der Stadtkirche (Jos. Krausbeck).

1. bis 3. Mai: Dreitagefahrt: Landau — Pfälzer Weinstraße über Kirchheim-Boland — Alzey nach Bad Kreuznach — Bad Münster — Idar Oberstein — Birkenfeld — St. Wendel — Saarbrücken — über Pirmasens — Bergzabern — Weißenburg — Hagenau — Straßburg zurück.

14. Juni: Tagesfahrt in das Elsaß: Über Colmar nach Drei Ähren — Col de Wettstein — Orbey — Schwarzer und Weißer See — Col de la Schlucht — Col de Bramont — Wildenstein — durch das Thurtal nach Thann und Mülhausen — Ottmarsheim — Neuenburg.

26. Juli: Tagesfahrt über Freiburg — Kirchzarten — Notschrei — Schopfheim — Wehr nach Säkingen (Besichtigung des Fridolinmünsters) — Hochsal (Kirche St. Pelagius und Friedhofkapelle mit Ölberggruppe — Waldshut — Küssaburg — Tiengen (Barockkirche) — Stühlingen — Bonndorf — Neustadt i. Schw. — Furtwangen — Gütenbach — Simonswald — Bleibach (Besichtigung der Beinhauskapelle mit Totentanzbildern) — über Biederbach — Welschensteinach — Haslach zurück.

4. Oktober: Tagesfahrt nach Speyer (Besichtigung des Domes und des Judenhofes unter Führung von Dr. G. Stein) — Karlsruhe (Besuch der Sonderausstellung „Spätgotik am Oberrhein“ im Landesmuseum).

### *Yburg*

22. Januar: Vortrag von Oberstudiendirektor W. Mechler über die Geschichte der Ortenau.

6. Juni: Mit dem Omnibus in die Römerzeit, eine Fahrt nach Kaiseraugst bei Basel mit Rückfahrt quer durch den Schwarzwald.

2. August: Wanderung an der Grenze der alten Steinbacher Mark.

11. November: Abend im Schloß Neuweier mit Dichterlesung. Gäste waren Obermedizinalrat Dr. Füßlin, Freiburg, und Richard Gäng, St. Peter.

# Ein Rundgang durch Ettenheim

Von Philipp Harden-Rauch

Mitten im Geviert der Straßen und Gassen der Ettenheimer Altstadt, die vom Oval der ehemaligen Befestigung mit Wall, Graben und Toren umschlossen wird, steht am Ausgang zum Kirchberg das *Rathaus* mit seinem barocken Schnecken- giebel, den das Standbild Bischof Ettos von Straßburg, der einst der Stadt den Namen gab, und das Stadtwappen ziert. An der Westseite läuft eine lange Treppe den Bau entlang, an der Ostseite wurde sie später verkürzt. Im alten Rathaus, das an der gleichen Stelle stand, wurden einst in der „Oberen Amtsstube“ die schändlichen Hexenprozesse abgehalten. Als die Stadt nach dem Brand durch die Schweden (1637) bis auf drei Häuser „lange öde lag“, wurde das Rathaus (1757), wie die Bürgerhäuser, im gemäßigten Barockstil neu erbaut. Im Untergeschoß, dem alten Marktplatz zu, befindet sich das „Hypocaustum“, ein schöner Raum mit mächtiger Balkendecke. Einst wurde hier der Hanf-, Garn- und Buttermarkt abgehalten, beim Bau der Kirche auf dem Berg war er Notkirche. Im Geschoß darüber war ehemals in einer offenen Halle mit weitem Tor der Frucht- und Getreidemarkt, „alwo man (von oben her) mit einem Heywagen kan hinein- fahren, umkören und widerum hinausfahren“. Heute ist der schön erneuerte Raum zum Bürgersaal geworden. Ihn schmücken die Gemälde der Landsherren und Kardinäle aus dem Geschlecht derer von Rohan, des Markgrafen und späteren Großherzogs von Baden Karl Friedrich, des Herzogs von Enghien und seines Vaters, ein Gemälde der Benediktinerabtei Ettenheimmünster und die Büste des Fürstbischofs Ludwig Rénatus Eduard, Prinz von Rohan-Guéméné, des Kardinals „Collier“, der in die Halsbandaffäre mit Königin Marie-Antoinette verwickelt war.

Eng gedrängt klettern die alten Häuser den Kirchberg hinauf zur Stadtpfarr- kirche St. Bartholomäus, die weithin sichtbar die Stadt überragt. Es ist ein hoher, lichter und edler Barockbau, den die damals kaum 1600 Einwohner Ettenheims trotz der großen Last der Kosten und Fronfuhren auf sich genommen haben. Der äußere Schmuck des imposanten Gotteshauses ist die Giebelseite mit dem Haupt- portal, der Turm und die schöne, dreiläufige, geschwungene Treppe. Die Brüstung zieren die bewegten Figuren des hl. Benedikt und der hl. Scholastika, in den Wandnischen der Portalfront stehen die großen Gestalten der Apostel Petrus und Paulus nach Entwürfen des Barockmeisters Christian Wenzinger. Das Innere der Kirche ist ein saalartiger Raum mit flachgewölbter Decke. Beim Ein- treten wird der Blick auf den Hochaltar gelenkt, der den Chorraum in Höhe und



Ettenheim, Blick zur Stadtpfarrkirche  
„St. Bartholomäus“.

Weite mit seinem Aufbau füllt. Die hochgestellten Fenster spenden eine Fülle des Lichts. Das barocke Raumgefühl ist in einer fast spröden Schlichtheit verwirklicht. Die Seitenaltäre sind einfach gehalten und stören das Ebenmaß von Wand, Pfeiler und Decken nicht. Die Altäre und Kanzel schuf Meister Antoni Fuchs von Herbolzheim. Die Gestalten des hl. Bischofs Martinus und des hl. Märtyrers Erasmus in den Seiten des Hochaltars sind ebenfalls nach Entwürfen von Christian Wenzinger geschaffen. In der linken Seitenwand des Schiffs steht in einer Nische eine spätgotische Pieta, die wohl aus der 1637 abgebrannten Basilika St. Maria gerettet wurde. Der Kanzel gegenüber hängt eine Kreuzigungsgruppe vom alten Beinhaus.



Das Gemälde des Hochaltars zeigt das Martyrium des hl. Bartholomäus, des Patrons der Gerber, die früher in Ettenheim zahlreiche Betriebe hatten. Es stammt von dem Tiroler Maler Anton Pfunner, ebenso das Bild des hl. Sebastian auf dem rechten Seitenaltar, der einst der Zunftbruderschaft gehörte. Die Deckengemälde im Chor — mit einer schönen Verklärung Jesu auf Tabor — schuf der Tiroler Joseph Stöber. Die Deckengemälde im Langhaus — St. Michael als Verteidiger des Glaubens, Himmelfahrt Mariens und St. Sebastian in der Glory vor Gott aufgenommen — stammen von Antoni Morath aus St. Blasien. Der Blick auf die Orgelempore zeigt die schöne Weiträumigkeit der Kirche, die Deckenmalerei ist Steigerung des Raumes.

Empfohlen sei ein kurzer Gang durch den Friedhof hinter der Kirche bis zum Barockkreuz unter den mächtigen Platanen, dem Ort der Einsegnung der Toten. Die Ausblicke in die Landschaft nach West und Ost lohnen den kleinen Umweg. Die Rückkehr zur Innenstadt von der Westseite der Kirche aus führt an der Biegung der alten Mauer am Ichtrazheimschen Haus, dem „Prinzenschlößle“, vorbei. Hier wohnte der junge Herzog von Enghien, bis ihn Napoleon I. in der Nacht zum 15. März 1804 verhaften und als vermeintlichen Verschwörer in den Wällen von Vincennes erschießen ließ. Das Wappen über der Haustüre mit der Jahreszahl 1626 gehört der elsässischen Familie Zorn von Bulach, es stammt wohl von einem beim Stadtbrand 1637 abgegangenen Haus. Am Ende dieser Straße, gegenüber dem Rathaus, steht das Rohan-Palais, heute im Besitz der Stadt. Hier wohnte und starb (1803) der letzte Landesherr und Kardinal von Rohan, der auf der Flucht vor der Französischen Revolution 1790 feierlich seinen Einzug in Ettenheim gehalten hatte. Das Palais umfaßt die Baustile von der Gotik über die Renaissance bis zum Barock. Das Wappen über dem Portal ist jenes des Franz Egon von Fürstenberg, der 1663—1682 als Fürstbischof von Straßburg Landesherr war. Der Weg zum Unteren Tor führt am Nepomukbrunnen vorbei, dessen Standbild „anno 1736 aufgerichtet und mit allen Ohnkösten 20 Gulden bezahlt worden sein“. Hinter dem Brunnen steht das Vennemansche Haus, ein alter Fachwerkbau mit der Jahreszahl 1731 auf dem Türsturz. Hier wohnte Charlotte von Rohan, die Gattin des Herzogs von Enghien, nach dessen Tod.

Die Tore der Stadt, das Obere Tor und das Untere Tor, stehen am Ort der Tortürme, die im vergangenen Jahrhundert abgebrochen wurden. Sie tragen im Bogen die Schlußsteine der ehemaligen Befestigungstürme. Das dritte, das „Ringsheimer Tor“, ist noch nicht ersetzt worden. Ein Idyll sind die Ringstraßen, die vom Unteren Tor innerhalb der Altstadt diese umschließen, wobei die östliche beim Oberen Tor mündet. Bei diesem ziehen sich kleine, schmucke Häuser den Gaisberg zur Kirche steil hinauf. Sie stammen von den Steinhauern, die 1768 bis 1772 am Kirchenbau schafften und sich hier ansiedelten. Vor dem Ringsheimer Tor steht in einem ummauerten Garten das Gartenhäuschen des Prinzen von Enghien. Den Garten besorgte er selbst, seine Bedienten durften nur vom Ringsheimer Tor her Wasser zutragen. Etwas zurück, im Pfaffenbach, steht der Gartenpavillon des

Kardinals von Rohan. Vor dem Unteren Tor ist der schöne Marienbrunnen in der Vorstadt, die sich hinaus zum Städtischen Gymnasium und zum Krankenhaus hinauf erstreckt. Nahe der Stadt, auf dem Heuberg, ist jüngst ein Aussichtsturm errichtet worden, der einen weiten Blick in das Land hinaus bietet.

## Karl Friedrich Casimir Pfersdorff (1769-1847), Napoleons Kundschafter bei der Gefangennahme des Herzogs von Enghien in Ettenheim am 15. März 1804

*Von Wilhelm Schadt*

Anlässlich des zweihundertjährigen Geburtsjahres Napoleons wurde im ehemaligen Kaiserpalast des letzten deutschen Kaisers, Wilhelm II., in Straßburg vom 4. Mai bis 14. September 1969 eine interessante Ausstellung „Napoléon et L'Alsace“ gezeigt. Unter den zahlreichen zeitgenössischen Tafeln und Zeichnungen befand sich ein Stich „Estampe Satirique“, der an die Verhaftung des Herzogs von Enghien in Ettenheim am 15. März 1804 durch ein französisches Kommando erinnerte.

Über den Hergang dieses völkerrechtswidrigen Unternehmens ist der Bericht eines Augenzeugen vorhanden; eine Wiedergabe enthält „Die Ortenau, Mitteilungen des Historischen Vereins für Mittelbaden“, 18. Heft, Jahrgang 1931, wo es heißt:

„Mahlberg, den 15. März 1804

Gehorsamster Bericht des Regierungs-Advokaten Anton Sartori zu Ettenheim in Betreff der soeben von einem Detachement französischer Truppen geschehenen Arrettierung Sr. Durchlaucht des Herrn Herzogs von Enghien und Gefolge...“ Der letzte Abschnitt dieses Berichtes lautet: „Hierzu muß ich noch gehorsamdt bemerken, daß vor etwa 2 Tagen ein großer, wohlgekleideter Mann in Ettenheim sich blicken ließ, der in einem Wirtshaus dahier logierte, sich meiner Vermutung nach einige Tage aufhielt und während dieser Zeit die Wohnungen all dieser Herrn besichtigte; diesen erblickte ich heute wieder mit einem geladenen Terzerole hier, und als man mich selbst unbekannter Weise gefangen genommen, ließ dieser Mann mich, nachdem ich mich genannt hatte, auf der Stelle wieder los.“

Über die Person des „wohlgekleideten Mannes“ gibt das Stammbuch der Familie Pfersdorff, herausgegeben im Jahre 1910 von Friedrich Pfersdorff, Spitaldirektor in Mülhausen i. E., Auskunft. Diese Familienchronik enthält den Lebenslauf

Karl Friedrich Casimir Pfersdorff (1769—1847).



des Karl Friedrich Casimir Pfersdorff (1769—1847), der an dem Überfall in Ettenheim maßgebend beteiligt war: K. Fr. C. Pfersdorff wurde am 29. Oktober 1769 in Buchweiler (U.-Els.) geboren, wo sein Vater bei dem dortigen Marstall als Hessen-Hanau-Lichtenbergischer Bereiter angestellt war. Seine erste Bildung erhielt er in dem dortigen Gymnasium und zeigte frühzeitig Neigung zum Zeichnen und der Malerei. Der angeborene Kunstsinn und seine Fähigkeiten bestimmten ihn, sich ganz der Malerkunst zu widmen. Er verweilte dieserhalb mehrere Jahre in Straßburg und auf der Malerakademie in Mannheim, wo er mit Schiller und Wieland verkehrte.

Inzwischen war in Frankreich die Revolution ausgebrochen, Pfersdorff kehrte in seine Vaterstadt zurück, wo er sich wegen seiner Anhänglichkeit an die alte Herrschaft zunächst großen Gefahren aussetzte. Da er von imponierendem Aussehen war, schlank und hochgewachsen, ein trefflicher Reiter und dazu noch höhere Bildung besaß, reihte man ihn in das damals neugegründete Corps der Gendarmerie ein. 1793 wurde er jedoch auf Befehl eines öffentlichen Anklägers verhaftet und nach Paris abgeführt. Dort schmachtete er viele Monate in den Gefängnissen, bis am 28. Juli 1794 die Stunde der Befreiung schlug.

In seine Heimat zurückgekehrt, trat Pfersdorff wieder in das Corps der Gendarmerie ein, wurde Brigadier und kam im Range eines Wachtmeisters nach Benfelden. In seinen dortigen Aufenthalt fällt eine, in den „Annalen der französischen Geschichte blutige Episode, die auch in dem Leben Pfersdorffs einen dunklen Hintergrund zurückließ. Im Monat März 1804 empfing er von seinem Chef, dem Obersten Charlot aus Straßburg, den Befehl, sich über die fliegende Brücke bei Rheinau nach Ettenheim im Breisgau zu begeben, um über folgende Punkte genauen Rapport zu erstatten:

1. wie viele Pferde man auf einmal über die fliegende Brücke hinüberführen könne;
2. über die Anwesenheit eines in Ettenheim angekommenen royalistischen Generals (den man für Dumouriez hielt) Erkundigung einzuziehen;
3. zu berichten, ob der Prinz von Enghien (Sohn des Prinzen von Condé) in Ettenheim wohne, wie lange er sich dort aufhalte oder von dort abwesend sei; ob in den Tälern des Schwarzwaldes sich französische Emigranten aufhielten und Zusammenkünfte hätten und welches die Namen der bekanntesten unter ihnen seien.

Pfersdorff, als pflichtgetreuer Militär, erfüllte gewissenhaft den ihm gegebenen Auftrag. Er begab sich verkleidet nach Ettenheim und erfuhr daselbst, daß der dort weilende General nicht der berühmte Dumouriez, sondern Thumery sei, ein alter und unbedeutender Mann, und mit dem Herzog von Enghien, den Pfersdorff auch zu sehen Gelegenheit hatte, in Verbindung stehe.

Von seiner Mission zurückgekehrt, teilte er seinem Obersten das Ergebnis seiner Untersuchungen mit. Er fand bei Charlot die von Paris gekommenen Generale Ordener und Caulaincourt und wurde nun in Straßburg nicht mehr aus den Augen gelassen, bis ihm am folgenden Tage sein Oberst die Weisung erteilte, sich einer Expedition anzuschließen, die unter dem Befehle besagter Generale gegen Ettenheim stattfinden sollte.

Ohne über die verfolgten Ziele dieses Unternehmens recht im klaren zu sein, bestieg Pfersdorff denselben Abend mit Charlot und einem andern Offizier eine Postchaise, die sie über Schlettstadt und Rheinau nach Ettenheim brachte, wo Pfersdorff den General Thumery arretierte, während Charlot mit 50 Gendarmen, die ihrem Wagen von Schlettstadt aus gefolgt waren, sich des Herzogs bemächtigte. Von dem aus Schlettstadt herübergezogenen Begleitungscorps, das auf 1000 Mann Linientruppen angegeben wurde, bekam Pfersdorff keine zu Gesicht. Caulaincourt befand sich nicht bei der Expedition, wohl aber General Ordener. Noch in derselben Nacht wurde der Herzog in einem Wagen, von Pfersdorff und 2 gemeinen Soldaten begleitet, in die Zitadelle von Straßburg gebracht, und auf der Reise nach Paris war Pfersdorff gleichfalls sein Begleiter. Beide hatten keine Ahnung davon, daß der eine dem Tod verfallen sei und der andere zum Werkzeug eines Justizmordes gedient habe.

Zu Vincennes angelangt, waren zum Empfang des Herzogs keine Vorbereitungen getroffen, und erst als seine Ankunft bekannt wurde, zog eine Abteilung von Linientruppen herbei, die alle Posten und Zugänge des Schlosses besetzte. Der Herzog wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, dessen Kompetenz er bestritt, und wobei der berüchtigte General Savary, obgleich nicht zu den Richtern gehörig, dennoch bei dem Verhör gegenwärtig war und eine Hauptrolle spielte. Nach kurzer Beratung wurde der unglückliche Prinz zum Tode verurteilt und wenige Minuten darauf in einem Wallgraben von Vincennes, am 21. März 1804, erschossen.

Dieser Tatsachenbericht enthält eine biographische Skizze, die ein Jugendfreund

Seine dankbaren Schüler und Freunde widmeten ihm auf dem Gottesacker von Buchweiler ein schönes Denkmal, das die kunstfertige Hand des bekannten elsässischen Bildhauers *Andreas Friedrich* gefertigt hatte.

CH. FRED. CASIMIR  
PFERSDORFF

NÉ LE 29. OCTOBRE 1769  
MORT LE 5. DÉCEM 1847  
SES ÉLÈVES ET AMIS



Pfersdorffs, Georg Ludwig Müntz, im Jahre 1852 herausgab. Er fügte hinzu: „Pfersdorff nahm übrigens nie Anstand, diesen Justizmord bis zum letzten Augenblicke seines Lebens als den größten Flecken in Napoleons Leben zu bezeichnen.“

Pfersdorff nahm an den Feldzügen von 1805—1807 teil und wohnte der Schlacht von Jena bei. Im Winter 1806/07 weilte er in Berlin, später hatte er seine Station in Ostpreußen. Von 1810 bis 1813 wohnte er in Osnabrück, wo er bei der Bürgerschaft sehr beliebt war. 1814 wohnte er im Schloßhofe von Fontainebleau der Abdankung Napoleons bei und verließ den aktiven Dienst. Im Frühjahr 1815, während der 100 Tage, trat er auf höheren Befehl wieder in sein früheres Dienstverhältnis als Kapitain; nach dem zweiten Pariser Frieden ward er auf halben Sold gesetzt und beschloß für immer seine militärische Laufbahn. Ins Privatleben zurückgekehrt, verbrachte er seine übrigen Lebensjahre in Buchweiler,

wo er am dortigen Gymnasium Unterricht in Zeichnen, Schönschreiben und Geschichte erteilte. Am 5. Dezember 1847 starb er im Alter von 78 Jahren.

Die Familienchronik der Pfersdorff beginnt mit Philipp Pfersdorff 1619—1697, er lebte in Langendorf bei Weißenfels a. S. und war verheiratet mit Sofie Rosina Händel, einer Schwester des Komponisten Gg. Fr. Händel. Seine Nachkommenschaft teilt sich in sechs Linien: A Ältere Pirmasenser Linie, B Sächsisch-Schlesische Linie, C Jüngere Pirmasenser Linie, D Elsässische Linie, E Hessische Linie, F Darmstädter Linie.

Karl Friedrich Casimir Pfersdorff war Angehöriger der Elsässischen Linie, Nachkommen leben heute noch im Elsaß und in Lothringen.

Ein Angehöriger der Älteren Pirmasenser Linie, Friedrich Justus Pfersdorff, kam im Jahre 1770 als „Churfürstlicher Jäger“ nach Legelshurst, seine Bestallungsurkunde, in Buchweiler ausgefertigt, befindet sich noch in Privatbesitz in Legelshurst. Im gleichen Dienstverhältnis folgte sein Sohn, August Pfersdorff, der von 1779 bis 1840 in Legelshurst lebte. Von seinen Töchtern verheiratete sich Elisabeth Pfersdorff mit dem Land- und Gastwirt Georg Herrel im Gasthaus zum „Löwen“ in Legelshurst. Sie war unter dem Namen „Jägerliesel“ im Dorfe bekannt, ihre Nachkommen leben heute noch in dem stattlichen Anwesen. Die Gastwirtschaft wurde jedoch schon vor längerer Zeit aufgegeben.

Ein Sohn des Jägers August Pfersdorff verblieb als Ackersmann in Legelshurst. Zu seinen Nachkommen gehören die heute noch in Legelshurst vertretenen Familien Erhardt-Litterst und Herrel-Schecher.

*Quellen:* Stammbuch der Familie Pfersdorff (1619—1910), Mühlhausen i. Elsaß 1910 (zusammengestellt nach urkundlichen Quellen von Friedrich Pfersdorff, Spitaldirektor in Mühlhausen i. Elsaß); „Die Ortenau“, Jahresheft 1931. — Exposition „Napoléon et L'Alsace“ Catalogue.

## Das einstige Silberbergwerk im Weindorf Neuweier, Kreis Bühl

*Von Erich Arnold Huber*

Wenn man von Steinbach her zu der ersten Häusergruppe des Weindorfs Neuweier kommt, sieht man linker Hand die Rebhalde des Eltzenbergs und eine windige Steintreppe, die genau am Rand einer herausgebrochenen Mulde auf die Kuppe führt. Ich erinnere mich nun, daß man, als vor etlichen Jahren die Talstraße, die von hier an auch die Hauptstraße des schmucken Rebortes ist, verkehrsgerecht und schöner angelegt wurde, im nebenherlaufenden Bett des Stein-

bachs alte verwitterte Stollenhölzer fand. Es gab erst ein großes Rätselraten, und dann wurde die Erinnerung der älteren Anwohner wach. Man machte mich auf den „Fund“ aufmerksam und erzählte mir, daß „hierherum“ in früheren Zeiten nach Silbererz gegraben wurde. Die Sache kam mir etwas seltsam vor, denn wie sollte eine ringsum porphyrhaltige Erde silberhaltig sein? Ich bin schließlich kein Geologe, und ich mußte mich in der Folge eines Besseren belehren lassen. Dann kam mir eine Niederschrift des unvergessenen Oberlehrers Franz Haßmann, dem Schatzgräber der Steinbacher Stadtgeschichte, in die Hände, und ich fand darin auch die Aussagen der nachbarlichen Anlieger im wesentlichen bestätigt. Es zeigt sich auch wieder einmal, daß man mündliche Überlieferung nicht einfach mit Hörensagen verwechseln darf.

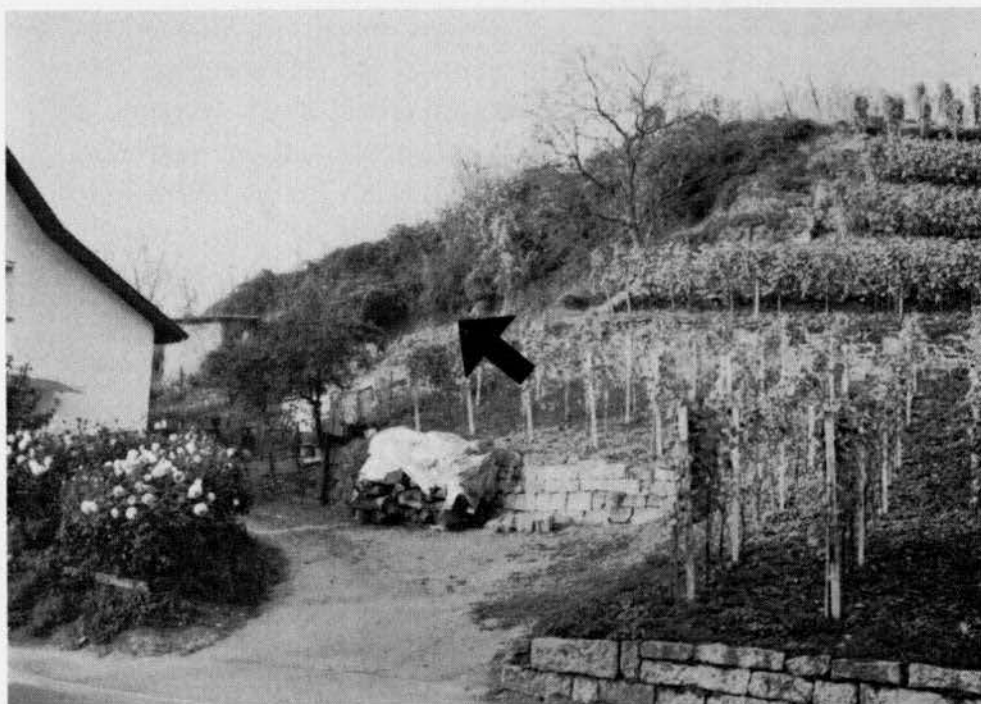
Die eben angezogenen Vorgänge sind, wie gesagt, noch nicht allzulange her, und auch das Silberschürfen fand noch in einer unfernen Zeit statt, so daß die Erinnerung vornehmlich bei den älteren Leuten, wenn auch dunkel und ohne näheren Zusammenhänge, erhalten blieb. Es sind seit den Abbauversuchen wenig mehr als hundertvierzig Jahre vergangen. Man erzählte übrigens auch, daß einem Anlieger beim sogenannten Steinbruch plötzlich und ohne zuerst erkennbare Ursache der Backofen in einem eingebrochenen Stollen der damaligen Erzgrube versank. Doch nun zu urkundlichem Nachweis selbst:

In dem eben genannten „Steinbruch“, den auch die Straßenbaubehörde des damaligen Amtes Yburg nutzte, wurden im Jahre 1827 Erzadern entdeckt, die auffällig stark blei- und silberhaltig waren. Vor dieser amtlichen Feststellung war jedoch die Grube im wilden Abbau genutzt worden. Woher die Kenntnis von der Fündigkeit des Gesteins gekommen sein mag, ist nicht mehr feststellbar. Jedenfalls waren schon primitive Gänge vorhanden, und die gefundenen Erze wurden ohne Lizenz an Hafnereien verkauft, die sie für die farbigen Glasuren ihrer Erzeugnisse nutzten.

Die Sache schien sich herumgesprochen zu haben, denn das nunmehrige Amt Bühl veranlaßte eine Untersuchung über den Wert und die Ergiebigkeit der Grube. Diese Untersuchung ergab, daß in einem Zentner gewonnenen Erzes achtundfünfzigeinhalb Pfund Blei und dreiviertel Lot (etwa 56 g) Silber enthalten waren. Es wurde nun angeordnet, daß ein berufener Bergmann sich um die Sache annehmen sollte. Im nahen Bühlertal wurde damals nach Eisen geschürft, und die für dort zuständige Bergbauinspektion wurde mit einer Prüfung der Ergiebigkeit der Grube zu Neuweier beauftragt.

Dieser Steinbruch, entgegen meiner ersten irrtümlichen Annahme ein Granitsteinbruch, befand sich, wie auch die amtlichen Niederschriften ausweisen, neben der Talstraße Steinbach—Neuweier, 27 Schritte neben dem Haus Matzenauer gegen Westen, an der Scheide des Knebelschen Gutes (Schloß Neuweier). Das aus dem Steinbruch ausgespülte Wasser hatte eine ockergelbe Farbe. Auch der Neuweierer Vogt schaltete sich nun in die Angelegenheit ein. Er gab zur Niederschrift, daß man schon in früheren Zeiten etwa vierhundert Schritt entfernt, Blei- und Silbererze gefunden und ausgebeutet habe.

Nachdem sich nun die Behörde mit Interesse eingeschaltet und das Ergebnis der



Eltzenberg-Mulde mit ehemaligem Bergwerkseingang.

*Aufn.: Nitsche*

Fündigkeit sich herumgesprochen hatte, wurden auch Leute wach, die das Gras wachsen hören. Hier bot sich eine Gelegenheit, mit einigem Dazutun schnell reich zu werden. Von diesen Leuten wurde jedoch niemand zugelassen. Mit einer Eingabe vom 22. Februar 1827 bat der Handelsmann Ignaz Werk aus Steinbach um Ausstellung einer Mutberechtigung, also eines Schürfscheines für das Neuweierer Vorkommen. Die Prüfung der Vermögensverhältnisse des Antragstellers verlief für diesen günstig, und er erhielt die offizielle Schürferlaubnis für sechs Monate. Sollte der erste Versuch erfolgreich sein, konnte das Schürfrecht verlängert werden.

Nun wurden auch weitere Spekulanten wach. Das Handelshaus Müller in Rastatt bewarb sich ebenfalls um eine Schürfberechtigung in der gleichen Gegend. Den Urkunden nach scheint in dieser Reblandschaft ein Erzgräberfieber ausgebrochen zu sein. Das Nachspüren nach allerlei Mineralien verschiedener Art und auch Kohlen wurde zu einem abenteuerlichen Unterfangen. Ein Steinbacher Bürger hatte sogar einen Schürfschein für eine vermutete Goldader beantragt.

Immerhin, Ignaz Werk ging ans Werk. Er betrieb mit besonderer Umsicht den Ausbau der Silbergrube in Neuweier. Er warb als technischen Leiter den Hauer Georg Friedrich Witzemann aus Alpirsbach an. Dazu kam noch der Steiger vom aufgelassenen Kohlenbergwerk im heutigen Stadtteil Umweg von Steinbach, mit Namen Stegemann. Seltsam ist, diese Namen tauchten um jene Zeit aus Norddeutschland oder Sachsen auf und verschwanden meistens wieder. Dieses Thema wäre eigentlich ein eigenes Kapitel wert. Das Unternehmen Ignaz Werk schaffte das dringend benötigte Rüstzeug an. Es bestand, im einzelnen aufgeführt, aus zwei Schießzeugen zum Sprengen, dreißig Bohrer verschiedener Größen, Hand-



und Treibfäustel und Haspeln mit Eimern und Kübeln. Der Abbau konnte beginnen.

Der amtliche Schürfschein für den Handelsmann Ignaz Werk aus Steinbach gab dem Inhaber das Recht zum Abbau des Silbervorkommens. „Er darf Schürfe aufwerfen, Schächte abteufen und Stollen vortreiben und niemand darf ihm bei Vermeidung von Strafe irgend ein Hindernis in den Weg legen.“ Die erste Schürffrist scheint befriedigend verlaufen zu sein, denn am 9. August 1828 bat Ignaz Werk um Verlängerung des Mutscheins. Die Erze fanden sich in einem Gang, und die Ader wies eine Stärke von 2,3 bis zu 6 Zoll auf. Je tiefer man vordrang, desto silberhaltiger wurde das Gestein. Immerhin war der Abbau bei dem ungenügenden Werkzeug reichlich mühsam, und die Ausbeute reichte nicht aus, um ein Pochwerk und eine Schmelze einzurichten.

Zu allem Überfluß verlangte der Eigner des beim Stollen gelegenen Hauses Matzenauer eine angemessene Entschädigung. Ferner forderte er eine geldliche Sicherstellung gegen mögliche weitere Schäden. Er klagte seine Forderung ein. Das Bühler Amt stellte zwar fest, daß die Entfernung des Hauses vom Schacht 27 Fuß betrage und daß an dem alten, ohnehin auffälligen Häuschen kein Schaden durch die Sprengungen entstanden war. Aber der Prozeß lief, und der Unternehmer erhielt die Auflage, bis zum Ende des Prozesses oder mindestens ein halbes Jahr den Abbau einzustellen. Die Folge war, daß sich durch die Stilllegung die Gänge mit Wasser füllten. Als endlich die Sperrfrist aufgehoben wurde und mit viel Mühe die Stollen leergepumpt waren, mußte man beim weiteren Abbau feststellen, daß die Erzadern schwächer wurden und schließlich ganz aufhörten. Die Hauptader war verlorengegangen.

Bei der Suche nach der alten Ader oder neuen Vorkommen stießen die Hauer auf mehrere Kohlenschieferlagen. Nun wurde statt Blei und Silber Kohle abgebaut. Doch noch immer gab man die Hoffnung nicht auf, die verlorene Silberader wiederzufinden. Neue Stollen wurden vorgetrieben. Es wurde auch Erz gefunden, doch die Ausbeute war zu gering. Werk war trotzdem optimistisch genug, um neue Möglichkeiten zu suchen. Er sandte der Regierung neue Erzproben, und er erhielt am 9. Mai 1829 eine Belehnungsurkunde, einen Lehensbrief also, über die Grube für sich und seine Erben. Bis zum September 1829 hatte Ignaz Werk 244 Zentner Silbererz gefördert. Nun trieb er einen Luftschacht in die Grube und ließ neue Pumpen für die Wasserführung einbauen. Mit dem Lehensbrief erhielt Werk zusätzlich eine staatliche Bezuschussung von hundert Gulden. In der gleichen Urkunde verzichtete der Staat auf das Recht, das anfallende Erz zum amtlichen Kurs abzunehmen.

Man war nun weit in den Berg vorgedrungen, aber Wassereinbrüche erschwerten die Schürfung. Die dauernde Arbeit an den ungenügenden Handpumpen machte das Unternehmen kostspielig. Als man weitere Stollen vorantrieb, wurden neue Kohlenflöze entdeckt. Die Kohle wurde abgebaut und auf Halden zum Verkauf gefahren. Und noch immer wurde in der Hoffnung fortgefahren, um die verlorene Silberader wiederzufinden. Zuletzt ergab sich, daß die Kohlenschächte gasführend

waren. Da man Schlagwetter befürchten mußte, wurde der Abbau eingestellt und das Silberbergwerk zu Neuweier aufgelassen.

Interessant ist nun das finanzielle Ergebnis dieser Silbergrube. Ignaz Werk hatte der Behörde einen Abschlußbericht vorzulegen. Die Ausgaben betragen nach dieser Rechnung 7738 Gulden, die Einnahmen aus dem Verkauf des Silbererzes an ein Unternehmen im Münstertal ergaben eine Summe von 4507 Gulden. Es blieb damit eine Verlustrechnung von 3231 Gulden. Vom Staat wurden Zuschüsse in Höhe von 559 Gulden geleistet. Der Ertrag aus dem Kohleverkauf ist in dieser Rechnung nicht angegeben. Dieses negative Resultat war nicht ermutigend, die Unternehmerlust unseres Ignaz Werk jedoch nicht gebrochen. Im benachbarten Altschweier entdeckte man ein Braunkohlelager, und Werk bemühte sich, von der Behörde die Lizenz und das Schürfrecht zu bekommen. Die Lager wurden auf ihre Ergiebigkeit untersucht, und eine Belehnung sollte erst erfolgen, wenn sich die Fündigkeit als ausreichend erweisen sollte. Nach der gründlichen Untersuchung durch Bergfachleute zeigten sich die Lager als zuwenig ergiebig, und die Schürfung wurde fallengelassen. Von diesem Zeitpunkt an verschwindet unser Bodenschatzgräber Ignaz Werk aus den einschlägigen Akten.

Interessant bleiben noch die Namen der Bergleute, soweit sie im Tal heimisch waren. Es waren dies Namen wie Mürb, Mast, Graf, Lörch alt, Lörch jung, Keller, Nesselhauf alt, Nesselhauf jung, Paul Ernst, Schnurr, Georgi, Walther und Senn. Als Erzausscheider war beschäftigt ein Mann mit Namen Dresel. Als Schmied erscheint auf der Liste der Name Kempf. Vielleicht weiß einer der heutigen Namensträger noch, ob einer ihrer gar nicht so fernen Vorfahren im Neuweierer Silberbergwerk mitgeschürft hat.

Nun sind die Stollen verfallen, und der Eingang ist fast zugeschüttet und mit Buschwerk bewachsen. In seiner Mulde ist ein Hausgarten angelegt. Darüber ziehen sich heute Reben hin und bringen von Jahr zu Jahr eine gute neue Ausbeute des Bergs, einen kristallinen Tropfen mit gutem Namen. Der Berg ist damit fündig geblieben, mag er auch die verlorenen Schätze in seinem Innern behalten.

Quelle: Archiv Landratsamt Bühl/Baden

# Regesten der Herren von Windeck von 1350—1359<sup>1</sup>

Von Otto Gartner

Aus dem Nachlaß des 1917 verstorbenen Pfarrers Karl Reinfried

*Um 1350.* Ein Brief, wie Herr Goß Engelbrecht von Straßburg 24 Pfund Gelds hatte uf den Hell- und den Rügelhof umb 200 Pfund Pfennig. Das hat Herr Johannes von Windeck, Herrn Bechtolds Sohn, wiedergekauft, und hat der vorgenannt Gosse den Herrn Johann gut, ledig und los geseit. Insetiertes Regest aus einer Urkunde vom 5. Februar 1415 — Der Hellhof und Riegelhof waren einst windeckische Besitzungen in der Gemarkung Kappelwindeck.

*Um 1350.* Ein Brief, wie Johannes von Windeck und Conrad von Windeck zu Straßburg zu Gericht gingen umb die Kirch zu Otterswilre. Item ein Brief, wie Herr Johannes von Windeck und Herr Conrad die Kirch zu Otterswilre geliehen haben vor Herrn Ludwigen von Bierstern, Archidiakon (zu Straßburg). Insetrate aus der Urkunde v. 3. Februar 1415.

*1350 — 1400.* In dem Lehensbuch Heinrichs von Geroldseck-Lar aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts stehen unter den übrigen Lehensträgern auch Reinhard von Windeck, welcher mit der Vogtei des Klosters Schwarzach und den Leuten, die zum Kloster gehören, belehnt war und die Markgrafen von Baden, „die man nennt die Wecker“, welche Stollhofen, Burg und Stadt und die Dörfer Söllingen und Hügelsheim mit allen ihren Rechten und Zugehörungen von Geroldseck zu Lehen trugen. Ruppert, Geschichte der Mortenau (Achern 1882) I, 104 f. u. 498.

Hierher gehören auch zwei geroldseckische Urkunden die Stollhofner Vogtei betreffend. Unterm 29. September 1361 reversiert Heinrich von Geroldseck gegen Burggraf Friedrich von Nürnberg über Stadt und Vogtei Stollhofen mit allen Nutzungen und Rechten, wie sie seine Vordern seither besaßen. — Am Montag nach dem obersten Tag wird durch Urteil des kaiserlichen Landgerichtes zu Nürnberg dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg die Veste, Stadt und Vogtei Stollhofen und die Vogtei zu Schwarzach, und was dazu gehört: Gericht, Leute und Güter, Dörfer und Weiler, Gewässer, Wiesen und Äcker, Hölzer, Wasser, Wun und Weid, Stock und Stein, ob und unter der Erde, nichts ausgenommen, um 1000 M. Golds wert, zuerkannt. G. L. A. Kopialb. 748, S. 185 f.

Hundert Jahre später, nachdem die Vogteirechte über Schwarzach längst an die Markgrafen von Baden übergegangen und auch von diesen ausgeübt wurden, übergeben die Burggrafen und Gebrüder Friedrich und Sigmund von Nürnberg und Markgrafen zu Brandenburg unterm 7. April 1488 (Montag nach dem hl. Ostertag) die Kastenvogtei des Klosters Schwarzach nebst anderen Vogteien dem Hofgerichtsschreiber Jörg Gruber als Mannslehen. G. L. A. Kopialb. 748, S. 136.

*1350.* Johannes von Windeck, Ritter, und Bruno von Windeck, Edelknecht, Ausbürger der Stadt Straßburg. Schöpflin, Als. I11. II, 677.

*1350 Oktober 10.* Konrad von Windeck, Ritter, besiegelt eine Verkaufsurkunde, wodurch der Edelknecht Reinbold von Einsiedeln, genannt Rosenstein, von seinem Gut zu Einsiedel (Kappelwindeck) an den Edelknecht Heinrich von Einsiedel 2 Viertel Korngült verkauft. Oberrh. Zeitschr. XXV, 326.

*1351 Juni 6.* Cunrad von Windeck und Heinrich Tygesheim besiegeln einen Verkauf,

<sup>1</sup> Regesten von 1190—1349 in „Die Ortenau“, 49. Bd. 1969.

wonach der Edelknecht Reinbold von Einsiedel (Kappelwindeck) seinem Vetter Heinrich von Rosenstein um 30 Pfund Straßb. Pfg. den Hof zu Einsiedel unter Windeck mit allen Rechten, Zugehörungen und Nutzungen überläßt. Zeugen: Heinrich Tygesheim, ein Edelknecht, „der zu Rüdelspach (Rittersbach) gesessen ist, Cunrats der Hofsesse von Bach, und Heintzelmann, der zu Burrenbach uf Herrn Cunratz gut von Windeck gesessen ist.“. Oberrh. Zeitschr. XXV, 326 und Zeitschr. Ortenau (1911) S. 7 f.

1351 Oktober 16. Contze von Schauenburg, ein Edelknecht, übergibt alle seine Güter, Zinse und Rechte im Falle kinderlosen Ablebens an die beiden Heinrich und Burkart Kalwe von Schowenburg. Darunter sind auch inbegriffen „alle die anvelle und erbe, die wartende ich bin und erben sol von der von Windecke, mins vattern, Herrn Conrad seligen, vrowe“. Freiburg, Erzb. Arch. Kopie.

1351 November 15. Todestag der Gertrud von Windeck, geborene von Bock. „In der Kirche zu Kappelwindeck, mitten im Gang, liegt ein Stein, darauf ein Bock gehauen mit folgender Umschrift: Anno Domini MCCCL primo die Gertrudis virginis obiit Gertrudis Bockin, vxor Hermannii de Windeck. Requiescat in pace“. Ottersweierer Grabschriftenverzeichnis. Diöz. Arch. XIV, 254. Die Kopie scheint fehlerhaft zu sein. Einen Hermann von Windeck kennen die Urkunden nicht.

1352 März 11? Windeckischer Grabstein ohne Namen in der Ottersweierer Kirche: „Ußerhalb des chors in der Kirchen zu Otterschwir (beim Taufstein) ein stück von einem grabstein mit volgendem Wapen (Windeck) vnd überschrift, soweit, daß noch gantz befunden worden: DNI MCCCLII · V ID · M · R ... Windeck. Kopial- und Wappenbuch (Ebnet) f. 54.

Vor 1353. Ein Brief, daß Markgraf Hermann (IX) dem Herrn Johansen von Neuwindeck um Wins (für Wein) 100 Pfund Str. Pfg. schuldig ist. — Inserat aus einer Urkunde vom 3. Februar 1415. Da Markgraf Hermann 1353 starb, muß die Schuldurkunde vor dieser Zeit ausgestellt worden sein. In den Regesten der Markgrafen von Baden ist sie nicht registriert. Vgl. Urkunde vom 9. März 1347 (Regg. der Markgr. v. Baden N. 1036).

1355 September 30. Cunrad von Windecke, der erber Ritter, ist Schiedsrichter in Streitigkeiten zwischen dem Rat der Stadt Selz und dem Abt und Konvent des Klosters daselbst: „uf minen eyt und nach wiser lüte rat, wanne ich mich besser nit verstande“. Abdruck der Urkunde in Oberrh. Ztschr. 2, 44.

1355 Oktober 3. Straßburg. Eberhard von Kyburg, Kantor der Straßburger Kirche, verkündet namens des Bischofs Johannes allen Priestern und Klerikern der Stadt und der Diözese Straßburg, der Äbtissin Margarete und dem ganzen Konvent des St. Stefanstiftes, daß der Dekan Gotzo vom St. Petersstift (s. Petri), Nikolaus Wetzolonis, Scholastiker des St. Thomasstiftes, Johannes Bart von Rynaugia (Rheinau), Konrad, genannt Geispolzheim, Kanoniker des St. Stefanstiftes, Johannes von Windeck, und Agnes, dessen Tochter, die Exkommunikation inkurriert haben, weil die genannte Agnes von Windeck mit Außerachtlassung des dem Bischof zustehenden Nominationsrechtes *ius precum primarum* als Kanonissin des St. Stefanstiftes angenommen worden sei, unter dem Vorwand, die Kanonissinnen seien keine Nonnen des Augustinerordens, und als solche sich auf ein vom Papst Innozens VI. erlassenes Dekret berufen, während doch die Kirche von St. Stefan eine Säkularkirche sei und die Stiftsdamen weltliche Kanonissinnen seien. Straßb. UB. V, N. 358.

Unterm 31. Oktober 1355 wird von Eberhard von Kyburg 50 mit Namen genannten Klerikern der Bann angedroht wegen ihres Umgangs mit den beiden genannten Exekutoren des erschlichenen päpstlichen Dekretes: Gotzo und Nikolaus, dem Scholastiker. Übrigens hatten schon zwölf Jahre früher (unterm 15. März 1343) die adeligen Stiftsdamen von St. Stefan — es waren darunter auch eine Elsa und eine Greda Röderin — sowie zwei Kanoniker vor den Kommissaren des Bischofs ausgesagt, daß sie mit Eintritt in das Kloster niemals auf die Ehe und die freie Verfügung über ihr Eigentum verzichtet hätten. Straßb. Urkb. V. Nr. 353

1355 o. T. Ennelin (Anna) von Windeck heiratet den Dieter Röder von Staufenberg, seß-

haft zu Renchen, und bringt ihm ihren Anteil an der Burg Neuwindeck (Wohnhaus mit Keller) mit in die Ehe. V. Stotzingen, Oberbad. Geschlechterbuch III, 566.

1356. Unter den adeligen Ausbürgern der Stadt Straßburg werden genannt: „Her Cunrat von Windecke und Herr Johans von Windecke . . Item Reinbolt von Windecke. Und sint dise, die geloptent meister und rate zu helfende und zu ratende und gehorsam zu sinde mit iren vestin, obe meister und rat oder die stat Strazburg kumber (Kummer) oder arbeit angienge“. Straßb. Urkb. V, Nr. 406.

1356 o. T. „Her Reinbolt von Windecke, kilchherrn zu Schopfheim, ist burger uff Walters hus von Tutenstein, daz siner mutter was“. Bürgerbuch der Stadt Lahr.

Über Tutenstein (Dautenstein) bei Selbach Amt Lahr vgl. Ruppert, Geschichte der Mortenau I, 460 — 465.

1356 *Frühjahr*. Als Burkard, Burggraf von Magdeburg und kaiserlicher Landvogt im Elsaß, auf Klagen des Bischofs Friedrich von Straßburg dieser Stadt bedrohlich schrieb, gelobten 26 Edelleute, welche Straßburger Ausbürger waren, darunter die Ritter Herr Cunrat und Herr Johannes von Windeck, item Reinbold von Windecke, der Stadt, wenn sie in Bedrängnis gerate, „kumber oder arbeit angienge, zu helfende und zu ratende und gehorsam zu sinde mit ihren vestin“. Von der Pfaffheit gensite Rines wird als Straßburger Ausbürger genannt, der auch gelobte Rudolf Judenbreter, Kirchherr zu Sahsbach. Wenker de Usb. II, 70. 72.

1356 *Oktober 3. Ettlingen*. Konrad von Windeck wird mit Arnold Pfau von Riepur und Otto von Selbach von dem Markgrafen Rudolf dem Ältern, genannt Wecker, und Rudolf dem Jüngern als Schiedsrichter und Obmann erwählt in den wegen des abgeschlossenen Erbvertrags sich etwa ergebenden Zweigungen. Regg. d. Markgr. von Baden I, N. 2973.

1357 *April. 24.* Heinrich von Geroldseck, Herr zu Lare, urkundet, daß der Kauf, den Markgraf Rudolf, genannt Wecker, dem frumen Ritter Cunrad von Windeck umb die Statt und umb die Burg Stalhofen( Stollhofen) und umb die zwei Dörfer Selingen (Söllingen) und Hügelsheim mit ihrer Zugehörde getan, mit seinem Willen und Gehelle geschehen, da die vorgenant Vestin und die Dörfer von ihm zu Lehen waren. Heinrich von Geroldseck siegelt. Montag nach s. Gerientag 1357. Ruppert, Mortenau (1882) I, 498.

1359. Reinbold von Windeck überläßt das Lehen zu Ottenheim, das Kuno von Hunesfelde aufgegeben hatte, dem Heinzmann Wetzels von Marsilien. Schöpflin, Als. Illustr. VII, 717.

Über den Straßburger Edelknecht Kuno von Hundsfeld vgl. Kindler v. Knobloch, Oberbad. Geschlechterbuch II, 176.

1359 *August 30.* Todestag des Ritters Konrad von Windeck, des Sohnes des Ritters Burkart von Windeck und Bruders des Schwarzacher Abtes Reinhard von Windeck. Seine Frau war Junta (Kunigunde) von Riese. Der gemeinschaftliche Grabstein beider lag ehemals (nach 1690) vor dem Altare der hl. Jungfrauen Katharina, Barbara und Otilia an der nördlichen Seitenmauer der Schwarzacher Abteikirche. Die Inschrift lautete: Anno Domini MCCC LVIII. III Kal. Sept. Ob. Cunradus miles de Windecke Advocatus Hujus Monasterii. Ita Ob. Junta Vxor Ejus Anno Dni MCCC LX. Auf dem Stein war das Windeckische Wappen ausgehauen mit dem Helm darüber. — Neben dieser Grabplatte lag ein anderer Stein, der ebenfalls das windeckische Wappen trug, aber keine Inschrift hatte. G. L. A. Gallus Wagner, Chron. Schwarzae I, 175 f.

1359 *Dezember 19.* Das bischöfliche Hofgericht zu Straßburg urkundet, daß Junta (Kunigunde), Witwe des Ritters Konrad von Windeck, ob speciale favorem quo prosequatur in dominum Abbatem Falconem et conventum monasterii in Schwarzach, dem Abt und Konvent daselbst 50 Viertel jährlich. Gültkorn vermacht, welche Junta von denselben für 100 Pfd. Str. Pfennig per modum revenditionem erkaufte hat, ab dem Zehnten des Klosters zu Söllingen und Hügelsheim und den zwei Höfen, Äckern und Matten daselbst, wovon sie die lebenslängliche Nutznießung vorbehält. Jeweils an Martini sollen 4 Pfg. als Wisung (in signum proprietatis) an das Kloster entrichtet werden. Von der Gülte sollen nach dem Tode der Stifterin 25 Viertel dem Abte und 25 Viertel dem Konvent zufallen,

und es soll jährlich ein Anniversar gehalten werden für Junta, die Stifterin, ihren Mann Konrad von Windeck, ihren Vater Konrad Riese, Ritter, ihre Mutter Mechtilde und ihren Bruder Hermann, einen Edelknecht, und die verstorbenen Kinder der Junta mit Messen und Vigilien, wie üblich. Auch sollen am Jahrtag auf ihrem Grabe vier Kerzen brennen, jede ein Pfund schwer. Der Viceplebanus von Schwarzach soll 1 Viertel Korn erhalten, ebenso ist ein Viertel zum Austeilen an die Armen bestimmt. Auf dem Grabe der Stifterin soll ein ewiges Licht brennen. D. XIII Kal. Januarii 1360. G. L. A. Gallus Wagner, Chron. Schwarz. I, 175 und Kopialb. N. 748, S. 78.

Den Stiftungsbrief hat Junta von Windeck bei ihrer Schwester Katharina, Nonne zu Lichtental (1361) hinterlegt. Nach dem Tod derselben soll der Brief dem Abt und Konvent eingehändigt werden. Nach Regest v. 30. August 1359 starb die Stifterin im Jahre 1360 und wurde neben ihrem Mann Konrad v. Windeck in der Klosterkirche zu Schwarzach begraben. Sie war eine Tochter des Konrad Riese, advocatus von Ullenburg und seiner Gattin Mechtilde, heiratete Konrad von Windeck am 3. Mai 1357? und verkaufte mit ihrem Gatten am 11. Mai 1357 Zinse zu Kestenholz (Elsaß). Vgl. v. Stotzingen, Oberrh. Geschlechterbuch III, 544.

*Regesten des Schwarzacher Abtes Reinhard von Windeck (1340—1360)*

Im folgenden sind einige Regesten des Schwarzacher Abtes Reinhard von Windeck (1340—1357) zusammengestellt. Dieselben gehören zwar mehr zur Geschichte des Klosters Schwarzach als zur windeckischen Familiengeschichte. Der Vollständigkeit wegen, sodann weil sie noch manches Interessante bieten, wurden sie hier aufgenommen. Abt Reinhard, oder Reinherus von Schwarzach, war ein Sohn des Ritters Burkhard von Windeck und ein Bruder des Ritters Konrad von Windeck, der 1359 starb und zu Schwarzach seine letzte Ruhestätte fand. Die Regierungsperiode des Abtes Reinhard (1340—1357) war für das Gotteshaus eine Zeit des wirtschaftlichen Niedergangs, wie die zahlreichen Veräußerungen klösterlicher Güter und Rechte dokumentieren. Abt Reinhard starb um 1357 und wurde in der Abteikirche zu Schwarzach begraben. Der Schwarzacher Chronist Gallus Wagner sagt in seinem Chronikon: „Der Grabstein des Abtes Reinhard von Windeck ist nicht mehr ganz lesbar und dient als Treppenstein zum Chor.“ Vgl. Freib. Diözes. Arch. XXII, 59 und Krieger, Topogr. Wörterbuch von Baden II, 937.

*1340 September 30.* Reinhard von Windeck, Abt zu Schwarzach, gibt als Bannherr zu Kotzenhusen seine Einwilligung zu einem Verkauf dieser Gemeinde sowie der Gemeinde Drusenheim. G. L. A. Gallus Wagner, Chron. Schwarz. I, 329.

*1342 Februar 4.* Abt Reinhard von Schwarzach, genannt von Windeck, urkundet, daß Anna, die Tochter seines Oheims Reinbold von Windeck selig und Muhme des Abtes, Markgraf Hermann und dessen Erben der Gelübde und des Geldes, das dieser ihr zu geben gelobt hatte, ledig erklärt habe. Fester, Bad. Regg. I, Nr. 993.

*1342 November 26.* Bischof Berthold von Straßburg bestätigt die Dotation der seither verlassenen (desolata) St. Georgskapelle bei Velleter, welche mit Zustimmung des Reinherus von Windeck der Prior Hermann von Schwarzach wieder erneuerte. Es sind 3 Jeuch Ackerfeld neben der Kapelle und zu Greffern, 5 Viertel Korn ab Äckern und Wiesen auf der Lathurst, gelegen in parochia sancti Michaelis, ferner 5 Viertel, 1 Schilling und 2 Kapaunen im Hügelsheimer Bann, dafür soll ein Priester aus dem Konvent einmal wöchentlich, sowie am Feste des hl. Georg und am Dedikationstage der Kapelle zelebrieren. Es siegelt Bischof Berthold von Straßburg, Abt und Konvent von Schwarzach. G. L. A. Kopialb. 1315.

Die St. Georgskapelle bei Velleter, zwischen Schwarzach und Greffern gelegen, wird bereits 1288 erwähnt. Das Dorf Schwarzach war damals noch der St. Michaelskirche, die vor der Abteikirche auf dem Friedhof stand, eingepfarrt. Vgl. F. D. A. 22, 64 u. 66. Abt Gall Wagner macht in seinem Chron. Schwarz. die Bemerkung, daß diese Dotation für das Messelesen der Ordensregel widerspreche.

*1343 Januar 29.* Reinhard von Windeck, Abt von Schwarzach, und der Konvent daselbst

verkaufen mit Zustimmung des Bischofs von Straßburg dem Burkart Twinger, Zunftmeister und Gerber zu Straßburg, dessen Frau Greta und Schwägerin Anna 50 Viertel Gültkorn ab dem Klosterzehnten zu Dossenheim, Quarchenheim, Offenheim, Wickersheim und Uttenheim im Elsaß gegen 125 Pfund Str. Pfg. G. L. A. Gallus Wagner Chron. Schwarz. I, 1733.

1345 Februar 5. Das bischöfliche Hofgericht zu Straßburg urkundet, daß Götzo, Müller zu Schwarzach, und Adelheid seine Ehefrau alle ihre Güter und Fahrnisse dem Gotteshaus Schwarzach und dessen Abt Reinhard von Windeck zum Heile ihrer Seelen und zu einem Seelengerete übergeben haben, vorbehaltlich der lebenslänglichen Nutznießung. Dazu gibt ihr Sohn Götzo, ein Kleriker, seine Zustimmung. G. L. A. Kopialbuch 1316 S. 54. „Zur Wisunge“ geben die Schenkgeber einen Pfennig und einen Kapaunen. G. L. A. Gallus Wagner, Chron. Schwarz. I, 105.

1345 Mai 25. Reinhard von Windeck, Abt zu Schwarzach, und Konvent verkaufen mit Zustimmung des Bischofs Berthold von Straßburg den Walthers- und den Mündewört und das Viertel in der Langenawe von Rinfelde, gelegen in sanct Petersbann zu Schwarzach, an die Dorfleute zu Roggenau um 275 Pfund Str. Pfg. Wäre es, daß jemand gesessen wäre auf genannten Wörten, oder im Awenwald, der soll Tauf und Chrisam nehmen und Brüte (Bräute) inführen und heilig Sakrament und das heilige Olei nehmen in der Kirch zu Stollhofen und dem Lütpriester zu Stollhofen empfohlen sein. Was an Besserung und Frevel fällt, soll dem Schultheißen zu Stollhofen gehören. Frucht- und Heuzehnten, Fischwasser, Goldgrien und Vogellege behält sich der Abt vor. Der Verkauf wird damit motiviert, daß das Kloster große Schulden habe, die auf großen Wucher gehen und auch etliche unseres Klosters Güter in „Wiederkaufswise“ um kein klein Geld versetzt werden mußten, also daß wir fürchtent, daß die Konventbrüder gar das Kloster von Armut wegen rumen müßent. Das zu fürsehende, sind wir dicke Kapitel und Rate gegangen und sind einhelliglich überkommen, etliche Güter zu eigen zu verkaufen und mit demselben Geld andere Güter, die versetzt sind, zu ledigen und die Schulden zu bezahlen, do groß Wucher uffget. Es siegeln der Bischof Berthold von Straßburg, der Abt und der Konvent. St. Urbanstag. Schwarz. Urkk. N. 65.

Die Regierungszeit des Abtes Reinhard (1340—1357) ist charakterisiert durch vielfältige Veräußerungen von Klostergütern und weist auf einen tiefen wirtschaftlichen Niedergang des Gotteshauses hin, an dem Familienangehörige des Abtes als plündernde „Schirmvögte“ nicht geringen Anteil haben mochten.

1352 o. T. Reinhard von Windeck, Abt zu Schwarzach, und der Konvent daselbst verkaufen ein Gült von 10 Pfund Pfg. ab einer Mühle zu Stützheim und den dazu gehörigen Gütern, ebenso Zehntbezüge zu Threnheim, Dossenheim und Offenheim im Elsaß. G. L. A. Gallus Wagner, Chron. Schwarz. I, 1089.

1357 Juli 1. Avignon. Papst Innocenz VI. schreibt dem Abt des Klosters Selz, daß Reinhard von Windeck, Abt des Klosters Schwarzach, ihm berichtet habe, daß das officium camerarie der genannten Abtei mit allen seinen Gütern und Zugehörungen der Mensa des Abtes kanonisch annektiert sei; es habe aber der Konvent den Abt rechtswidrig hindern wollen, genanntes Amt innezuhaben. Der Abt von Selz soll die Parteien hören und einen rechtlichen Entscheid treffen, der bei den kirchlichen Strafen von jeder Partei zu respektieren sei. Anno quinto Pontificatus nostri. Kal. Julii. G. L. A. Schwarz. Kopialb. 1314.

1364. 12. Oktober. Benfeld. Bischof Johann II. von Straßburg meldet an Meister und Rat der Stadt, daß Gerige von Gerolzecke „alle sine Sachen, geistlich oder weltlich, so er mit dem Appete (Reinhard) von Windecke und Herrn Cunrat, sinem Bruder, zu tunde het, gentslich an uns (den Bischof) kommen will uf ein Recht und auch umbe den Schriber, dem der Schade geschehen ist“. Gerold von Geroldseck will sich dem Rechtsspruch unterwerfen. Benevelt sabbato post Dyonisii 1364. Straßb. Urkb. V, Nr. 603. — Abt Reinhard von Windeck war bereits seit 1359 tot, da im genannten Jahr ein Valko als Abt zu Schwarzach erwähnt wird. Auch Ritter Konrad, des Abts Bruder, war im genannten Jahr mit Tod abgegangen. Vgl. Reg. v. 30. August und 19. Dezember 1359.

# Maria Linden bei Ottersweier

Von P. Adalbert Ehrenfried, OFM<sup>Cap</sup>

## *Einleitung*

Alban Stolz sagt von der Lindenkirche: „Es geht selten ein Wanderer vorbei, ohne ein Gebet aus- und himmlischen Trost eingeatmet zu haben.“<sup>1</sup> So war es zu seiner Zeit, so war es früher, so ist es zum guten Teil auch noch heute. Die Lindenkirche ist eine Wallfahrtskirche, und die Wallfahrer kommen zum Beten, und nicht wegen der landschaftlich bevorzugten Lage oder um eines künstlerischen Genusses willen.

Noch vertrauter kann uns dieser Wallfahrtsort werden, wenn wir erfahren, wie die Wallfahrt entstanden ist, welche Schicksale sie im Laufe der Jahrhunderte erfahren, wie sie sich entfaltet hat, und warum sie bis in unsere Zeit immer neue Pilger anzieht.

## I. Teil

### *Der Gnadenort bis 1936*

#### Der geschichtliche Raum

Was war zuerst: das Heiligtum bei den Linden oder die Wohnsiedlung Ottersweier? Nach Schumacher<sup>2</sup> deutet Weier auf eine römische Siedlung. Die Schreibweise ist in den alten Urkunden und Berichten sehr verschieden: Otterswilre, Otteswilre, Otterswiere, Otterswylr, Ottersschwylr. Ottersweier ist also der Weiler des Otto, eines Otar oder Otheri, Otter oder Otmar. Es gibt in der nächsten Nähe noch Siedlungen namens Ottenweier, Ottwier, Ottersberg, Ottenhöfen und im Elsaß Otterswyller<sup>3</sup>. Flur- und Bachnamen wie Lauf, Lautenbach, Had, Haft, Holl verweisen in die keltische Zeit.

#### *Die Christianisierung*

Die Alemannen, die sich bis Ende des fünften Jahrhunderts immer noch nach Norden auszudehnen versuchten, wurden 496 unter dem Frankenkönig Chlodwig

<sup>1</sup> Alban Stolz: Besuch bei Sem, Cham und Japhet, S. 7.

<sup>2</sup> Schumacher II, Freiburg 1864, S. 46.

<sup>3</sup> Reinfried, FDA 15 (1882), S. 34.



(481—511) entscheidend geschlagen und nach Süden hinter die Oos-Murg-Linie zurückgedrängt. Wenn auch unter fränkischer Oberhoheit lebend, hielten sie doch zäh an ihrem alten Glauben und Brauchtum fest. Während sich das Christentum im Bereich der römischen Kultur links des Rheins schon im vierten Jahrhundert weit ausgebreitet und gefestigt hatte, bekehrten sich die rechts des Rheins wohnenden Alemannen hauptsächlich Mitte des siebten Jahrhunderts, zu der Zeit, da Trudpert und Landolin als Einsiedler lebten und Gallus, obwohl ebenfalls Einsiedler, auf Predigtreisen ging. Pirmin gründete 724 das Kloster auf der Reichenau und gab 725 dem Kloster Schuttern die Benediktinerregel.

Bis zum siebten Jahrhundert waren es fast nur Stammeshäuptlinge, die das Christentum durch ihre Beziehungen mit den ostgotischen oder fränkischen Höfen kennenlernten. Den Boden für die Aufnahme des christlichen Glaubens durch die ansässige Bevölkerung bereiteten dann die fränkischen Herren und Fronhöfe, die an früheren römischen Niederlassungen eingerichtet wurden und damit die Gründung von Klöstern vorbereiteten.

Die Christianisierung unserer Gegend war begünstigt durch das auf einer Rheininsel bei Straßburg um 720 von schottischen Mönchen gegründete Kloster Honau und die 744 gegründete Abtei Schwarzach. Schwarzach hatte Besitzungen in der Ortenau. Für die dem Kloster Zugehörigen, Zinspflichtigen und Leibeigenen wurde zuerst eine Holzkirche gebaut. Der Bauherr war Eigentümer der Kirche und bestellte einen Priester. Auf diese Weise sind in der Zeit von 800 bis 1000 die meisten Pfarreien gegründet worden. Nach Reinfried stand in Ottersweier schon 734 vor der Gründung von Schwarzach eine Leutkirche<sup>4</sup>. Die Nähe der alten Klöster Schuttern und Schwarzach sowie der früher erwähnte Ortsadel von Ottersweier lassen darauf schließen, daß Ottersweier neben Sasbach eine der ersten Pfarreien in der Ortenau war. Der Geschichtsschreiber des Bistums Straßburg, Grandidier, erwähnt für das Jahr 774, daß unter Bischof Heddo das Landkapitel Ottersweier das vierte rechtsrheinische Archidiakonatsgebiet gebildet habe<sup>5</sup>. Auch die Wahl des heiligen Johannes des Täufers zum Kirchenpatron läßt darauf schließen, daß in Ottersweier schon früh eine Taufkapelle stand, das Grundrecht einer Pfarrei. Für das Jahr 1265 wird eine Begräbnisstätte in der Pfarrkirche erwähnt<sup>6</sup>.

### *Die Grundherren von Ottersweier*

#### Die Grafen von Eberstein

Zuerst begegnet uns Ottersweier in der Geschichte als Besitz der reichen und mächtigen Grafen von Eberstein. Sagen und Legenden berichten über die Herkunft und den machtvollen Aufstieg der Ebersteiner, der Herren des Ufgaues, der sich von der Alb über die Murg bis zur Oos erstreckt. Erste urkundliche Erwähnung geschieht um 1085 mit Berthold I. Mit ihrem Stammsitz auf Hohenbaden ver-

<sup>4</sup> Reinfried, FDA 15, S. 34.

<sup>5</sup> Grandidier I, S. 289 und 291.

<sup>6</sup> Reinfried, FDA 15, S. 36.

standen sie es, durch Heirat und als Lehensträger ihren Besitz zu vergrößern. Im dreizehnten Jahrhundert erbauten sie über Gernsbach im Murgtal das Schloß Alt-Eberstein. Ihre größte Macht erreichten sie in den Jahren 1230—1270, als Ebersteiner Bischöfe von Speyer waren.

Eine alte Freiburger Chronik berichtet, die Grafen von Eberstein seien vor Zeiten so mächtige Grafen gewesen, daß ihnen die Bewohner der Burg Hohenbaden zu Hofe geritten seien und ihnen gedient hätten<sup>7</sup>. Zu reichen Besitzungen gelangt, sind die Ebersteiner großzügig im Stiften von Klöstern und Verschenken ihrer Güter, dazu noch schwach gegen die habgierigen Nachbarn. So werden sie durch die Stiftung der Klöster Frauenalb und Herrenalb 1148 sowie durch die Besitzabtretungen an die Markgrafen von Baden im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert geschwächt und verlieren auch in den kommenden Jahrhunderten immer mehr an Macht und Ansehen, bis sie 1505 ihre Selbständigkeit einbüßen und nur noch als Lehensleute sich halten können. Wilhelm IV. von Eberstein versuchte 1553, als Herrenalb protestantisch geworden und das Kloster aufgelöst war, noch einmal in den Besitz der ursprünglichen Liegenschaften zu gelangen, jedoch vergeblich. Mit dem Tode des Grafen Casimir, der 1660 ohne männliche Nachkommen starb, war das Geschlecht der Ebersteiner ausgestorben. Die Rechte und Ansprüche kamen an Württemberg und zum Teil an das Hochstift Speyer. Um 1676 war es den Markgrafen von Baden gelungen, die Ebersteinschen Besitzungen ihrem Lande einzugliedern.

In den Dienst der Ebersteiner tritt um 1148—1271 eine Familie, die sich Otterswilre nannte. Bekannt sind Rudolf und Heinrich von Otterswilre. In den Jahren 1337, 1370 und 1407 treten die Kolbe von Eberstein als Lehensträger der Ottersweierer Güter auf<sup>8</sup>.

### Die Herren von Windeck

Als eine der ältesten und reichsten adeligen Familien in der Ortenau galten die Windecker, einst Dienstleute der Ebersteiner<sup>9</sup>. Sie treten 1212 urkundlich in das Licht der Geschichte. Außer Ebersteiner Lehen besaßen sie Güter vom Reich, vom Hochstift Straßburg, dazu die Stadt Stollhofen und den damaligen Marktflecken Bühl, ferner die Orte Niederschopfheim, Hügelshausen, Nonnenweier und Söllingen, die Schlösser Windeck und Sand. Abwechselnd hatten sie Leibeigene, Güter, Zehnte und Rechte in Altschweier, Bühlertal, Kappelwindeck, Neusatz, Waldmatt, Lauf, Sasbach, Sasbachwalden, Vimbuch, Schwarzach, Steinbach und schließlich in Ottersweier. Die Schirmvogtei über die Abtei Schwarzach, die sie als Reichslehen innehatten, führte zu vielen Streitigkeiten mit den Äbten und zu Zerwürfnissen innerhalb der eigenen Familie. Durch diese Streitigkeiten kam es trotz mancher Neuerwerbungen durch Heirat, Kauf und Erbschaft zur Zersplitterung und zum unaufhaltsamen Zerfall. Verkauf, Verpachtung, Verpfändungen, Überfälle waren an

<sup>7</sup> von Neuenstein, S. 26.

<sup>8</sup> Stolz, Otto. Siehe auch Bader, *Badenia* 1840, S. 142.

<sup>9</sup> Bader, *Badenia* (1839), S. 151.

der Tagesordnung, bis zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts ihre Besitzungen an den Markgrafen von Baden übergangen.

Wie bei allen adeligen Familien der damaligen Zeit mußten die nachgeborenen Söhne in ein geistliches Stift eintreten oder im Kriegs- und Verwaltungsdienst eine Existenz suchen. Bis 1561 war die alte und bis 1580 die neue Burg Windeck zerstört und zerfallen. Mit dem Geschlecht ging es im sechzehnten Jahrhundert schnell abwärts. 1577 mußte ein großer Teil der Windeckschen Besitzungen an den Markgrafen Philipp von Baden abgegeben werden, und 1588 starb Georg. Der letzte Windecker Jakob starb 1592 auf einer Bildungsreise durch Italien an einer Seuche. Das Lehen fiel an das Reich, an den Bischof von Straßburg, und kam 1686 an Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden.

Windecker waren oft Pfründebesitzer und Verwalter der Pfarrei Ottersweier, so 1265 Reinbold von Windeck, 1318 Erchanger von Windeck, 1336—1348 Bruno. Der Sohn des Johann von Windeck wird in die Pfründe zu Ottersweier eingesetzt, 1368 Peter von Windeck, 1494 Sebastian von Windeck, Pfarrer (1531) und zugleich Kanonikus von Selz. Er ist der Erbauer der alten Pfarrkirche zu Ottersweier und liegt im Chor begraben.

#### Die Markgrafen von Baden

In guten und in schlechten Tagen war Maria Linden eng verbunden mit den Markgrafen von Baden. Wir werden sehen, wie die Entwicklung, das Absterben, das Aufblühen und das Weiterbestehen der Wallfahrt mit dem Schicksal des markgräflichen Hauses zusammenhängt. Die Markgrafen von Baden führen ihren Ursprung zurück auf das 1218 ausgestorbene Geschlecht der Zähringer, die anfangs an der Baar, später im Breisgau ansässig waren. Als Ahnherr der Markgrafen gilt Hermann († 1074), der älteste Sohn des Markgrafen Berthold I. von Zähringen. Erster Markgraf von Baden war Hermann II. († 1130) mit dem Stammsitz auf Hohenbaden, im sogenannten Ufgau gelegen. Von der ersten Familie löste sich 1190 die hochbergische Linie, die 1503 ausstarb. Durch Heirat gelangte Hermann V. († 1243) in den Besitz der Städte Pforzheim und Durlach. Dessen Sohn Rudolf I. († 1288) erwarb unter anderem die Burg Alt-Eberstein. Die Markgrafschaft wurde öfters geteilt und dann wieder vereinigt, so 1384, als Bernhard I. das Gebiet mit Durlach, Pforzheim und Alt-Eberstein und Rudolf VII. Stadt und Burg Baden, Rastatt und Ettlingen erhielt. Der Badener Besitz wurde nach dem Tode Jakobs I. 1453 unter die Söhne Karl II., Bernhard II. und Georg aufgeteilt. Georg wurde Bischof, Bernhard, der 1771 selig gesprochen wurde<sup>10</sup>, verzichtete ebenfalls, so daß Karl I. (1453—1475) die südliche Markgrafschaft wieder vereinigen konnte. Bei der Reformation wurde Karl II. von Baden-Durlach († 1577)

<sup>10</sup> Als Grundherr über Ottersweier begegnet uns auch der selige Bernhard von Baden (1428—1458). Mit seinem Bruder Karl vergibt er 1454 sein Lehen, eine Hofstatt zu Ottersweier, an einen Heinrich Helt von Diefenau, und im gleichen Jahr leihen beide Markgrafen dem Reymboldt von Windeck ihren Teil am Kirchensatz zu Ottersweier, GLA 44/196, GLA 44/566, vgl. Renner, Markgraf Bernhard II. von Baden, Karlsruhe 1958, S. 99 und 116.

1556 protestantisch, Bernhard von Baden-Baden blieb katholisch. Die Residenz wird 1689 von Baden nach Ettlingen verlegt. Mit dem Tode des Markgrafen Georg August 1771 starb die Baden-Badener katholische Linie aus, die Besitzungen wurden mit Baden-Durlach vereinigt<sup>11</sup>.

Die katholischen Markgrafen zeigten stets ihre Sympathie für die Wallfahrtsorte. Die Schlacht bei Wimpfen 1622, in der Georg Friedrich von Baden-Durlach gegen Tilly unterlag, verhalf dem bisherigen unmündigen Erben der Markgrafschaft Baden Wilhelm zur Herrschaft der sogenannten oberen Markgrafschaft. In seiner Regierungszeit 1622—1677 führte er das protestantisch gewordene Gebiet wieder dem katholischen Glauben zu. Sein Enkel Markgraf Ludwig Wilhelm (1677 bis 1707), bekannt als der Türkenlouis, war vermählt mit Franziska Augusta Sibylla von Sachsen-Lauenburg, die nach dem Ableben Ludwig Wilhelms bis zur Mündigkeit ihres Sohnes Ludwig Georg im Jahre 1727 Regentin war. Nach dem Tode Ludwig Georgs 1761 folgte sein Bruder August Georg, der Gemahl der Maria Viktoria; mit ihm starb 1771 die Baden-Badische Linie aus, und Ottersweier kam mit der katholischen Markgrafschaft unter Markgraf Karl Friedrich (1738—1811) an Baden-Durlach.

#### Die Bischöfe von Straßburg

Grundherren von Ottersweier waren seit 1351 die Bischöfe von Straßburg, denen es gelungen war, die Ortenau, die an die Markgrafen von Baden verpfändet war, in ihren Besitz zu bringen<sup>12</sup>. Ottersweier war eng verbunden mit dem Bistum und den Bischöfen von Straßburg.

Erster Bischof dieser Stadt war der hl. Amandus (342—346). Kaiser Otto II. brachte die Stadt 974—982 unter die Herrschaft der Bischöfe, die zu Reichsfürsten erhoben wurden. Zahlreiche Klostergründungen gingen von den Bischöfen aus. Wichtig für Ottersweier ist Bischof Heddo (734—776), ein Neffe der hl. Odilia. Zuerst Abt zu Münster und Abt zu Reichenau, gründete er Ettenheimmünster, wo er auch begraben liegt; er begann den Bau des Straßburger Münsters und begleitete 773 den Frankenkönig Karl nach Rom. Unter ihm wurde die Diözese in sieben Archidiakonate aufgeteilt, 774 Ottersweier dem Archidiakonats Sasbach unterstellt; es ist die erste Jahreszahl, die wir über Ottersweier erfahren<sup>13</sup>. Ein anderer Bischof, der für Ottersweier wichtig ist, ist Albrecht Herzog von Bayern, der 1484 den Bau der Lindenkirche genehmigte. Unter Bischof Wilhelm III. (1506 bis 1541) wurde Straßburg protestantisch. Bischof Johann IV. (1567—1592) führte wieder den katholischen Glauben ein. Die linksrheinischen Teile des Fürstbistums wurden 1790, die badischen Teile 1803 säkularisiert. Damit kam auch Ottersweier zuerst an die noch bestehende Diözese Konstanz und 1821 an das neuerrichtete Erzbistum Freiburg.

<sup>11</sup> Vgl. Ehrenfried, Waghäusel, Ulm 1966, S. 85.

<sup>12</sup> FDA 15, S. 35—37.

<sup>13</sup> Grandidier I, S. 291.

## Die Lehnsleute der kaiserlichen Landvogtei Ortenau

Die Ortenau, früher Mortenau genannt, eingeschlossen vom Nagoldgau im Osten, vom Breisgau im Süden, vom Elsaß im Westen und vom Fränkischen Ufgau im Norden, erstreckt sich über das Gebiet Kehl, Kork, Offenburg, Lahr, Ottenheim, Gengenbach bis Ottersweier. In die Landschaft teilten sich die Markgrafschaft Baden, das Hochstift Straßburg, die Fürsten von Fürstenberg, die Herrschaft Hanau, Lichtenberg, Geroldseck, Lahr, Mahlberg sowie die freien Reichsstädte Offenburg, Gengenbach, Zell am Harmersbach, das freie Reichstal und die Reichsritterschaft Ortenau. Kaiser Ludwig der Bayer (1314—1347) verpfändete 1335 die Ortenau sowie Gengenbach und Zell am Harmersbach an Markgraf Rudolf IV. von Baden († 1348). Sie kam 1351 teilweise an die Bischöfe von Straßburg, 1405 an König Ruprecht von der Pfalz, 1504 an die Fürstenberger, unter Ferdinand I. (1564) an Österreich. Von 1701 bis zum Aussterben der Baden-Badischen Linie 1771 war sie dem Markgrafen zum Lehen gegeben und wurde 1808 durch den Preßburger Frieden mit dem Großherzoglichen Baden vereinigt.

Die Ortenau wurde von einem kaiserlichen Landvogt verwaltet, dessen Sitz zuerst auf Schloß Ortenberg und später in Offenburg war. Ottersweier, die nördliche Gemarkung der Ortenau, war ein sogenanntes Afergericht (Untergericht). Der Landgraben teilte die Gemarkung Ottersweier in einen ortenauisch-österreichischen und markgräfllich-badischen Teil.

## Das Kloster Herrenalb

Für die Anfänge der Wallfahrt zu Maria bei den Linden mag das Zisterzienserkloster Herrenalb nicht wenig beigetragen haben. Berthold von Eberstein, der das Kloster Frauenalb<sup>14</sup> gegründet hatte, hatte sich unter König Konrad III. (1138 bis 1152) im Gefolge des Herzogs Friedrich von Schwaben, des späteren Kaisers Barbarossa, 1148 am Kreuzzug beteiligt. Nach glücklicher Heimkehr machte er mit seiner Gattin Uta, der letzten Tochter des Grafen von Laufen, im Jahre 1148 eine zweite Stiftung mit der Gründung des Zisterzienserklosters Herrenalb, „um sich Gott zum Erben zu machen“. Unter den Zeugen, die die Stiftungsurkunde unterschrieben hatten, befindet sich Markgraf Hermann III. Die Stiftung wurde zunächst vom zuständigen Bischof von Speyer, Günther Grafen von Henneberg (1146—1161) gutgeheißen<sup>15</sup>. Günther ist beigesetzt unter dem Hochaltar des zur gleichen Zeit erbauten Zisterzienserklosters Maulbronn.

<sup>14</sup> Frauenalb wurde wahrscheinlich um 1139 ebenfalls von Graf Berthold gegründet. Unterhalb von Herrenalb gelegen, hatte es reiche und große Besitzungen und bekam immer noch Vermächtnisse. Mehrmals abgebrannt, wurden Kloster und Kirche im 18. Jahrhundert zum letztenmal aufgebaut. Heute stehen nur noch Ruinen.

<sup>15</sup> HSTA/St 1149—1152.

Die beglaubigte Kopie aus dem Jahre 1270, siehe WUB (1849), Band 2, S. 103. Nach Seilacher (siehe Literaturverzeichnis) wird in einem undatierten Schreiben eines Ebersteinerschen Beamten aus einer Sammlung aus dem Jahre 1779, aufbewahrt im Rathaus von Herrenalb, behauptet, das Kloster Herrenalb „sei anfänglich bey Otterswiher gelegen und nochmals auf den Ort, da es ietzt liegt, transferiert worden!“. Diese Angaben stehen aber im Widerspruch zur Stiftungsurkunde.

Zu den für die Gründung übergebenen Liegenschaften gehörten auch Besitzungen in Ottersweier. Zur Bewirtschaftung der Güter erbaute das Kloster einen Hof, eine sogenannte Grangia, mit einer Mühle. Nach Urkunden<sup>16</sup> aus dem Jahre 1265, 1415, 1436, 1482 hatten die Mönche später die Bewirtschaftung dieser Ottersweierer Güter, nämlich den Mönchhof und die Mühle, weltlichen Pächtern überlassen. Die Klostergüter lagen nach Reinfried alle im östlichen Teil der Ottersweierer Gemarkung, im Oberfeld gegen die Hub, Hart und Lichbösch zu, im Wylr und um die Lindenkirche, wie jetzt noch die Flurnamen Münchäcker, Münchsgrund, Münchbruck, Münchhof, Münchmühl beweisen.

Kirche und Kloster Herrenalb dürften bis 1175 erstellt worden sein. Die Schirmherrschaft über das Kloster Herrenalb hatte Kaiser Friedrich Barbarossa (1152 bis 1190) selbst übernommen und an einen vom Kloster zu wählenden Grafen von Eberstein weitergegeben. Den rechtmäßigen Besitz der Ottersweierer Liegenschaften durch das Kloster Herrenalb finden wir in mehreren Papsturkunden bestätigt, so durch Papst Alexander III. unter dem 21. Dezember 1177<sup>17</sup>, 1213 durch Innozenz III. Im Jahre 1216 bestätigt Honorius III. dem Abt Sigerus<sup>18</sup> und dem Konvent von Herrenalb die Besitzungen zu Ottersweier. Im Jahre 1278 bestätigt Otto, Senior von Eberstein, daß von den Gütern zu Ottersweier, die dem Kloster Herrenalb gehören und von ihm oder seinen Vorgängern dem Kloster geschenkt wurden, nichts an andere abgegeben werden dürfe<sup>19</sup>.

Um 1265 verzichtete Reinbot der Ältere von Windeck sowie Heinrich, dessen Sohn<sup>20</sup>, als ebersteinische Lehensleute, auf Bitten der herrenalbischen Mönche auch auf alle Servituten und Rechte, die sie seither auf die gesamten Güter zu beanspruchen hatten. Zwei Jahre später (1267) befreit Bruno von Windeck<sup>21</sup> „zu Ehren unseres Herrn Jesus Christi und seiner Mutter“ die herrenalbischen Güter zu Ottersweier von aller Dienstbarkeit, welche er und sein Vater bisher beanspruchten, und bittet die Mönche um ihr Gebet und um Verzeihung aller ihnen etwa zugefügten Unbilden“<sup>22</sup>. Später übten die Württemberger die Schirmherrschaft aus, oft im Streit mit dem Markgrafen von Baden. Da sich die Badener immer wieder des Klosters bemächtigen wollten, erstellte man 1403 besondere Befestigungen mit Mauern, Türmen, Toren und Gräben. Im Bauernkrieg wurde das Kloster zerstört. Herzog Ulrich von Württemberg (1498—1550) führte 1550 gegen den Willen des Abtes Lukas und der meisten seiner Mönche die Reformation ein. Nach dem Augsburger Reichstag 1548 wurde das Kloster 1555 in ein evangelisches Seminar verwandelt, auf Grund des Restitutionsediktes mitten im Dreißigjährigen Krieg 1630 wieder katholisch und den Mönchen übergeben. Wiederholt überfallen, geplündert und verwüstet brannte die Kirche 1642 aus. Nach dem Westphälischen Frieden kam das Kloster 1649 an Württemberg und blieb von da an evangelisch.

<sup>16</sup> WUB (1849), Bd. 2, S. 166.

<sup>17</sup> GLA Con. 188 und WUB (1894), Bd. 6, S. 202.

<sup>18</sup> WUB, Bd. 6, S. 295.

<sup>19</sup> Siehe OZ I 354 ff., OZ 31, S. 264, 268.

<sup>20</sup> WUB, Bd. 2, S. 181, OZ 31, S. 238.

<sup>21</sup> WUB, Bd. 3, S. 57.

<sup>22</sup> FDA 15, S. 37.

Die Gebäude blieben verfallen und wurden bis heute nicht mehr aufgebaut. An den mit seinen zwei Säulenhallen stehengebliebenen Chor wurde 1739 die heutige evangelische Kirche angebaut.

### *Die Entstehung der Wallfahrt*

#### Die Linde und der Brunnen

Was der Anlaß war, gerade an diesem Ort Maria besonders zu verehren, wer das erste Marienbild an der Linde aufgestellt hat, woher dieses Bild kam, wie es aussah, seit wann sich hier die Beter einfanden, all diese Fragen wird wohl niemand mehr beantworten können.

Wallfahrtsorte brauchen Zeit, bis sie entstehen, beim Volk Vertrauen finden. Peter Dörfler sagt einmal: „Die Wallfahrt ist keine Einrichtung der katholischen Kirche. Sie gehört zu den frommen religiösen Bräuchen, die eine religiöse Arbeit geschaffen hat. Die Kirche fand sie vor und führte sie von den Göttern zu Gott, vom Ahnengrab zum Martyrergrab.“<sup>23</sup>

Erst wenn bei den Gläubigen sich die Ansicht bildet, daß Maria an einem bestimmten Ort die Gebete lieber erhört als anderswo, erst wenn sich diese Meinung in der näheren und weiteren Umgebung verbreitet und festigt, werden sich immer mehr gläubige Menschen mit Vertrauen auf diese Hilfe auf den Weg machen, und erst dann kann von einer Wallfahrt die Rede sein. Neben diesen sichtbaren Erfolgen und Hilfen muß das Volk dann auch Gelegenheit finden, einem erbaulichen und erheblichen Gottesdienst beiwohnen zu können<sup>24</sup>.

Zwei Anhaltspunkte lassen auf ein sehr hohes Alter unseres Wallfahrtsortes schließen, ja weisen uns sogar auf einen heidnischen Kultort hin, nämlich die Linde und der Brunnen.

Haine, Wälder und einzelne Bäume galten nach J. Grimm<sup>25</sup> bei den Germanen und Kelten als heilige Orte, wo die Geister hausen und wo man Opfer darbringt. Der heidnische Baumkult ahnte und verehrte gerade in Hohlbäumen gute und böse Geister, denen man opferte. Es mag kein weiter Weg gewesen sein, daß man auch im Christentum auf Baumstümpfe oder in Baumhöhlen ein Kreuz oder Heiligenbild anbrachte. Viele Wallfahrtsorte und Marienerscheinungen führen ihren Ursprung zurück auf ein Bild, das zuerst an einem Baum verehrt wurde.

Neben der Eiche und dem Holunder wurde bei unseren heidnischen Vorfahren gerade die Linde verehrt. Sie war der Lieblingsbaum der Frigge und Freia. Volkskundler führen manche Marienwallfahrtsorte auf diese germanischen Göttinnen zurück. Vielfach wurden unter der Linde Kreuze, Bildstöcke, Marien- und Heiligenbilder erstellt oder am Baum angebracht. Wir kennen das Lindenkreuz, den Lindenberg, die Wallfahrt zu den drei Linden. Lindenbaum und Lindenblatt kom-

<sup>23</sup> Peter Dörfler, Vom religiösen Brauchtum. Hochland 34 I (1936—37), S. 205.

<sup>24</sup> Beißel, S. 144.

<sup>25</sup> Grimm, Bd. 1, S. 66.

men auch in der Nibelungensage von Siegfried vor. Kein Baum ist in den deutschen Minne- und Volksliedern so geehrt und so oft besungen wie die Linde. Darf es uns wundern, wenn gerade am Lindenbaum ein Gnadenort entstanden ist? Wäre das zutreffend, dann dürften wir auf ein hohes Alter unseres Heiligtums schließen.

Nach Grimm wurde auch dem Wasser, besonders den Quellen und Brunnen, eine heilige und heilende Kraft zugeschrieben. Es ist darum möglich, daß auch der Brunnen bei den Linden in kultischem Dienste stand. Wo heute noch an der Nordseite der Kirche ein Wasserleitungsrohr steht, kann man auf alten Bildern einen überdachten Brunnen erkennen. Auch dieser Brunnen dürfte später im Christentum im Vertrauen aufgesucht worden sein. Grimm sagt: „Legten die Heiden die Wunderkraft einer Quelle ihrem Wald oder Wassergeistern zu, so übertrugen die Christen das nachher auf ihre Heiligen.“<sup>26</sup> Nach altem Brauch tranken die Pilger aus dem Brunnen bei Maria Linden und erhofften Befreiung von ihrem Fieber. Auch Taufkirchen zu Ehren des Johannes des Täufers wurden oft an diesen heidnischen Kultstätten durch die Missionare errichtet. Wie heidnisches und christliches Brauchtum bis auf unsere Zeit sich miteinander verbunden haben, ersehen wir aus den Legenden und Sagen über die Entstehung von Maria Linden.

Schnezler berichtet: An der Landstraße, die nach Basel führt, nicht weit vom Hubbad und der Burg Windeck, liegt eine freundliche Wallfahrtskirche, „Zur Linde“ genannt. Diesen Namen hat sie von einer uralten Linde, die wenige Schritte von ihr entfernt steht. In geraumen Zeiten soll das Muttergottesbild, welches jetzt auf dem Hauptaltar der Kirche aufgestellt ist, in einer Nische des Baumstammes gestanden haben. Es geschah nun, daß ruchloses Kriegsvolk die Gegend überschwemmte und die Kirche nebst anderen Gerätschaften und Bildern zerstörten. Da wuchs die Rinde der Linde über die Blende des Madonnenbildes, so daß es dicht in den Baum eingeschlossen war und jedem Auge verborgen blieb, bis Friede und Ordnung im Lande wieder hergestellt waren. Ein Hirtenmädchen, das in der Nähe der Linde seine Herde hütete, vernahm eines Abends einen lieblichen Gesang, der aus dem Baum zu klingen schien. Dies wiederholte sich an zwei und drei Tagen darauf, und nun erzählte es diese wunderbare Sache ihrem Vater. Dieser sagt, sowas könne nur ein Zauberwerk sein, das von einem bösen Geist herrühre, und machte sich mit einer Holzaxt auf, um die Linde zu fällen. Als er aber kaum die Linde berührte, fielen die Teile derselben ab, welche die Blende überwachsen und verborgen hatten, und das Muttergottesbild lächelte ihm daraus entgegen. Die Wundermäre verbreitete sich rasch in der ganzen Gegend, und alles Volk strömte herbei, das Wunder zu sehen und dem Bilde seine Gebete darzubringen. Der Herr von Windeck erbaute auf diesen Anlaß hin neben der Linde eine Kapelle, in welcher das Bild aufgestellt wurde<sup>27</sup>. Eine kleine offene Marienkapelle neben der Kirche steht heute auf dem Platz, wo nach der Überlieferung die alte Linde gestanden hat.

<sup>26</sup> Ebda., S. 488.

<sup>27</sup> Schnezler, S. 139—140.



Es braucht gar nicht so gewesen zu sein, daß gleich von den ersten Anfängen des Christentums Maria Linden schon eine christliche Gebetsstätte gewesen ist. Daß an der alten Kultstätte nicht wie oft üblich ein Michaelsheiligtum entstanden ist, mag auf die Zisterziensermönche von Herrenalb zurückgehen, die in ihrem Orden eine besondere Marienverehrung pflegten. Die Herrenalber Besitzungen in Ottersweier erstreckten sich ja gerade auf die Liegenschaften, wo heute Kirche und Kloster stehen.

### *Die ersten Kirchen*

Wir dürfen annehmen, daß durch die Herren von Windeck zum Schutz des Gnadenbildes und zur Andacht der Pilger schon früh bei den Lindenbäumen eine Kapelle aus Holz erbaut worden ist. Pater Schommartz ist der Ansicht, daß die alte Sakristei rechts vom Chor auf die erste Kapelle zurückgeht<sup>28</sup>. Noch zu seiner Zeit war gegen Osten ein Altartisch mit Altarstein und Reliquiengrab vorhanden. Eine noch erkennbare Fensternische deutet Schommartz († 1797) als Platz für das Gnadenbild<sup>29</sup>. Die Urkunde über den Bau einer Kapelle, ausgestellt in Zabern, stammt aus dem Jahr 1484<sup>30</sup>. Damals gehörte die Ortenau zum Bistum Straßburg. Die Nachbargemeinden der Lindenskapelle hatten darum den Bischof Albert von Straßburg (1478—1506), Pfalzgrafen zu Rhein und Herzog von Bayern, gebeten, eine neue Kirche oder Kapelle erbauen zu dürfen. Der Bischof gestattete, daß dort, „wo die Gottesmutter und Jungfrau Maria sich durch Wunder bereits offenbart hat“, eine Kirche erbaut werden dürfe. Dieser Errichtungsurkunde zufolge dürfen wir annehmen, daß bereits vor 1484 eine Kirche unter den Linden gestanden hat. Von der 1484 erbauten Kirche stehen heute noch der Chor mit seinen gotischen Netzgewölben und fünf spätgotischen Fenstern, die mit Glasmalereien geschmückt waren. Das Wappen des Bischofs und die Zeichen der Baumeister und Steinmetzen sind ebenfalls noch erkenntlich. Die Felder des Chorgewölbes waren mit Freskomalereien belebt, die wieder alttestamentliche Vorbilder der Muttergottes und Anrufungen aus der lauretanischen Litanei darstellten. Die Glasmalereien stellten die zwölf Apostel dar. Reinfried vermutet, daß ein Mitglied der Bauhütte Herrenalb, die damals viele Kirchen erstellte, auch der Baumeister der Lindenkirche gewesen sei<sup>31</sup>.

Wie bei vielen Wallfahrtsorten weiß die Legende auch von dieser Kirche zu berichten, daß man sie zuerst an einen anderen Platz bauen wollte, wo der Weg nördlich von Ottersweier von der Hauptstraße nach Hatzenweier abzweigt. An dem sogenannten „weißen Kreuze“ jedoch sei das Bauholz, das man dort lagerte, mehrere Male am anderen Morgen dort gelegen, wo heute die Lindenkirche steht<sup>32</sup>.

<sup>28</sup> Müller, S. 11.

<sup>29</sup> Ebda.

<sup>30</sup> Reinfried, FDA 18 (1886), S. 6.

<sup>31</sup> Reinfried, FDA 18, S. 6 f.

<sup>32</sup> Müller, S. 10.

Um die Ausstattung der Kirche zu vollenden, gewährte der päpstliche Legat Kardinal Raimund von Gurk 1502 den Wohltätern der Lindenkirche für einige Festtage einen Ablass von 100 Tagen. Nach dem Dreißigjährigen Krieg konsekrierte 1658 Weihbischof Gabriel Haug von Straßburg die drei entweihten Altäre der Lindenkirche<sup>33</sup>.

Durch die Unachtsamkeit des Wirts und Bäckers der Pilgergaststätte in der Kaplanei, der abends eine Lampe anzuzünden hatte, ist das Gestühl im Chor der Kirche 1728 ausgebrannt. Das trockene Holz war durch das offene Feuer, das er mitgebracht und stehengelassen hatte, in Brand geraten. Durch die entstandene Hitze wurden die Gemälde geschwärzt, und der Gips löste sich von der Decke. Um 1716 erwähnt der Chronist, daß seit hundert Jahren, also seit dem Dreißigjährigen Kriege, für den Bau und zur Ausstattung der Kirche nichts mehr geschehen sei. Die alten und bemalten Holzaltäre seien wurmstichig und morsch geworden. Das Dach drohe einzustürzen. Dank der Rührigkeit der Jesuiten habe man in diesem Jahre die Decke entfernt und ein neues, reich mit Stuck verziertes Gewölbe eingezogen. Bis 1720 wurde die Ausmalung der Kirche und die Erneuerung der Fenster durchgeführt. 1723 wurden drei neue Altäre aus Stuckmarmor vergoldet.

### *Reformation und Gegenreformation*

Die Wallfahrt konnte sich wegen der religiösen und politischen Unruhen nicht ungestört entwickeln. Noch keine fünfzig Jahre stand die neue Kapelle, da wirkte sich die Reformation auch im badischen Lande aus und lähmte das katholische Leben<sup>34</sup>.

Mit Markgraf Ernst von Baden-Durlach trat zunächst auch der baden-badische Markgraf Philipp I. (1515—1533) zur neuen Lehre über, der er von 1525 bis 1531 anhing. Als Landesherr setzte er sich natürlich auch in seinem Gebiet für die Reformation ein. Nach seinem Rücktritt zur katholischen Kirche wurde 1531 bis 1535 die erste Gegenreformation durchgeführt. Unter Bernhard III. (1515—1536) wurde das Land 1535 bis 1536 wieder protestantisch. Je nachdem, ob Baden-Durlach oder Baden-Baden die Hoheitsrechte über Ottersweier hatte, ob der neue Landesvater katholisch oder evangelisch erzogen und beeinflußt war, wechselte das Gebiet, sehr zum Nachteil des religiösen Lebens, seinen Glauben. So führte Ernst Friedrich von Baden-Durlach (1594—1604) mit Zustimmung des Kaisers 1594 in den baden-badischen Landesteilen das Augsburger Bekenntnis ein, obwohl er sich verpflichtet hatte, den katholischen Glauben nicht anzutasten. Freilich hatte er keine Gewalt angewandt. Seine Verordnungen waren aber derart, daß die Untertanen von selbst der römisch-katholischen Religion den Rücken kehren sollten. In sechzehn Jahren hatte die Markgrafschaft siebenmal die Konfession gewechselt, und in den folgenden Jahren wurde es nicht besser. Selbst die Geistlichen

<sup>33</sup> MCh, S. 173.

<sup>34</sup> Siehe Bartmann Horst, in FDA 81 (1961).

wechselten ihr Bekenntnis. So verkündete Schlude von 1566 bis 1600 sowohl unter den lutherischen als auch unter den katholischen Landesherren das Wort Gottes, bald nach dem Katechismus Luthers, bald nach dem des Petrus Canisius. Herr Jörg, wie Schlude auch genannt wurde, war verheiratet und hatte zwei Söhne, Johannes und Markus, die mit den Geldern aus der Pfründe von Maria Linden auf der Universität Freiburg studierten<sup>35</sup>.

Der katholische Pfarrer Ferler berichtet, „als er 1577 nach Ottersweier gekommen sei, habe fast niemand mehr gewußt, ob er zur alten oder neuen Religion gehöre“<sup>36</sup>. Sein Vorgänger Martin Kuen (1560—1575) habe sich um nichts gekümmert und jeden nach seiner Art leben lassen. Die Verstorbenen habe man gar nicht mehr kirchlich beerdigt und auch keine Seelenmessen mehr gehalten. In der Kirche habe man vor dem Allerheiligsten kein Ewiges Licht angezündet und auch keine Kerzen mehr abgebrannt. Als Ferler zu Beginn der Fastenzeit an das Freitagsgebot erinnert habe, hätte die Jugend auf dem Pfarrhof nachts von neun bis zehn Uhr einen Auflauf veranstaltet und zum Fenster hinaufgerufen: „Hörst Du, ehrloser Schelm, hast uns in der Kirchen verboten, Fleisch zu essen. Die von Otterschwyr haben noch in jeder Fasten Fleisch gegessen, eh Dich der Teufel hierher getragen, und wollen es auch künftig tun.“<sup>37</sup> Freilich war Ferler keineswegs ein vorbildlicher Priester und mußte 1591 wegen mancher Skandale und seiner Rechthaberei als Pfarrer abgesetzt werden<sup>38</sup>. Als die Markgrafschaft von 1616 bis 1618 wieder durlachisch war, wurde in der Lindenkirche kaum das eine oder andere Mal in der Woche die hl. Messe gelesen. Der Markgraf Georg Friedrich hatte damals auf simonistische Weile den reformfreundlichen Abt von Schwarzach, Georg Dölzer, zum Pfarrer gemacht. Schommartz schreibt über die damalige Zeit ganz kurz: „Der Eifer zur Andacht war damals ganz erkaltet.“ Anfangs 1622 wurde der katholisch amtierende Pfarrer von Bühl, Thomas Nißlin, vom baden-durlachischen Amtmann Kölder angewiesen, die unbesetzte Pfarrei von Ottersweier mitzuversehen, die dem kaiserlichen Landvogt in der Ortenau unterstand. Als Nißlin in die Lindenkirche kam, um dort Beicht zu hören, wurde er vom Ottersweierer Schultheißen aus der Kirche verwiesen. Im Herbst des gleichen Jahres rügte ein Schreiben aus der Durlacher Kanzlei, daß ein „Meßpriester“ von Ottersweier in der Kapelle zu Bühlertal die Messe gelesen habe. Die Amtsleute sollten den Fall prüfen und die Kapelle schließen<sup>39</sup>. Wie Abt Gallus Wagner in seiner Schwarzacher Chronik berichtet, blieben jedoch trotz Unterdrückung viele ihrer katholischen Religion treu und kamen sonntags in das Schwarzacher Gebiet nach Vimbuch oder in die alte Abteikirche zur hl. Messe<sup>40</sup>.

Erst als Georg Friedrich von Baden-Durlach in der Schlacht bei Wimpfen 1622 den Kaiserlichen unterlag und Ludwig Wilhelm von Baden-Baden wieder den

<sup>35</sup> Reinfried, FDA 39, S. 102.

<sup>36</sup> Reinfried, FDA 11 (1877), S. 122.

<sup>37</sup> Ebda., S. 123, vgl. GLA 229/82057.

<sup>38</sup> Über die Tätigkeit Ferlers siehe GLA 229/82129—37 / 188, 1589.

<sup>39</sup> Reinfried, FDA 11, S. 167.

<sup>40</sup> Ebda., S. 52.

väterlichen Anteil der Markgrafschaft übernehmen konnte, kam ein Ende der religiösen Wirren. Er entließ die lutherischen Prediger und führte durch die Jesuiten wieder den katholischen Glauben ein. Um die im Glauben und in den Sitten verwilderte und vernachlässigte Pfarrei zu bessern, ließ der spätere Pfarrrektor Dr. Johann Heinrich von Dienheim aus Speyer Jesuiten nach Ottersweier kommen, die in mehrmonatiger Mission die Gemeinde wieder zum katholischen Glauben führten. Zur Durchführung der katholischen Religion gründete Philipp II. von Baden mit Graf Otto von Schwarzenberg ein geistliches Konsistorium, das für eine gute Ausbildung der Priester und für gediegenen Unterricht in den Schulen sorgen sollte. Um einen guten Priesternachwuchs heranzuziehen, wurde 1586 in Baden-Baden ein Seminar errichtet.

### *Die Entwicklung der Wallfahrt*

#### Die Pfründe

Priester gab es in den vergangenen Jahrhunderten genug, die Frage war nur, wer für den Unterhalt besorgt war. Diesem Zwecke müssen bei den Weltgeistlichen die Pfründe und im Kloster, abgesehen von den Bettelorden, die Mitgift dienen. Als die Lindenkirche erbaut war, fand sie in Johannes Sprenger, dem Kaplan von Bühl, einen edlen Stifter, der am 19. Juli 1497 seine Güter zu Sasbach, Vimbuch und Bühl „zu Ehren des Allmächtigen Gottes und seiner gloriwürdigen Mutter Maria sowie zum Nutzen aller Seelen“ der Lindenkirche<sup>41</sup> vermachte. Die Wallfahrtspfründe ergab zur Zeit der Jesuiten tausend Gulden<sup>42</sup>. Von den Gefällen, also von den Geldspenden, die auf den Altar oder in den Opferkasten gelegt wurden, dienten drei Viertel zur Ausstattung der Wallfahrtskirche, ein Viertel war an die Pfarrkirche abzuliefern. Nutznießer der Pfründe, auch Benefizium genannt, war der Kaplan der Lindenkirche. Das Recht, die Pfründe zu vergeben und die Stelle an der Lindenkirche zu besetzen, lag bis 1580 in den Händen der Herren von Windeck.

Die erste Pfründe wurde unter der Aufsicht der jeweiligen Pfarrer von Ottersweier zusammen mit den Amtsleuten des Pfalzgrafen Philipp, Herzogs von Bayern, durch einen oder mehrere Pfleger verwaltet. Selbst wenn bei den Windeckern unmündige Erben da waren, nutzten deren Vormünder die Pfründe für sich aus, oder man sah sogar von der Besetzung der Kaplanstelle ab und kassierte die Erträge bis zur Übergabe. 1669 warf die Stiftung wegen Mißwirtschaft nur einen geringen Ertrag ab, obwohl noch andere Vermächtnisse hinzukamen, so 1517 eine Stiftung des Metzgers Hang und seiner Ehefrau Elisabeth.

Im Jahre 1679 übertrug Markgraf Ludwig Wilhelm das Patronatsrecht der Pfarrei Ottersweier dem Jesuiten-Kolleg in Baden-Baden zur Erweiterung der Studien im Kolleg und zum Ausbau der Seelsorge in Ottersweier. Der Chronist aus dem

<sup>41</sup> Müller, S. 14.

<sup>42</sup> MCh, S. 24.

Jesuitenorden führt schwere Klage über die mangelhafte Verwaltung der Kapitalien und Liegenschaften der Lindenkirche. Das Geld und eingegangene Wachs wurde widerrechtlich für die Pfarrkirche verwendet. Der Superior der Jesuiten konnte jedoch 1715 aus alten Schriftstücken, die aus dem Staub gesucht wurden, nachweisen, daß diese Einkünfte nur dem Kapellenfonds dienen dürften. Er schreibt 1719: „Die Lindenkirche wurde seit vielen Jahren um ihre Einkünfte betrogen, die Verwalter verteilten die Gelder nach Belieben und führten sie zum Teil der Pfarrkirche zu.“<sup>43</sup> 1721 mußte er feststellen: die Felder sind verwildert und mit Gestrüpp verwachsen. 1720 wurde die Verwaltung des Fonds von der Pfarrkirche getrennt, da bisher alles zum Nachteil der Lindenkirche in einen Topf gekommen sei. Wie die Patres ihre Rechte verteidigten und ihre Einkünfte mehrten, kann aus folgenden Beispielen ersehen werden: Ein Bürger von Waldmatt hatte 1721 Streit mit dem Kolleg. Das Erblehen war nach dem Tode des Inhabers an das Kolleg zurückgefallen. Der Bürger Jakob Kern machte sein Recht geltend, sein Vater habe diese Wiese von den Herrenalbern gekauft. Schon seit sechs Jahren habe er die Sache bei dem Ortenauer Landvogt betrieben. Die Regierung in Rastatt gab ihm recht, ohne das Kolleg auch nur zu fragen. Er ließ also die Wiese mähen, aber der Superior von Ottersweier führte das Heu in die Scheune. Der P. Rektor beschwerte sich bei der Regierung, er verlangte, Kern solle durch Vorlegung seines Kaufbriefes sich als Eigentümer ausweisen, was er aber nicht vermochte<sup>44</sup>.

Die Regentin Augusta Sybilla ordnete an, daß die Verwaltung zu überprüfen sei und ein eigener Verwalter aufgestellt werden müsse. Die Folge war, daß bald das Geld für die neuen Altäre zusammenkam, man konnte bereits jährlich hundert Gulden für die Verlängerung der Wallfahrtskirche zurücklegen, während man früher klagen mußte: „Es wäre vieles zu sagen über andere schlimme Dinge und Verfehlungen, über weltliche Herren bezüglich des kirchlichen Vermögens, die Ausstattung der Kirchen, der heiligen Gewänder und der nötigen Erfordernisse auf den Friedhöfen.“<sup>45</sup>

Die Beamten der Landvogtei, der Bürgermeister und der Stabhalter<sup>45a</sup> beanspruchten für die Rechnungsprüfung jeder zehn Gulden.

Der Chronist fährt fort: „Von den Beamten und Besitzern sollte eine so geringfügige Arbeit zur Ehre Gottes und zum Wohl der Kirche im religiösen Geist besorgt werden.“ Die Erträgnisse der Liegenschaften wurden durch die Jesuiten gesteigert. Es konnten 1725 aus den Einkünften der Lindenkirche sogar vierhundert Gulden für gottesdienstliche Zwecke der Pfarrkirche zur Verfügung gestellt werden. Bis 1721 wurden zwölf Morgen gerodet und neu angelegt, so daß fünf- undzwanzig Morgen bebautes Land vorhanden waren, 1748 kamen fünf Morgen Reben dazu, die gut gediehen. Die Kapitalien konnten sogar gegen Zins ausgeliehen werden. Bereits für 1723 konnte erstmals ein reichlicher und guter Herbst

<sup>43</sup> Ebda., S. 320.

<sup>44</sup> Ebda., S. 367.

<sup>45</sup> Ebda., S. 365.

<sup>45a</sup> Der Stabhalter war der Verwalter der Ortspolizei.

mit fünf Ohm geerntet werden. Für das Jahr 1724 berichtet der Chronist: „Die jungfräulichen Tropfen fielen so edel aus, daß nach dem Urteil derer, die den Wein versuchten, sie an Güte alles andere, was anderwärts geerntet wurde, übertrafen.“ In diesem Jahre wurde auch ein neues Haus bei der Lindenskapelle erstellt, für einen Winzer, der die Weinberge zu betreuen hatte.

### Die Lindenskaplanei

Die seelsorgliche Betreuung der Kirche und der Pilger lag zwar in den Händen der Straßburger Bischöfe, oft versahen aber auch Benediktiner aus Schwarzach oder Prämonstratenser aus Allerheiligen die Wallfahrtskirche. Nach der Stiftung der Pfründe wurde 1497 der Magister Jakob Schneider als erster Lindenkirkenskaplan angestellt. Er hatte während der Woche in der Wallfahrtskirche die hl. Messe zu lesen und an Sonn- und Feiertagen in der Pfarrkirche zu helfen. 1612 übertrug Markgraf Georg Friedrich dem Abt des Klosters Schwarzach die Pfründe für die Frühmesse an der Lindenkirche. Südlich an der Kirchhofsmauer stand das Kaplaneihaus mit einem Baumgarten. Als die Lindenkirche nicht mehr von einem eigenen Geistlichen verwaltet wurde, diente das Haus als Mesnerwohnung; vorübergehend war dort auch die Pfarrschule eingerichtet.

Ein eigener Mesner der Lindenkirche wurde bereits 1579 erwähnt, der zugleich auch Schulmeister war<sup>46</sup>. 1687 wurde beantragt, das Schul- und Mesnerhaus möge zu einem Kaplaneihaus als Rektorat verwendet werden, was jedoch von dem Amtmann der Ortenau untersagt wurde. Bis 1849 hatte der Mesner kein bestimmtes Gehalt. Er ging in den umliegenden Ortschaften betteln, wodurch er eine angemessene Entschädigung erhielt. Dieses Terminieren wurde in diesem Jahr plötzlich verboten. Es wurde beklagt, daß eine derartige Entschädigung der Stelle eines Mesners unwürdig sei, der Bürgerschaft lästig falle, zur geheimen Schadloshaltung anhalte und andere vom Dienste abschrecke.

### Berufung der Jesuiten

Bei der Wiedereinführung des katholischen Glaubens in den protestantisch gewordenen Gebieten zeichneten sich die beiden zu Anfang der Reformation gegründeten Orden der Jesuiten und der Kapuziner aus. Beiden verdankt die Wallfahrt und die Wallfahrtskirche Maria Linden bis heute sehr viel.

Die Jesuiten, die seit 1642 in Baden-Baden einen Kolleg hatten, wurden durch Markgraf Wilhelm 1639 als Seelsorger nach Ottersweier gerufen. Der damalige Rektor von Ottersweier, ein Sohn des Markgrafen, schenkte 1640 die ganzen Einkünfte der Pfründe den Jesuiten und übertrug ihnen deren Verwaltung und Nutznießung. Gegen den Widerstand des Bischofs von Straßburg gab die päpstliche Kurie ihre Zustimmung. Bis schließlich 1645 Bischof Leopold Wilhelm der Inkorporation der Güter und Einkünfte von Ottersweier an die Jesuiten zustimmte.

<sup>46</sup> Bereits 1579 war auch ein Mesner an der Lindenkirche, der oft zugleich auch Schulmeister war (GLA Abt. 229/82052).



Ein altes Andachtsbild.

Zuerst hatten sie sich in Privathäusern und in der Hub<sup>47</sup>, dann in der Michaelskaplanei eingerichtet, bis ihnen 1680—1692 die heute als Rathaus verwendete Residenz gebaut wurde. Das Missionshaus wird 1663 zur Residenz erhoben, die dem Kolleg zu Baden unterstellt war. Nach jahrelangen Verhandlungen wurde den Patres auch die Pfarrstelle mit allen Einkünften übertragen, so daß der jeweilige Superior der Residenz zugleich Pfarrer von Ottersweier war und bis 1730 auch Pfarrer von Bühl, mit dem Titel Rektor. Außer den Zellen der Patres befanden

<sup>47</sup> Das mit seiner 34 Grad warmen Salztherme bekannte Hub-Bad erhielt unter Bischof Ruprecht von Straßburg 1475 eine eigene Badeordnung.

sich im Haus ein großer Saal für die Bibliothek und eine Kapelle mit dem Allerheiligsten, wo täglich die hl. Messe gelesen wurde. In der Kapelle wurde eine große Reliquie des hl. Aloisius aufbewahrt.

Die Niederlassung hatte mitunter bis zu zwölf und vierzehn Patres, durchschnittlich waren es sieben Patres und ein Bruder.

Das Kolleg konnte gut leben, da ihm Güter des aufgehobenen Klosters Herrenalb zugeteilt wurden. Die Jesuitengüter waren gutes Gelände und wurden hervorragend bewirtschaftet. In Ottersweier ergaben sie in den hundert Jahren, seitdem sie von den Patres verwaltet wurden, eine Steigerung der Ertragnisse von tausend auf fünftausend Reichsgulden. Bei der Aufhebung der Niederlassung erhofften die einheimischen Bauern, daß sie verteilt oder Allmendgut würden. Doch sie kamen aus der Hand der Kirche in die Hand des Staates und wurden Herrschaftsgüter.

### Bau der heutigen Kirche

Wenn an Wallfahrtstagen die Prozessionen kamen, reichte der enge Raum bei weitem nicht aus. Man half sich 1666 mit der Erweiterung der Empore. Um 1716 erwähnt der Chronist<sup>48</sup>, daß seit 100 Jahren — Zeit des Dreißigjährigen Krieges und der Franzosenkriege — für den Bau und zur Ausstattung der Kirche nichts mehr geschehen war. Die alten und bemalten Holzaltäre seien wurmstichig und morsch geworden. Das Dach drohte einzustürzen. In diesem Jahre habe man dann die alte Decke entfernt und ein neues, reich mit Stuck verziertes Gewölbe eingezogen. Altäre und Fenster wurden erneuert. Bis 1720 konnte die innere Erneuerung der Kapelle abgeschlossen werden, nachdem der Chor mit Symbolen aus dem Leben Mariens ausgemalt war. Dank der Rührigkeit der Jesuiten waren diese Verbesserungen möglich, und das alles zu einer Zeit, als der Bischof von Straßburg andere Kirchen wegen ihres Zerfalls mit dem Interdikt belegen mußte<sup>49</sup>. Als 1756 Dach und Mauerwerk der Kirche aber doch morsch und baufällig geworden waren, beschloß der Rektor Pater Anton Germans den Bau eines neuen Langhauses und entwarf selbst die Pläne zur Erweiterung. Das Langhaus wurde abgerissen und im sogenannten Jesuitenstil<sup>50</sup> eine Halle mit freitragender Decke erstellt. In den am 2. September 1756 rechts vom Haupteingang eingelassenen Grundstein<sup>51</sup> wurde eine Urkunde mit einem Hymnus auf die Gottesmutter eingemauert. Wie schon erwähnt, blieben der Chor und die Sakristei erhalten, das Reitertürmchen der alten Kirche wurde über dem Hauptportal angebracht. Das neue Langhaus, 39 Meter auf 16 Meter in der Fläche und 10,57 Meter hoch, bietet 450 bis 700 Plätze. Die Fassade wurde mit Figuren, das Portal mit einer aus Stein gehauenen Madonna geschmückt.

Die Kosten für den Neubau wurden aus dem Fond der Lindenkirche aufgebracht.

<sup>48</sup> MCh, S. 340.

<sup>49</sup> Ebda., S. 340.

<sup>50</sup> Mit dem Jesuitenstil bezeichnet man die reiche und prunkvolle Gestaltung der Fassade und der manchmal überladenen Innenausstattung der Barockkirchen.

<sup>51</sup> Hail, pag 9—10, Pfarrakt 79.



P. Germans hatte zahlreiche Wohltäter an der Hand, die den Bau mit Spenden und Fuhren unterstützten. Der Markgraf hatte das Holz aus dem Windeckschen Wald gestiftet, Pfarrer Hornberger aus Bischweier 400 Gulden gegeben.

### Die Ausstattung der Kirche

In die neue Kirche kamen ein Hochaltar und zwei Seitenaltäre. Der in Stuckarbeit ausgeführte Hochaltar ist der Heiligen Dreifaltigkeit gewidmet und zeigt oben Gott Vater, im Tabernakel Gott Sohn, dazwischen den Hl. Geist. In einer Nische birgt er das aus Lindenholz geschnitzte Gnadenbild, die sitzende Gottesmutter mit dem stehenden Jesuskind auf dem Schoß. Maria trägt das Zepter, Jesus einen Apfel mit Kreuz, beide Figuren sind mit kostbaren Kronen geschmückt. Das bunte Wappen erinnert an die Stifter Markgraf August Georg und dessen Gemahlin Maria Viktoria. Sechs Engel und fünf Engelsköpfe beleben das Kunstwerk. Das Gnadenbild stammt aus dem 13./14. Jahrhundert. An Festtagen wurde es mit einem Prunkkleid bedeckt. Der rechte Seitenaltar ist der Hl. Mutter Anna geweiht und zeigt die Heilige mit dem Bild der Hl. Familie. Gekrönt ist der Altar mit einer Darstellung Jesu im Tempel und der Wallfahrt der Hl. Familie nach Jerusalem. Der linke Seitenaltar ist den Vierzehn Nothelfern geweiht. Wie die Altäre ist auch die Kanzel im Barockstil geschaffen. Am Fuß der Kanzel befinden sich zwei symbolische Figuren. Ein Engel hält einen Spiegel und einen Winkel. Sie wollen dem Predigthörer andeuten, das Evangelium sei der Spiegel für uns und das Richtmaß, an dem sich unser Leben orientieren soll. Ein anderer Engel hält ein Buch, die Bibel, und ein Rauchfaß und will uns mahnen: wenn wir uns nach dem Evangelium ausrichten, wird unser Leben wie ein angenehmes Weihrauchopfer vor Gott sein. Der Engel mit der Posaune an der Kanzeldecke erinnert an den Tag des Gerichtes, wo unser Leben vor Gott offenbar wird. Das Chorgewölbe wurde 1764 ausgemalt. Die Deckengemälde des Langhauses stammen aus dem Jahr 1884. Von Himmel aus Achern angefertigt, zeigen sie Mariä Verkündigung, die Anbetung der Hirten und der Weisen. Sie wurden 1916/18 durch Rieger von Lauterbach restauriert.

Die Glasmalereien waren weniger wertvoll. Sie zeigten den Tod Mariens, St. Georg, Franz Xaver, den Tod des hl. Josef und die Krönung Mariens. Sehr kunstvoll wurden die Beichtstühle geschnitzt. Die Medaillons weisen hin auf das Sakrament der Versöhnung und Barmherzigkeit: der verlorene Sohn, Maria Magdalena, der büßende Petrus und der Gute Hirte mit dem verlorenen Schaf.

Das Innere der Kirche war mit Bildern und Figuren überladen. Aus der Zeit der Jesuiten stammen die Bilder des hl. Ignatius, Franz Borgias an der Leiche Isabelas, Franz Xaver sterbend auf der Insel Sanzian im Angesichte Chinas, Aloisius und Stanislaus Kostka. Hinzu kamen unter Pfarrer Burkhardt: die Begegnung Jesu und Mariens von Oberle aus Überlingen, Antonius predigt den Fischen, der hl. Franziskus, die hl. Klara mit der Monstranz, die hl. Theresia vom Kinde Jesu und der hl. Bruder Konrad. Die noch heute im Chor vorhandenen holzgeschnitzten Brustbilder der Vierzehn Nothelfer stammen aus der Zeit der Kirchenbauer.

Um den Kirchengesang zu heben, wurde 1748 für 600 Gulden eine Orgel mit 12 Registern angeschafft. Die zwei großen Wohltäter der Kirche, Markgraf August Georg von Baden und seine Gemahlin Maria Viktoria, übernahmen die Vergoldung der Orgel und ließen an der Brüstung Statuen anbringen. Ihr Wappen erinnert an diese Stiftung. Die hl. Cäcilia mit dem Emblem der Kirchenmusik stammt vom Bildhauer Siegel aus Bühl. Schon im Türmchen der alten Kirche waren zwei 1728 bei Ludwig und Mathäus Edel in Straßburg zu Ehren Jesu und Marias gegossene Glocken vorhanden, 1881 kam eine weitere Glocke dazu.

Die Lindenkirche erfreute sich zahlreicher Wohltäter und Gönner, durch deren Spenden die Innenausstattung der Kirche ständig erneuert und verbessert werden konnte<sup>52</sup>. Heute sind keine alten Kelche oder Paramente mehr erhalten. Aus zufälligen Notizen und aus alten Inventarverzeichnissen erhalten wir jedoch einen Einblick in den Reichtum der Lindenkirche. Philipp II. von Baden (1571—1588) stiftete 1583 einen Ornat für die Wallfahrtskirche, 1647 wird die Rückgabe einer geraubten und in Straßburg aufbewahrten Monstranz der Lindenkirche erwähnt<sup>53</sup>. Der im Dreißigjährigen Krieg ausgeraubten Kirche ließ Kaiser Ferdinand III. 1650 durch die neuvermählte Markgräfin Maria Magdalena von Öttingen ein mit Edelsteinen gesticktes und nach phrygischer Art mit Gold- und Silberfäden gewirktes doppeltes Kleid überbringen, aus dem ein Meßgewand, ein Kelchvelum und ein Altarantependium angefertigt wurden<sup>54</sup>.

Bei einem Einbruch im Jahre 1660 wurden „kostbare Geräte und Gewänder“ gestohlen<sup>55</sup>. Ob das vom Kaiser gestiftete Meßgewand schon damals oder erst später abhanden gekommen ist, konnte nicht ermittelt werden.

Für den Gnadenaltar stiftete die Markgräfin 1714 zwei silberne Leuchter. Dazu wurden ein silbernes Kreuz und zwei weitere silberne Leuchter gekauft. 1721 werden viele reiche Geschenke für den Altar verzeichnet. Im gleichen Jahr ließ die Todesangstbruderschaft vor dem Bilde des leidenden Heilands einen fünfarmigen Leuchter aufstellen und stiftete ein silbernes Bild mit den fünf Wunden.

Beim Weggang der Jesuiten 1774 war an Schmuck vorhanden: eine große silberne Krone mit allerdings falschen Edelsteinen, ein silbernes Kreuz, mehrere Reliquienbehälter in Form von Kapseln und Pyramiden, Medaillen, Ampeln für das Ewige Licht, neun kostbare Kleider, die je nach dem Rang des Festes der Muttergottes angelegt wurden, mehrere Paramente aus Damast, weiße Schleier für das Gnadenbild, schließlich himmelblaue Ministrantenkleider<sup>56</sup>. Aber auch nach dem Weggang der Jesuiten gingen die Anschaffungen weiter. Ein neuer Opferstock wurde aufgestellt, Alben und Korporalien erneuert, das Wandkreuz gegenüber der Kanzel, ein neuer Kelch und Meßkelch und ein Speisekelch erworben sowie ein Zinnteller. Unter Pfarrverweser Müßle wurde 1911 für einen Meßkelch gesammelt, der mit vier Emaillebildern geschmückt ist: dem Gnadenbild, dem Landespatron Bernhard

<sup>52</sup> MCh, S. 342.

<sup>53</sup> FDA 72 (1952), S. 139.

<sup>54</sup> GLA Protokollbuch Nr. 310, S. 123.

<sup>55</sup> MCh (1660), S. 230.

<sup>56</sup> MCh (1622), S. 160. Leider konnte über den Verbleib der Sachen nichts ermittelt werden.

von Baden, dem Pfarrpatron Johannes dem Täufer und dem Wappen des Markgrafen August Georg von Baden und der Maria Viktoria, die 1757 den Hochaltar für die Lindenkirche gestiftet hatten. Nach einem von einer Kongregationistin aus Ottersweier stammenden Entwurf fertigten die Schwestern von Gengenbach 1916 eine Fahne an, die auf der Vorderseite das Gnadenbild und auf der Rückseite die Lindenkirche zeigt. 1874 kam aus München ein Kreuzweg, wurde ein lebensgroßes Wandkreuz aufgestellt, schöne Gewänder angeschafft, ein steinernes Kreuz rechts am Eingang von Bildhauer Adam Bühl mit der Inschrift:

Imaginem Christi, dum cernis, semper honora;  
Ast non effigiem, sed quem designat, adora!

### Die Kapelle bei der Lindenkirche

Der Kirchplatz war, wie bei allen Kirchen in früheren Zeiten, nicht besonders gepflegt. Die Felder reichten bis zum Kaplaneihaus und zum Friedhof. Zur Verpflegung der Pilger wurde die Lindenwirtschaft gebaut. An der Nordseite der Kirche befand sich der alte Brunnen, mit dessen Wasser die Pilger ihre Augen benetzten, eine Übung, wie man sie bei Wallfahrtskirchen häufig findet. Abgelegen von der heutigen Bundesstraße, die Bühl mit Ottersweier verbindet, führte nur ein schmaler unbefestigter Weg zur Wallfahrtskirche.

Eine Bereicherung erfuhr der Kirchplatz durch die Aufstellung einer Muttergottesstatue und den Bau einer kleinen geöffneten Kapelle.

Wie kam es dazu?

Nach der Schlacht bei Nördlingen 1637 kam unter anderen auch die 1556 reformierte Gemeinde Eggenstein<sup>57</sup> bei Karlsruhe vorübergehend zu der katholisch gebliebenen Markgrafschaft Baden.

Markgraf Wilhelm Ludwig beauftragte die Jesuiten mit der Rückführung zum katholischen Glauben. Als die Jesuiten in Eggenstein wirkten, fand der Rektor, Pater Philipp Thenle, 1642 auf dem Kirchenspeicher eine große, in Vergessenheit geratene Muttergottesstatue, die er 1646 mit Erlaubnis des Markgrafen nach Ottersweier bringen und auf dem Strunk einer alten Linde, wo nach der Überlieferung zuerst das Gnadenbild gestanden haben soll, anbringen ließ. Als die Statue am Fest Mariä Heimsuchung von Bühl nach Ottersweier geleitet wurde, kam mit Tausenden von Pilgern auch der Markgraf zur Verehrung. Ein Bürger von Kapelrodeck, dessen Frau nach einem der Muttergottes von Maria Linden gemachten Gelübde von einer zehnmonatigen Krankheit geheilt worden war, erbaute 1752 mit Unterstützung anderer Wohltäter das heute noch stehende Kapellchen aus rotem Sandstein, das später mit einem Vorbau versehen und mit einem Blechdach verziert wurde.

Baader berichtet in den Badischen Volkssagen<sup>58</sup> von diesem Marienbild folgendes:

<sup>57</sup> Rommel, S. 41.

<sup>58</sup> Baader, S. 124—125.

Diesem wollte einmal ein loser Geselle die Schnur Granaten nehmen, welche es um den Hals hatte, er bekam aber von dem Bilde eine so derbe Ohrfeige, daß er alle Lust zum Diebstahl verlor.

Ein andermal gingen dort zwei Franzosen auf der Landstraße, und als sie das Bild erblickten, schlug der eine sein Gewehr darauf an, indem er zum andern sagte: „Warte, ich will der Dirne eine Kugel geben.“ Aber das Gewehr ging nicht los, und er erstarrte, daß er regungslos in der Stellung verblieb. Da flehte der andere Maria um Hilfe an und erlangte dadurch, daß sein Gefährte sich wieder bewegen konnte. Dieser hat darauf niemals mehr gewagt, das Muttergottesbild zu verunglimpfen<sup>59</sup>.

Noch heute grüßen die Kirchenbesucher das einst in Vergessenheit geratene Marienbild in der Kapelle durch Verneigung und Gebet.

### Der Friedhof

Pfarrangehörige und Wohltäter der Lindenkirche wünschten sich in der Nähe der Gnadenmutter ihre letzte Ruhestätte. Gräber und Grabsteine bezeugen, daß bereits im 16. Jahrhundert bei der Kirche ein Friedhof angelegt war. Dieser wurde mit einer Mauer umgeben und diente bis 1790 als Friedhof.

Beim Bau der Lindenkirche wurde 1758 unter dem Vierzehn-Nothelfer-Altar mit Eingang vor der Kommunionbank für die Patres in Ottersweier eine Krypta angelegt. Als erster fand der Erbauer der Kirche, Pater Germans, 1769 dort seine Ruhestätte. Die Gruft wird heute nicht mehr benutzt.

Von den zwei an der Kirchenwand eingemauerten Grabsteinen lautet die Inschrift: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Er wird mich am Jüngsten Tage erwecken von der Erde.“

„Den 11. 6. 1604 starb Herr Antoni Gremer, gewester Inhaber des Hubbades, dem Gott gnädig sein wolle. Amen“

Der heutige Friedhof, an der Rückseite der Kirche angelegt, dient ausschließlich als Begräbnisstätte für die Kapuziner von Maria Linden und Karlsruhe.

### Rückschläge durch Kriegswirren

Nach den Religionskämpfen, ja schon von diesen verursacht, brachten auch die politischen Unruhen der Wallfahrt einen schweren Rückschlag. Während des Dreißigjährigen Krieges 1618—1648 wurde unser Gebiet bald von kaiserlichen, bald von schwedischen und französischen Truppen besetzt. Spinola rückte 1622 aus den spanischen Niederlanden mit Kroaten ein und zerstörte Bühl fast völlig. Der Schwede Gustav Horn überfiel 1632 mit 6000 Mann die Markgrafschaft. Nicht zufrieden mit den Plünderungen, nicht nur, daß die Felder brach blieben, wurden 1634 in Ottersweier 15 Bauernhäuser von den Kroaten niedergelegt; 1637 mit dem Pfarrhaus wieder 50.

<sup>59</sup> MCh, S. 32—33.

Die benachbarten Württemberger schlossen sich sofort, nur bäuerlich ausgerüstet, diesen Feinden an. Sie verwüsteten und plünderten alles, was sie fanden. Ihrem Beispiel folgten andere Herrschaften, sie schafften Mannschaften und Kriegsgeschütz herbei, und so wuchs rasch ein Heer heran, das niemand mehr aufhalten konnte. Horn verlangte eine ungeheure Summe Geld und Geiseln. Die Angst und Verzagtheit grenzte an Irrsinn. Als die Bürger einmal in Baden-Baden beim Gottesdienst waren, verbreitete sich die Schreckensnachricht, „der Feind sei da und stehe vor den Toren“. Die Leute flohen mit großem Geschrei und Lärm aus der Kirche. Nur der Priester mit dem Meßdiener blieb am Altar.

Derselbe Chronist schreibt: „Der Wahnsinn gegen Gott war bereits so groß, daß in Straßburg und anderswo Lutheraner, wenn sie abends die Kinder zu Bett brachten, diese noch frugen: ‚Sag, mein Kind, wer ist der Heiland?‘ — die Kinder antworteten: ‚Der Herrgott von Schweden.‘ — ‚Nun geh, mein Kind, der schwedische Gott schütze dich.‘“ Die Jesuiten wurden ausgewiesen und kamen zunächst nach Schlettstadt und dann nach Lauterburg. „Als die Unsrigen so fortgeschickt waren, kehrten die Soldaten in unser Haus zurück. Dort durften sie einige Tage ihrer Lust fröhnen und plünderten. Was da an Kleidern und Hausrat ihrer Lust entsprach, galt als Beute. Betrunkene Soldaten, angetan mit dem Ordenskleid, das Priesterbirett auf dem Kopfe, torkelten durch die Straßen.“<sup>60</sup>

Von 1672 bis 1679 hatte Ottersweier wieder unter den Franzosen zu leiden, da es an der Straße von Straßburg nach Deutschland hinein lag. Was Abt Gallus Wagner vom Jahre 1674 in der Chronik von Schwarzach berichtet, mag auch auf Ottersweier zutreffen: „Die lüneburgisch-cellischen Soldaten verwüsteten die Kirche zu Bühl und Kappelwindeck, reißen die Heiligenbilder und sogar Kruzifixe von den Altären, treten sie mit Füßen und werfen sie unter sakrilegischen Spottreden ins Feuer. Die Einwohner sind ins Gebirge geflohen.“<sup>61</sup>

Vom folgenden Jahre berichtet die Chronik: „Die Brandenburger Soldaten verübten in der Markgrafschaft große Grausamkeiten. Sie schnitten den Leuten die Ohren und Nasen ab, durchbohrten ihnen die Hände, spießten sie mit der Haut an die Wand, schlugen ihnen Schuhnägel in die bloßen Füße oder schnitten ihnen ein Kreuz in die Fußsohlen und trieben, was sonst ihnen Unmenschlichkeit eingab.“<sup>62</sup>

Grausamkeiten wurden von französischen und deutschen Truppen ohne Unterschied verübt. 1674 hatten hannoversche Soldaten wie wilde Tiere in Bühl gehaust.

1688—1697 kamen neue Bedrängnisse durch den Pfälzischen Raubkrieg und 1689 unter Melac im Orleanischen Krieg. 1703—1704 wurde die Bühl-Stollhofener Linie vom Türkenlouis verteidigt, wodurch die Franzosen in ihrem Vormarsch auf Deutschland aufgehalten wurden. 1704 führte Prinz Eugen den

<sup>60</sup> Ebda., S. 53, zu folgenden Ausführungen siehe auch: Acher- und Bühler Bote, 1902, Nr. 16, FKB 1898, Jg. 42, S. 165, 181, 202, und Fischer, Pfarrchronik von Bühl (1938), S. 4 ff.

<sup>61</sup> Ebda., S. 52.

<sup>62</sup> Ebda., S. 53.

Oberbefehl in der sog. Bühler Linie. 1707 gelang es Villars, mit einer Übermacht von 30 000 Mann den Erbprinz Karl Wilhelm zur Aufgabe der Linie zu zwingen. Die 4 000 Bauern aus der Umgebung mußten die Wälle schleifen.

Schatzungen und Kontributionen im Spanischen (1710—1714) und im Polnischen Erbfolgekrieg (1730—1735) wirkten sich auch in unserer Gegend aus. Die Folge waren ständige Einquartierungen, Plünderungen, Verwüstungen, Unruhe auf Straßen und Wegen. An eine geordnete Seelsorge oder eine Pflege der Wallfahrt war in diesen Zeiten nicht zu denken.

Ja, im Orleanischen Krieg kam das Gnadenbild 1689 nach Baden-Baden. Umgekehrt kam das Gnadenbild von Marienthal im Elsaß während der Französischen Revolution von 1793—1803 mit fünf Kisten Kostbarkeiten in die Lindenkirche. Ein Glasbild in einem Fenster der Marienthaler Wallfahrtskirche erinnert daran.

### *Blühendes Wallfahrtsleben*

#### Die Seelsorge

Die Lindenkirche wurde durch die Ortsgeistlichen von Ottersweier versorgt. Durch die Stiftungsurkunde<sup>63</sup> war der für die Kaplanei anzustellende Kaplan verpflichtet, an den Wochentagen in der Wallfahrtskirche die heilige Messe zu lesen, und mußte zum Beicht hören bereit sein. Durch die wechselvolle Geschichte der Glaubenserneuerung und durch den späteren Dreißigjährigen Krieg hatte der religiöse Eifer und dadurch auch die Wallfahrt so nachgelassen, daß längere Zeit kein Kaplan angestellt werden konnte. Mit der Berufung der Jesuiten 1639 wurden Wallfahrt und Seelsorge neu belebt. Der Chronist stellt 1640 fest, daß die Wallfahrt fast „eingeschlafen“ war. Mit dem Fest Mariä-Himmelfahrt, das die Jesuiten zum erstenmal wieder in der Lindenkirche feierten, wurde der geregelte Gottesdienst wieder aufgenommen. Gleich in den ersten Jahren ihres Wirkens hatten die Jesuiten die Rorate-Ämter eingeführt, die sehr gut besucht wurden. Schon für das Jahr 1648, also unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Krieg, berichtet der Chronist: „Die Leute ließen ihre Hausarbeit liegen“, um in aller Frühe zum Rorate zu kommen<sup>64</sup>.

Wallfahrtskirchen waren stets bemüht, in den Besitz eines Ablassbriefes zu kommen, um einerseits die Pilger anzulocken und dann um Spenden für den Bau der Kirche zu erhalten, die ja meistens nicht aus dem Vermögen der Pfarrei unterhalten wurde. Wurde ein Ablass bewilligt, so war das ein Beweis, daß der Gnadenort ein gewisses Ansehen und damit eine große Anziehungskraft erlangt hatte. Der erste Ablass wurde kraft apostolischer Vollmacht 1502 von Bischof Albert von Straßburg verliehen. Als die Jesuiten die Seelsorge übernommen hatten, wurde 1648 ein Ablass bewilligt, der an Mariä Heimsuchung gewonnen werden konnte. Der Zustrom aus der Pfarrei und aus den Nachbargemeinden war

<sup>63</sup> Müller, S. 14.

<sup>64</sup> FDA 72 (1952), S. 140.

so groß, daß die Beichtväter bis nachmittags zwei Uhr zu tun hatten. Hunderte kehrten nüchtern heim, ohne Gelegenheit gehabt zu haben, die Sakramente zu empfangen<sup>65</sup>. Zwei alte Breviere erwähnten für das Jahr 1702 und 1727, daß auf Mariä Geburt die Kirchenbesucher sogar einen vollkommenen Ablass gewinnen konnten<sup>66</sup>.

Ein religiöser Frühling setzte ein, der immer herrlichere Früchte reifen ließ. Während 1644 3500 Pilger kommunizierten, waren es 1658 bereits 5258 Kommunionen, 1669 6942, im Jahr 1670 7264, im Jahre 1674 schon 9789, darunter viele Generalbeichten. Die Zahl stieg im Jahre 1715 auf 14 000 Kommunionen, 1760 auf 18 000 und erreichte 1768 mit 20 000 Kommunionen den Höchststand. Unermüdlich waren die Patres an den Wallfahrtstagen im Beichtstuhl, den sie oft nicht vor ein Uhr nachmittags verlassen konnten. Wenn man bedenkt, wie dünn damals die Ortschaften besiedelt waren, wie beschwerlich noch das Nüchternheitsgebot für die zu Fuß gekommenen Wallfahrer war, da ahnt man, was für Opfer die Gläubigen in ihrer Begeisterung für die Gnadenmutter gebracht hatten.

Für die Pilger der Lindenkirche verfaßte Pater Schommartz zwei Gebetbücher. Ein schönes handgeschriebenes, mit Bildern versehenes Exemplar, in Leder gebunden, noch im Pfarrarchiv enthalten, wurde wahrscheinlich für den persönlichen Gebrauch der Markgräfin Maria Viktoria angelegt<sup>67</sup>. Ein anderes wurde 1755 gedruckt. Es enthielt kurze Anweisungen für das christliche Leben und bringt kernige Gebete. Über die Beichte heißt es:

alle acht Tage ist nicht zu oft,  
alle vierzehn ist nicht zu wenig,  
alle vier oder sechs Wochen, das geht und steht,  
alle Quartal beichten die Kinder,  
und alle Jahre nur einmal die leichtsinnigen Christen.

An Festtagen fand der gesamte Gottesdienst in der Lindenkirche statt und war oft so stark besucht, daß die Pfarrkinder zurückstehen mußten und nur die Auswärtigen einen Platz erhielten. Unermüdlich waren die Jesuiten in der Seelsorge tätig. Was der Chronist allgemein für das Jahr 1747 sagt, gilt besonders für die Seelsorge in Ottersweier: Die ungebildeten und einfachen Leute wurden hier und außerhalb der Stadt durch Predigten und Katechesen unterrichtet, sehr viel Sünder zur Buße angeleitet und zu einem besseren Leben geführt. Selbst von den Protestanten fanden sich immer welche ein, die zur katholischen Kirche zurückkehrten. So werden für das Jahr 1673 neun Konversionen gemeldet. Das Volk war damals noch wenig im Glauben unterrichtet, wohl war es nicht überall so schlecht bestellt wie in Hundsbach, von wo berichtet wird, daß die dortigen Holzfäller und Köhler

<sup>65</sup> Ebda., S. 140.

<sup>66</sup> FDA 18 (1880), S. 15.

<sup>67</sup> Im Privatbesitz der Familie Sackmann zu Ottersweier befindet sich ein handgeschriebenes Gebetbuch mit dem Titel: Mein Gott und mein alles — Christliche Gedanken auf jeden Tag des ganzen Jahrs, nebst einer monatlichen Gewissenserforschung, zusammengesetzt zu Ottersweier 1772 von P. Petrus Schommartz SJ, Bete für ihn — 153 Seiten, Format 16 × 11 cm.

noch nicht einmal die notwendigen Heilmittel der Kirche und die Grundwahrheiten unserer Kirche kannten. Viel zur religiösen und sittlichen Bildung trug die Errichtung der Todesangstbruderschaft bei. Diese fromme Vereinigung wurde 1638 von dem Jesuitengeneral Pater Vinzenz Caraffa in Rom gegründet, durch die Jesuiten verbreitet und 1665 in Bühl und 1681 in Ottersweier feierlich errichtet. Die Chronik<sup>68</sup> stellt fest, daß 1648 das Gebet und Gedächtnis für die Verstorbenen fast völlig außer Übung gekommen sei. Erst durch die eindringlichen Predigten wird diese Andacht wieder geweckt und gefördert. Freudig begrüßt das Volk, daß 1651 das Totenläuten eingeführt wurde. Im Pfarrarchiv befindet sich noch das Mitgliederverzeichnis, in das sich als erster der Markgraf eintragen ließ. Jeden ersten Sonntag im Monat war Generalkommunion, am Nachmittag Andacht und Predigt. Wenn für ein Jahr 70 verstorbene Mitglieder gemeldet waren, dann ahnen wir, daß es sich um eine große Bruderschaft gehandelt haben muß.

In der Seelsorge standen dem Pfarrer noch drei Vikare zur Seite. Es ist verständlich, daß die Jesuiten auch in der Betreuung der Fremden eine seelsorgliche Aufgabe erblickten. Über die Pfarrei hinaus wurde das Volk immer besser im Glauben unterrichtet, zum Empfang der Sakramente ermuntert und durch Predigt und im Beichtstuhl im religiösen, sittlichen Leben gefördert.

#### Der seelsorgliche Raum

Wie ein Vergleich mit der Nachbarschaft beweist, gehört Ottersweier zu den ältesten Pfarreien der Ortenau. Bühl wurde 1311 zur Pfarrei erhoben, Bühlertal 1663, Hatzenweier 1783, Neusatz 1783, Altschweier 1869, Herrenwies 1818.

Zur Pfarrei gehörten um 1758 folgende Gemeinden und Ortsteile: Ottersweier, Aspich, Haft, Walzfeld, Niederhofen, Weier, Hub, Neusatz und Waldsteg, Hatzenweier, Breithurst, Waldmatt<sup>69</sup>.

Eine Übersicht aus dem Jahre 1774 ergab folgenden Bevölkerungsstand:

Satrapia: Ortenaviensis (Landvogtei Ortenau):

Pfarrei Ottersweier mit 378 Familien.

Dazu die Filialen:

*Aspich* mit neun Familien, keiner Kirche, gleichfalls in der österreichischen Ortenau gelegen.

*Haft* mit neunzehn Familien, keiner Kirche, gleichfalls in der österreichischen Ortenau gelegen.

*Niederhofen* mit zehn Familien, keiner Kirche, gleichfalls in der österreichischen Ortenau gelegen.

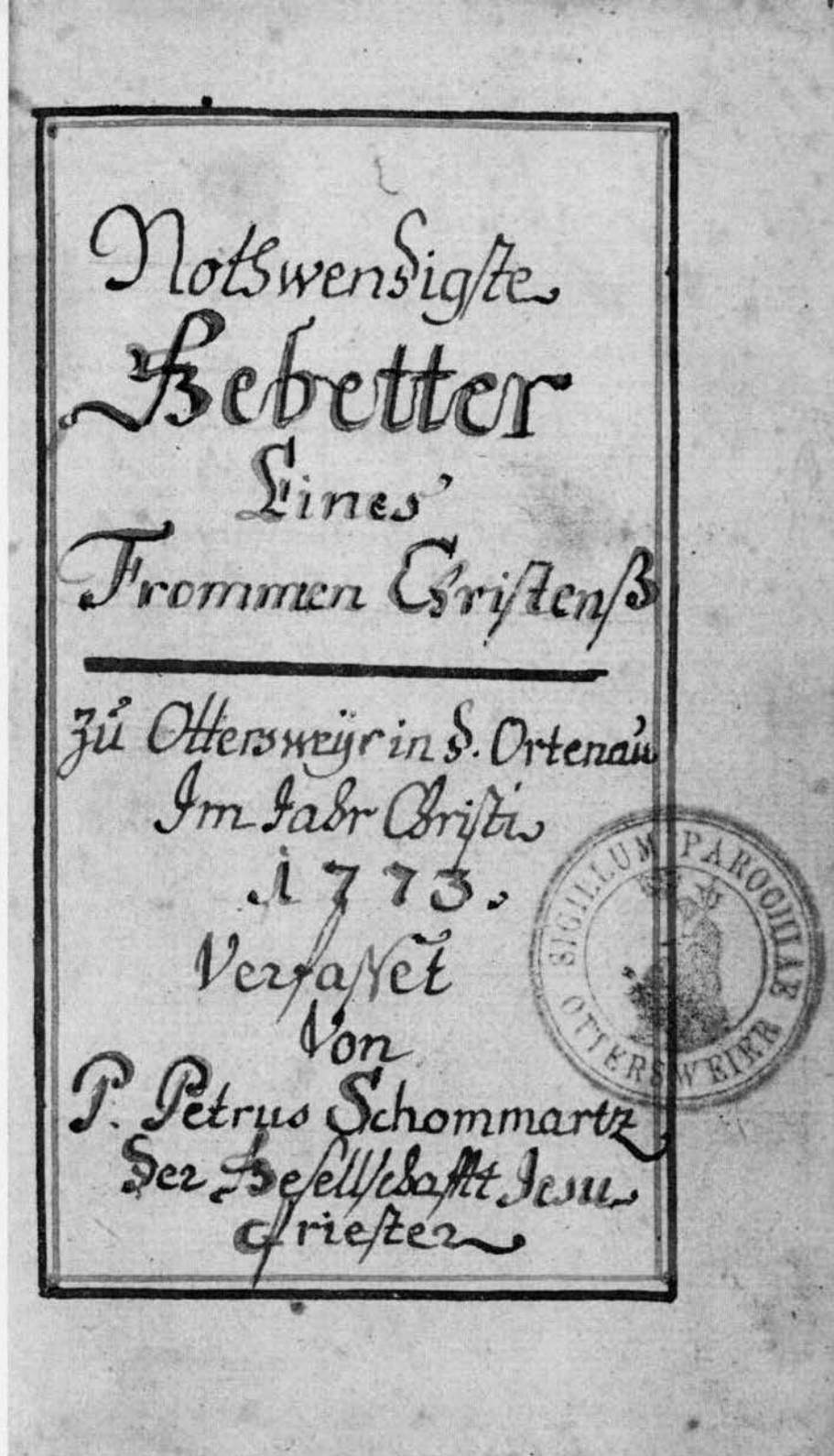
*Walzfeld* mit vier Familien, keiner Kirche, gleichfalls in der österreichischen Ortenau gelegen.

*Weier* mit vierzehn Familien, keiner Kirche, gleichfalls in der österreichischen Ortenau gelegen.

<sup>68</sup> FDA 72, 1952, S. 139.

<sup>69</sup> Harbrecht, S. 12.





*Hub* mit achtzehn Familien, einer Capella Sancti Maximini, gleichfalls in der österreichischen Ortenau gelegen.

*Neusatz* und *Waldsteg* mit hundert und fünfzig Familien, einer Ecclesia Sancti Caroli Borromaei, in der badischen Markgrafschaft, Amt Bühl, gelegen.

*Hatzenweier* mit vierzehn Familien, keiner Kirche, im badischen Amt Bühl gelegen.

*Breithurst* mit vierzehn Familien, keiner Kirche, im badischen Amt Bühl gelegen.  
*Waldmatt* mit zwölf Familien, keiner Kirche, im badischen Amt Bühl gelegen.

Wer diese Angaben zu Gesicht bekommt und die genannten Orte auf der Karte aufsucht, bekommt einen Einblick in das Ausmaß an seelsorglicher Arbeit, in die sich die Jesuiten zu Ottersweier zu teilen hatten.

## Die Pilger

Woher und wann die Pilger kommen, wie sich die Wallfahrt gestaltet, darüber erfahren wir erst Genaueres aus der gut geführten Chronik der Jesuiten.

Zur Zeit der Glaubensspaltung und während des Dreißigjährigen Krieges war die Wallfahrt fast eingegangen. Sobald aber der katholische Glaube in der Markgrafschaft wieder Fuß fassen konnte, trafen auch die Prozessionen wieder ein. So konnte Pater Zinner im Jahre 1623 vor 7000 Zuhörern im Freien predigen.

Den Pilgern wurden zur Erinnerung an die Wallfahrt schwarz-weiß gedruckte Andachtsbildchen mit der Wallfahrtskirche und dem Gnadenbild überreicht. Wann und wo die ersten Bilder gedruckt wurden, läßt sich nicht mehr feststellen. Wir finden aber einen schönen Holztiefdruck im Gebetbuch von Pater Schomartz.

Die Prozessionen erhielten immer einen besonderen Glanz, wenn sich der Markgraf beteiligte. Der Chronist erwähnt für das Jahr 1659: „Dabei gab unser Fürst mit seinem ganzen Hof und unter großer Beteiligung aller Rangordnungen das bei Fürsten seltene Beispiel, daß er von Bühl aus hinter den Geistlichen mit dem Allerheiligsten die Prozession hin und zurück begleitete“<sup>70</sup>.

Die Pilger kamen aus Baden-Baden, wo die Jesuiten die Bürgersodalität eingeführt hatten. Sie brachten jährlich eine große Kerze mit. Auf Philipp und Jakobus, 1. Mai, kam eine Prozession aus Steinbach, zum Josefstag und in der Kreuzwoche aus Bühl, auf Mariä Heimsuchung aus Sasbach, auf Kreuzauffindung aus Neusatz, und am Dienstag in der Kreuzwoche trafen die Prozessionen aus mehreren Nachbarorten zusammen ein. Im Jahre 1746 wurde die alte Prozession aus Stollhofen erneuert, die bis zu Anfang des letzten Jahrhunderts gepflegt wurde.

Die Prozessionen kamen auch an heißen Sommertagen. Wenn in Kriegszeiten die Soldaten die Wege gefährdeten, kamen die Pilger einzeln. Die Ämter Baden, Bühl und Steinbach hatten schwer unter den Hexenverfolgungen zu leiden. Wie in ganz Deutschland atmete man auch in unserer Gegend auf, als durch die Bemühungen des Jesuiten Friedrich von Spee die Hexenverbrennungen eingestellt wurden. Mit dem Markgrafen Ludwig Wilhelm und dem Konstanzer Weihbischof kamen 1623 über 7000 Menschen zu einer Dankwallfahrt nach Maria Linden.

Die Markgräfin bat 1714 auf dem Wege ihrer Wallfahrt nach Maria Einsiedeln um den Segen mit dem Allerheiligsten. Die Jugend von Ottersweier begrüßte sie dort mit einer Gewehrsalve. Bei ihrer Rückkehr begrüßten sie sechzig Reiter mit

<sup>70</sup> FDA 72 (1952), S. 143.

neuen Hüten, neuen Kleidern und geschmückten Pferden und gaben ihr durch die ganze Ortenau bis Maria Linden das Geleite<sup>71</sup>.

Im Jahre 1723 berichtet der Chronist: „Zu den frommen Verehrern der Muttergottes gehören besonders die Soldaten der Bürger- und Junggesellensodalität von Baden. Ihren Eifer haben weder schwere Regengüsse noch die Länge des Weges abhalten können, auch in diesem Jahr die feierliche Prozession zu veranstalten. Sie haben zum erstenmal eine mehrere Pfund schwere Kerze geopfert und gelobten dies auch in Zukunft so zu halten.“ Schön sagt der Chronist: „So sollten gleichsam aller Sodalen Herzen in dem einen Herzen und in der einen Kerze am Marienaltar brennen. Deshalb haben sie an ihre Kerze einen Zettel gehängt, auf dem die deutschen Verse stehen:

So lang wir uns Sodalen nennen,  
soll'n aller Herzen in einem brennen.“

Auf Kreuzerhöhung 1727, dem Hauptfest der Todesangstbruderschaft, bewegte sich am Nachmittag eine Prozession von der Pfarrkirche zur Lindenkirche. Sie war so feierlich, wie Ottersweier noch nie eine gesehen hatte. Barockmäßig wie die Prozession ist auch die Schilderung: „Voraus ging die unschuldige Jugend; unter ihnen marschierten schön ausgestattete Jünglinge in klerikaler Kleidung mit Fackeln in den Händen; ihnen folgten fünf Priester in schönem Prunkkleid; dann kamen vier in Dalmatik, hierauf ebensoviel in Meßgewändern und Chorröcken; sie alle trugen Kerzen in der Hand. Es folgte das Allerheiligste; hinter ihm das Volk, langsam und bescheiden; Priester und Volk sangen und beteten fromme Lieder; bei der Rückkehr in der Pfarrkirche wurde der ambrosianische Lobgesang gesungen. Es war schon Nacht, als die Feier zu Ende war.“<sup>72</sup>

Zur Wallfahrt kamen nicht nur Prozessionen, sondern auch einzelne Pilger. Sogar Sträflingen wurde eine Wallfahrt nach Maria Linden auferlegt als Buße<sup>73</sup>.

Festlich wurden auch die Zunft- und Bruderschaftstage in Maria Linden gehalten. Die Schneider kamen am St.-Georgs-Tag, dem 23. April, die Müller und Bäcker auf Mariä Himmelfahrt. Für die verstorbenen Zunftmitglieder wurde am Bruderschaftstag in der Lindenkirche ein feierliches Seelenamt mit Opfergang gehalten<sup>74</sup>.

Zur Erfrischung der Pilger richteten die Jesuiten in der Kaplanei eine Wirtschaft ein, die an einen Wirt und Bäcker verpachtet wurde<sup>75</sup>.

### Wunder und Gebetserhörungen

In den vergangenen Zeiten war der Wallfahrtsort nicht so sehr berühmt wegen seiner schönen Lage, wegen der imposanten Kirche oder der guten Prediger. Den Wallfahrtsort machten berühmt seine Wunder und die dort erfolgten Gebets-

<sup>71</sup> MCh, S. 314.

<sup>72</sup> Ebda., S. 400.

<sup>73</sup> Schmidlin Josef, in Archiv für Elsässische Kirchengeschichte 16 (1943).

<sup>74</sup> FDA 15, S. 45.

<sup>75</sup> MCh, S. 358.

erhörungen. Ob ein Gebet erhört wurde, ob ein Wunder auch wirklich geschehen war, das mußte alles genau in einem besonderen Mirakelbuch aufgezeichnet werden. Das ursprüngliche Mirakelbuch von Maria Linden ist nicht mehr aufzufinden, ein solches mußte aber geführt worden sein, denn Pater Schommartz beruft sich bei seiner geschichtlichen Darstellung auf schriftliche Aufzeichnungen. Daß in Maria Linden viele Wunder geschehen sind, erwähnen auch die Visitationsprotokolle aus den Jahren 1666 und 1692. Auch Pater Hayl<sup>76</sup> erwähnt in seiner Chronik einige Gebetserhörungen, so für das Jahr 1648: Nachdem viele Arzneien umsonst eingenommen waren, brachte das Gebet und die Andacht vor der Gnadenmutter einem Kranken wieder Heilung; und aus dem gleichen Jahr: Eine Frau, die während des sehr strengen Winters an schrecklichen Leibscherzen gelitten hatte, wurde geheilt, sobald sie eine Wallfahrt nach Maria Linden gelobt hatte.

Drei Personen, die ein Gelübde abgelegt hatten, wurden von schwerer Krankheit geheilt; 1650 kamen ungefähr 6000 Pilger stundenweit, um den Einhalt des andauernden Regens zu erflehen, damit die Herbstaussaat gemacht werden könne. Das Gebet sei sofort erhört worden, während der Predigt im Freien hörte der Regen auf, es kam gutes Wetter, die Aussaat konnte erfolgen.

Für 1651 berichtet der Chronist: Maria fährt mit ihrer Hilfe weiter, sie läßt nicht nach. Zwei Knaben entgingen nach einem Gelübde der Todesgefahr, der eine wurde von einer Verwundung geheilt, der andere von einer Verletzung. Eine gelähmte Frau wurde geheilt und ließ ihre Krücken in der Kirche zurück. Ein Knabe hatte sich mit einem Beil verletzt und fand Hilfe. Eine reiche Frau wurde von Soldaten völlig ausgeplündert und niedergeschlagen und wollte sich aus Verzweiflung das Leben nehmen. Sie geht aber nach Maria Linden, beichtet und kommuniziert, findet wieder den Lebensmut und kommt von neuem wieder zu ihrem Vermögen.

1675: Ein Jungmann litt an einer manischen Krankheit. Da keine Heilmittel vorhanden waren, ließ die Mutter in Maria Linden eine heilige Messe lesen. Als sie heimkam, hatte der Sohn wieder seinen Verstand.

1676: Eine andere Mutter hatte einen Sohn, der voller Bosheit war. Als die Mutter eine heilige Messe am Gnadenort gelobt hatte, war er bereit, die heiligen Sakramente zu empfangen.

1684 zog bei sengender Hitze die Männersodalität von Baden-Baden zur Lindenkirche, erbat und erhielt, daß die Hitze nachließ und so die Heu- und Getreidernte gerettet wurde.

Pater Schommartz berichtet, der Zimmermeister Josef Huber von Altschweier sei von einem herabstürzenden Balken derart getroffen worden, daß man ihn für tot hielt. Durch die Fürbitte Mariens sei er aber unbeschädigt wieder aufgestanden.

1758: Ein gelähmtes Mädchen hatte eine heilige Messe in Maria Linden versprochen und wurde geheilt; ein anderes Mädchen vom bösen Fieber befreit<sup>77</sup>.

<sup>76</sup> Ebda., S. 358.

<sup>77</sup> FDA 72 (1952), S. 140 ff.

1759 hatte in Ottersweier das hitzige Fieber geherrscht, an dem viele gestorben sind. Daraufhin unternahm die Gemeinde einen Bittgang nach Maria Linden. Von da an war kein einziger mehr gestorben. Zum Dank wurde beim Vierzehn-Nothelfer-Altar eine große Votivtafel angebracht.

Aus langer Erfahrung heraus entstand das geflügelte Wort:

Soweit der Schall der Glocken von Maria Linden reicht,  
wird kein Hagel den Rebbergen und Halden schaden.

Oder wie es im sogenannten Maria-Linden-Lied heißt:

Überall, soweit ertönt  
deines Glöckleins Silberklang,  
schmelzen alle Schloßen, stöhnet  
kein getrübttes Herz zu lang.

Wer nicht selbst zum Gnadenbild kommen konnte, der ließ dort andere für sich beten. So ließ der Sekretär vom Oratorium des hl. Franz von Sales aus Turin einen Brief mit seinen Sorgen und Anliegen bei der Gnadenmutter niederlegen<sup>78</sup>, und im ersten Weltkrieg berichtet der Chronist: „Unsere hoffentlich bald heimfahrenden Krieger, die ja in ihren Briefen so oft von dem wunderbaren Schutz berichten, den sie auf die Fürbitte der Gnadenmutter von Maria Linden erfahren haben, sollen bei ihrer Dankwallfahrt die Wallfahrtskirche in Friedensschmuck sehen!“<sup>79</sup>

Zum Dank für die erlangte Hilfe wurden in der Lindenkirche, wie es auch in anderen Wallfahrtsorten geschah, die Krücken zurückgelassen, Figuren aus Wachs, wächserne Gliedmaßen und Herzen geschenkt und Geschenke aus Silber aufgefertigt. Votivtafeln erinnern an erhaltene Hilfe.

In der Aufklärungszeit wurden diese Dankgaben und Votivtafeln entfernt und wahrscheinlich vernichtet.

### *Die Aufhebung der Gesellschaft Jesu*

Unter dem Druck des französischen Hofes und um ein drohendes Schisma abzuwenden und der Kirche den Frieden zu erhalten, verfügte Papst Klemens XIV. 1773 die Aufhebung der Gesellschaft Jesu. Der Markgraf Karl Friedrich zögerte lange, die rechtlichen Schritte zu unternehmen. Erst am 4. Oktober 1773 wurde den Patres in Baden-Baden das Entlassungsdekret feierlich bekannt gemacht, der Abschied jedoch immer wieder hinausgeschoben. Die Patres legten nur das Ordenskleid ab, hielten jedoch weiter Unterricht und versahen noch die Seelsorge in Ottersweier. In der Osterwoche 1774 kamen aus Straßburg der Generalvikar Dr. Jakob Lenz und der Sekretär Dr. Weinborn als bischöfliche Kommissare

<sup>78</sup> Siehe MCh unter den Jahreszahlen.

<sup>79</sup> Ottersweierer Pfarrarchiv, Akt 1912.

mit dem ortenauischen Landvogt von Wellenburg als kaiserlichem Kommissar zur offiziellen Auflösung des Hauses. Pater Hayl schreibt in seiner Chronik: „Um acht Uhr mußte ich als Superior des Hauses, von der Kommission aufgefordert, in ihrer Anwesenheit in der Kirche die hl. Messe lesen. Hierauf zogen wir ins Rektoratshaus, wo alle in Ordenskleidern erschienen. Nach einem Gebet hielt der Herr Generalvikar eine Rede, worin er uns große Lobsprüche erteilte und uns zu trösten suchte. Hierauf wurden uns die päpstlichen Schreiben über die Aufhebung des Jesuitenordens offiziell verkündet, worauf wir alle den Weltpriesterstand erwählten. Wir erhielten sodann durch die Gnade der erlauchten Kaiserin das Indigenatsrecht. Hierauf legten wir unsere Ordenskleider ab und kleideten uns als Weltpriester. Die Kommissare speisten an diesem Tag bei uns im Rektoratshause. Danach wurde alles unter kaiserliches Siegel gelegt. Die Inventarstücke, der Hausrat, die Frucht- und Weinvorräte wurden versteigert, was beinahe dreißig Tage in Anspruch nahm.“ Der Rektor des Kollegs, Pater Johann Philipp Hail aus Rüdesheim, wurde Pfarrer in Ottersweier und starb 1783; er liegt in der Gruft der Lindenkirche begraben. Pater Petrus Schommartz aus Speyer, ehemaliger Domherr in Trier, wurde Vikar und half in der Seelsorge vor allem in Maria Linden, soweit es seine „kontinuierliche Leibesblödigkeit“ (Gebrechlichkeit) zuließ. Er verfaßte seiner „allerliebsten Mutter Maria bei der Linden“ zu Ehren 1775 das schon genannte Gebets- und Wallfahrtsbuch und wurde ebenfalls in der Lindenkirche beigesetzt. An den angesehenen Prediger und Beichtvater erinnert ein Gedenkstein in der Südwand der Kirche mit der Aufschrift: R. D. Petrus Schommartz Vicarius gestorben 10. Oktober 1777. Die anderen acht Patres wurden meistens Pfarrer in den Nachbargemeinden. Das bisherige Rektoratshaus wurde dem nachfolgenden Pfarrer und den Ratsherren als Wohnung zugewiesen.

Nach dem Weggang der Jesuiten wurden die Pfarrgüter bis 1776 durch die österreichische Regierung bewirtschaftet und später verpachtet. Die Erträgnisse des Rektoratsfonds dienten der Pfarrbesoldung. Die Residenz wurde um 2000 Gulden von der Markgräfin Maria Viktoria erworben, die dort ein Erziehungsinternat für Mädchen einrichtete. Der Unterricht war unentgeltlich, das Internat wurde mit einem Stipendium für die Unterkunft und Erziehung von Kindern aus armen Beamtenfamilien ausgestattet. Maria Viktoria berief Ordensfrauen aus der Kongregation von Notre-Dame aus Altbreisach zur Erteilung des Volksschulunterrichts. Nachdem das Pensionat 1823 nach Offenburg verlegt war, diente des ehemaligen Rektoratshaus als Schule und ist heute als Rathaus eingerichtet.

Die Gesellschaft Jesu wurde 1814 durch Pius VII. wiederhergestellt und 1848 auch in Deutschland zugelassen. Die Patres kehrten aber nicht mehr nach Ottersweier zurück.

### *Die Aufklärung und Säkularisation*

Noch während die Jesuiten an der Lindenkirche wirkten, kam eine neue und noch größere Gefahr für die Wallfahrt, die Zeit der Aufklärung, die in Kaiser Josef II.

ihren höchsten staatlichen Vertreter fand. Gewiß waren in der Barockzeit Auswüchse in der Frömmigkeit aufgekommen, die wir heute abwegig finden, wie die allzu häufige Aussetzung des Allerheiligsten, einseitige Heiligen- und Marienverehrung auf Kosten des Meßopfers, Reliquienkult und Wundersucht, die große Zahl der Feiertage und Prozessionen. Die Aufklärung, die alles verstandesmäßig erfassen wollte, lehnte jedoch nicht nur die Auswüchse ab. Weltliche und geistliche Herren betrachteten das Wallfahren als Aberglaube und Zeitverschwendung, wobei man nur zu unnötigem Geldausgeben verleitet werde<sup>80</sup>. Es folgten in der Zeit von 1780 ab immer neue Befehle, Verordnungen und Bestandsaufnahmen, bis 1783 alle Nebenkirchen geschlossen und die Gnadenbilder beseitigt werden mußten.

Zu den 121 Kirchen und Kapellen, die zur Aufhebung bestimmt waren, gehörte auch die Lindenkirche, die geschlossen und abgerissen werden sollte. Nur den inständigen Bitten der Gemeinde Ottersweier ist es zu verdanken, daß dieser Befehl nicht ausgeführt wurde. Man half sich dadurch, daß die Lindenkirche zu einer Filialkirche erklärt wurde mit dem Recht, einen Taufstein aufzustellen.

Eine neue Gefahr brachte die Säkularisation, wobei die rechtsrheinischen Teile der Diözese Straßburg mit den vorderösterreichischen Besitzungen 1805 dem Markgrafen von Baden zugesprochen wurden und das Gebiet zunächst der alten Diözese Konstanz und 1827 dem neu errichteten Erzbistum Freiburg zugeteilt wurde. Als Bistumsverweser von Konstanz hatte Wessenberg versucht, der Wallfahrt durch Abbruch der Kirche ein Ende zu machen. Dank des Widerstandes der Ortsgemeinde blieb auch diesmal die Kirche erhalten.

Nach dem Wegzug der Jesuiten kam mit dem Geist der Aufklärung die Wallfahrt in den folgenden Jahren fast zum Erliegen. Der Gottesdienst wurde von der Pfarrei versehen, jedoch sehr vernachlässigt.

### *Neubelebung der Wallfahrt*

Erst gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts, als eifrige Seelsorger in Ottersweier wirkten, wurde die Wallfahrt wieder belebt. Jeden Samstag war hl. Messe und Beichte. An Marienfesten und an den zweiten Tagen nach den kirchlichen Hauptfesten wurde der ganze Pfarrgottesdienst vormittags und nachmittags in Maria Linden gehalten.

Als die Jesuiten 1868 eine Volksmission in Ottersweier hielten, kamen Tausende aus der Umgebung zu den Predigten. 1871 wurde der Kreuzweg erneuert, der Dekan und Landtagsabgeordnete Lender hielt die Festpredigt. Im Jahre 1872 feierte man das Jubiläum von Pius IX., und am 16. Juni kamen in 12 Prozessionen 16 000 Pilger aus Sasbach, Sasbachwalden, Unzhurst, Lauf, Neusatz, Kappelwindeck, Altschweier, Bühl, Bühlertal, Neuweier, Steinbach, Moos, Eisental, Hügelsheim, Söllingen, Schwarzach, Greffern, Stollhofen, Ulm und anderen Ort-

<sup>80</sup> Siehe FKB 1874, S. 114 ff., vgl. Ehrenfried, Waghäusel, S. 67.

schaften zu der fünfviertelstündigen Festpredigt und um ihre Liebe und Treue zum Papst zu bekunden.

Wie innig das Volk mit seiner Lindenkirche verbunden war, kam auch zum Ausdruck, als 1884 das vierhundertjährige Bestehen der Wallfahrtskirche begangen wurde. Das Landkapitel beschloß 1884, diese Feier groß zu begehen, soweit es die damaligen Verhältnisse zuließen.

Am Samstag, den 4., Sonntag, den 5., und Montag, den 6. Oktober, kamen trotz Regens und denkbar schlechten Wetters, trotz dringender Herbstarbeiten und trotz des landwirtschaftlichen Gaufestes, das zu gleicher Zeit in Bühl gefeiert wurde, so viele Pilger, daß in der Kirche kein Platz mehr war. Die Leute mußten am Sonntag auf dem Kirchplatz und auf der Straße stehen. Mit Kränzen und Tannengrün war die Kirche, der Ort Ottersweier mit Kränzen, Fähnchen und Bildern geschmückt, wie an Fronleichnam.

Am 4. Oktober leiteten Böllerschüsse und Glockengeläute das Fest ein. Pfarrer Brommer aus Sasbachwalden hielt die Eröffnungspredigt. Am Sonntag, den 5. Oktober, waren 5 000 Menschen zur Hauptfeier gekommen. Dekan Lender aus Sasbach hielt mit dem Einsatz aller Stimmittel die Festpredigt; er war fast ganz erschöpft. Allein aus Sinzheim waren mehrere hundert Männer mit ihrem Pfarrer unter Gebet und Gesang 6 Stunden durch Steinbach und Bühl zu Fuß hin und zurück gepilgert. Der Andrang war größer als man erwartet hatte<sup>81</sup>.

Am Montag hielt Vikar Mühlhaupt von Renchen, einst Lindenskaplan, die Schlußpredigt. Die Festfeier war und wirkte wie eine Volksmission<sup>82</sup>.

Zu Beginn unseres Jahrhunderts waren einige eifrige Wächter und Förderer als Seelsorger an der Lindenkirche tätig. Unter Dr. Burkhardt kamen im Jahre 1911 die Jungfrauen-Kongregation aus Karlsruhe und Baden, der Arbeiterverein aus Offenburg, der Kirchenchor von Reichenbach sowie das Telltheater von Ötigheim. Über eine Feier am 4. Februar durfte der Lindensparrer schreiben: „Die ganze Feier hat wiederum gezeigt, wie hoch die altherwürdige Gnadenstätte Maria Linden beim katholischen Volk in Ehren steht.“<sup>83</sup>

Bei einer Kundgebung der katholischen Jungmännerorganisation Mittelbadens konnte der damalige Divisionspfarrer Schofer am 1. Mai 1916 zu 1 400 Jugendlichen sprechen. Sie kamen aus Baden-Baden, Ettlingen, Rastatt, Achern, sogar aus Oberkirch. Soldaten ließen ihre Angehörigen gern vor der Gnadenmutter beten und kamen im Urlaub selbst zur Lindenkirche.

Im Jahre 1921 konnte das Erzbischöfliche Ordinariat Freiburg über Maria Linden das Lob aussprechen: „Wir nehmen Kenntnis von dem Aufblühen der Wallfahrt.“<sup>84</sup>

Es folgten 1925 der Bezirksterziarentag, 1929 die Wallfahrt des Dienstbotenvereins aus Karlsruhe.

<sup>81</sup> FKB, 1879, S. 332—333.

<sup>82</sup> FKB, 1879, S. 340.

<sup>83</sup> Ottersweier Pfarrarchiv, Akt 147.

<sup>84</sup> Ottersweier Pfarrarchiv, Akt 150.



Zum Jubiläum des Konzils von Ephesus 431, wo Maria als Gottesmutter anerkannt wurde, hatte man 1931 mit 200 Teilnehmern die erste Lichtprozession gehalten. Es kamen die Studenten der Lenderschen Anstalt aus Sasbach; mehrere Studenten ließen sich in der Lindenkirche in die Marianische Kongregation aufnehmen. Selbst aus dem Elsaß kam 1932 wieder eine Prozession aus Selz, und im gleichen Jahr hielt man eine Feier zu Ehren der hl. Theresia vom Kinde Jesu. Die Priester aus den Dekanaten Achern, Bühl, Baden-Oos trafen sich am 2. Juli 1934 in Maria Linden zu ihrem Titularfest.

Anlaß zu großen Feierlichkeiten bot das Jahr 1934, als man nach dem Jubiläum des Konzils von Ephesus außerhalb von Rom den Jubiläumsablaß gewinnen und zugleich das 450jährige Bestehen der Erinnerung an den Bau der ersten Wallfahrtskirche im Jahre 1484 begehen konnte. In den Tageszeitungen hatte man einige Berichte gebracht und eingeladen. Pfarrer Buttenmüller gab ein Wallfahrtsbüchlein heraus und ließ von Karl Kurz aus Bühl in Gedichten die Entstehung der Wallfahrt besingen. Das Spiel wurde im „Hirschen“ aufgeführt.

Für die Festwoche vom 2. bis 8. Juli waren die Straßen von Ottersweier wieder mit blauweißen Fahnen und mit Tannenreis geschmückt; kein Haus, kein Zaun war ohne Schmuck. Bei der Lichtprozession, an der 2 000 Menschen teilnahmen, mußten zum erstenmal Lautsprecher eingesetzt werden. Große Berichte erschienen nachher in den Tageszeitungen, so im Acher- und Bühler Boten. Zwar waren die Abendpredigten mit Pater Gessert SJ zum Jubiläum wegen der Feldarbeiten nicht gut besucht; die Feier wurde darum mit Predigten von Superior Stehle aus Neusatzeck im Oktober nachgeholt.

Obwohl Pilger und Prozessionen kommen, merkt man bei der Wallfahrtskirche nichts von einem Rummel. Unmittelbar bei der Kirche stehen kleine Verkaufsstände. Als 1930 an den alten Lindenbäumen schreiende Reklametafeln angebracht wurden, genügte eine Notiz in der Zeitung, und die häßlichen Plakate waren verschwunden.

Dank des neu erwachten Eifers, konnten an der Kirche auch mehrere Verbesserungen durchgeführt werden. Nachdem der Kreuzweg erstellt war, wurde die Kirche 1874 restauriert, die Altäre und die Kanzel wurden neugefaßt, im Chor gemalte Fenster eingesetzt und die ganze Kirche von Maler Flick ausgemalt. Eine gründliche Renovierung erfolgte 1909. Unter dem Lindenpfarrer Dr. Franz Xaver Burkhardt wurden mitten im Weltkrieg 1914—1918 das Langhaus renoviert. Maler Rieger aus Lautenbach erneuerte die Gemälde, die Altäre und die Kanzel, Bildhauer Siegel aus Bühl gestaltete die Brüstung der Empore, Maroder restaurierte das reichgeschnitzte Gehäuse der Orgel, Kanzel und Altar wurden neugefaßt und vergoldet, Pfister aus Karlsruhe schuf einen neuen Kreuzweg, Voit aus Karlsruhe-Durlach erneuerte die Orgel, und das alles mitten im 1. Weltkrieg für 22 000 Mark.

Berufen von Erzbischof Konrad Gröber, übernahmen 1936 die Kapuziner der Rheinisch-Westfälischen Ordensprovinz unter P. Emmanuel von Vimbuch die Wallfahrtsseelsorge und richteten sich in der alten Kaplanei ein. Ernste Schäden

am Dach und Äußern der Kirche wurden 1956 beseitigt. Von 1961—1965 erfolgte stufenweise die Innenrenovation der Kirche. Mit dem Bau eines neuen Klosters konnte 1968 begonnen werden. Nach der Übersiedlung in den Neubau 1969 wurde das alte Haus abgerissen.

In der 1970 zum Guardianat erhobenen Niederlassung wirken jetzt ein Bischof im Ruhestand, fünf Patres und ein Bruder.

#### *Abkürzungen*

GLA	Generallandesarchiv Karlsruhe
HSTA/ST	Hauptstaatsarchiv Stuttgart
FDA	Freiburger Diözesanarchiv
FKB	Freiburger Katholisches Kirchenblatt
MCh	Mittelbadische Chronik, veröffentlicht von Kast, Mittelbadische Chronik für die Jahre 1622—1770. Bühl 1934
OZ	Oberrheinische Zeitschrift
WUB	Württembergisches Urkundenbuch

#### *Benutzte Archive*

*Achern*: Kapitelsarchiv, Copie von 1502 ausgestellt in Zabern.

*Karlsruhe*: Generallandesarchiv, Abt. 37/188, Abt. 229/82041, Copialbuch Nr. 80, Copialbuch 1270, Protokollbuch Nr. 310, 42, 48, 52, 56, 58, 65, 76, 82103, 82129.

*Koblenz-Ehrenbreitstein*: Provinzarchiv der Rheinisch-Westfälischen Kapuziner.

*Ottersweier*: Pfarrarchiv, Urkunden 1484, 1497, Urbarium Nr. 101, 1515, Extract aus der Zehntbeschreibung, 1641 Tauf-, Trauungs- und Totenbuch, Band III, mit Notizen, 1727 Nr. 18 Ablaßbreve, 1771 Lagerbuch, Liber Personarum Confraternitatis Agoniae Christi 1681 Nr. 54.

*Ottersweier*: Archiv des Kapuzinerklosters.

Unauffindbar sind die Archivalien des 1774 aufgehobenen Jesuitenhauses von Ottersweier, die nach Reinfried (FDA, 1882, Bd. 15, S. 78) von dort nach Freiburg und dann nach Innsbruck gekommen sein sollen. Dazu gehört die *Historia domus Otterswiranae ab anno 1639 usque ad annum 1772*. Vgl. Roegele FDA 72 (1952), S. 123, Hail Philipp 1774.

#### *Literatur*

*Acher- und Bühler Bote*, 1902, Nr. 16: Die Kriegsleiden des Gerichtes Ottersweier 1632 bis 1650; Nr. 212—220: Die Maria-Linden-Kirche bei Ottersweier; 1913, Nr. 15—22: Die ehemalige Jesuitenresidenz zu Ottersweier.

*Baader* Bernhard, *Volkssagen aus dem Lande Baden*, Bd. I, 1851.

*Bader* Josef, *Badenia*, 1839, S. 161; 1840, S. 145.

*Bartmann* Horst, FDA 81 (1961).

*Beißel* Stephan, *Geschichte der Verehrung U.L.F. in Deutschland*, Freiburg 1909.

*Buttenmüller* Otto, *Maria Linden. Führer durch die Kirche und Geschichte*, Bühl 1934.

*Das Muttergottesheiligtum in Maria Linden*, Bühl 1960.

*Daub* Walter, *Altwindeck*, Bühl 1929.

- Dörfler* Peter, Vom religiösen Brauchtum, Hochland 34 I (1936/1937).  
*Ehrenfried* Adalbert, Waghäusel, Ulm 1966.  
*Fischer* Josef, Pfarrchronik von Bühl, Bühl 1938.  
*Freiburger* Katholisches Kirchenblatt, 1872, Nr. 28; 1884, Nr. 42, 43.  
*Gloeckler* Ludwig, Geschichte des Bistums Straßburg, 1879.  
*Grandidier* Philippe André, Histoire de l'église et des évêques-princes de Strasbourg, Straßburg 1778.  
*Grimm* Jakob, Deutsche Mythologie, Gütersloh 1876.  
*Harbrecht* Alfons, Bühler Blaue Hefte, Vier gotische Bauten mit seltsamen Erinnerungen im Bad. Mittelland, 1963, S. 12.  
*Heizmann* Ludwig, Sacra Ortenavia, Weingarten 1929.  
*Krieg v. Hochfelden*, Geschichte der Grafen von Eberstein, Karlsruhe 1836.  
*Krieger* A. Albert, Regesten der Markgrafen von Baden und Hochbaden, 1050—1515. Hrsg. v. d. Bad. Hist. Comm. (Innsbruck: Wagner, 4 Bde., 1900—1915).  
*Lahrer Anzeiger für Stadt und Land*, 1884, Nr. 117.  
*Lederle* C. F., Kriegsschicksale der Ortenau nach dem französischen Länderraub im 17. Jahrhundert, in: Die Ortenau, Sonderheft 1915—1918.  
*Ludwig* Adolf, Der Dreißigjährige Krieg in der Ortenau, 1931.  
*Maria Linden* bei Ottersweier, Bühl und Achern, Unitas o. J.  
*Martens* W., Badische Geschichte, Karlsruhe 1909.  
*Müller* Stephan, Ein Wallfahrts- und Gebetbuch. Unsere Liebe Frau bei den Linden, Bühl 1920.  
*Näher*, Die Burgen von Alt- und Neu-Windeck, Baden-Baden 1884.  
*v. Neuenstein*, Die Grafen von Eberstein, Karlsruhe 1897.  
*Oberrheinische* Zeitschrift, Jg. 27, 31.  
*Reinfried* Karl, Der Kathol. Kirchensänger, 1884, Nr. 2.  
— Die Maria Lindenkirche bei Ottersweier: FDA 18 (1886), S. 1—19.  
— Die Religionsveränderungen: FDA 39 (1911), S. 65—112.  
— Kurzgefaßte Geschichte von Bühl, Freiburg 1877.  
— Die ehemaligen Burgkaplaneien: FDA 33 (1905).  
— Die Stadt- und Pfarrgemeinde Bühl unter Windeck: FDA 11 (1877).  
— Kulturgeschichtliches: FDA 16 NF (1915).  
— Die Pfarrei Ottersweier mit ihren Filialen: FDA 15 (1882).  
— Die ehemalige Jesuitenresidenz in Ottersweier: FDA 24.  
— Zur Gründungsgeschichte der Pfarreien zwischen Oos und Rench: FDA 38 NF (1910).  
— Religionsschicksale und kirchliches Leben während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts: FDA 11 (1877).  
— Zur Geschichte des Gebietes der ehemaligen Abtei Schwarzach am Rhein: FDA 20 (1889).  
— Die Wallfahrt Maria Linden bei Ottersweier in Sage und Geschichte: Lioba-Blatt 1894, Nr. 41—43.  
— Maria Linden bei Ottersweier: St. Konradsblatt, 12. Jg., Nr. 19.  
— Die Wallfahrtskirche Maria Linden: FKB 1872 und 1873 (mehrere Artikel).  
— Die letzten Jesuiten in Ottersweier: FKB 1874, S. 114.  
— Die Gedächtnisfeier des 400jährigen Bestehens der Wallfahrtskirche Maria Linden: FKB 1884.  
*Remling* F. X., Geschichte der Bischöfe von Speyer, Mainz 1854.  
*Renner* A. M., Markgraf Bernhard von Baden, Karlsruhe 1958.  
*Roegel* Otto, Die Jesuiten in Ottersweier und ihre Beziehung zur alten Diözese Straßburg 1632—1689: FDA 72 (1952), S. 123—150.  
*Rommel* Gustav, Geschichte der Kirche und Pfarrei Eggenstein, Karlsruhe o. J.  
*Ruppert* Philipp, Geschichte der Mortenau, III. Teil, Acher Bote 1882.

- Schommartz* Peter, Ottersweier Gebetbuch nebst einem kurzen Bericht von der alten Wallfahrt zu Maria bey der Linden ohnweit Ottersweyer in der Orthenau, Bühl 1775 (war trotz eingehender Nachforschung nicht aufzufinden).
- Schmidlin* Josef: Archiv für Elsässische Kirchengeschichte 16 (1943).
- Schnezler* August, Bad. Sagenbuch II, Karlsruhe 1846.
- Schumacher* K.: Ortsnamen und Römerstraßen in Westdeutschland. In: Mainzer Zeitschrift 10 (1913).
- Seilacher* Karl, Herrenalb, ein verschwundenes Zisterzienserkloster, Karlsruhe 1927.
- Stemmler* Otto, Geschichte der altbadischen Gemeinde Neusatz, Bühl 1931.
- Stolz* Alban, Besuch bei Sem, Cham und Japhet oder Reise in das Heilige Land, Freiburg 1964.
- Stolz* Otto, Geschichtliche Beschreibung des ober- und vorderösterreichischen Landes, Karlsruhe 1943.
- Suetterlin* Bertold, Geschichte Badens, 1965.
- Welte* Adolf, Die Burgen Alt- und Neu-Windeck, 1894.
- Württembergisches* Urkundenbuch. Hrsg. von dem Königlichen Staatsarchiv in Stuttgart: Köhler in Comm. (ab Bd. 2), Aue in Comm. (ab Bd. 8), Enderlein in Comm. (ab Bd. 9), Kohlhammer 1849—1913 (= WUB).

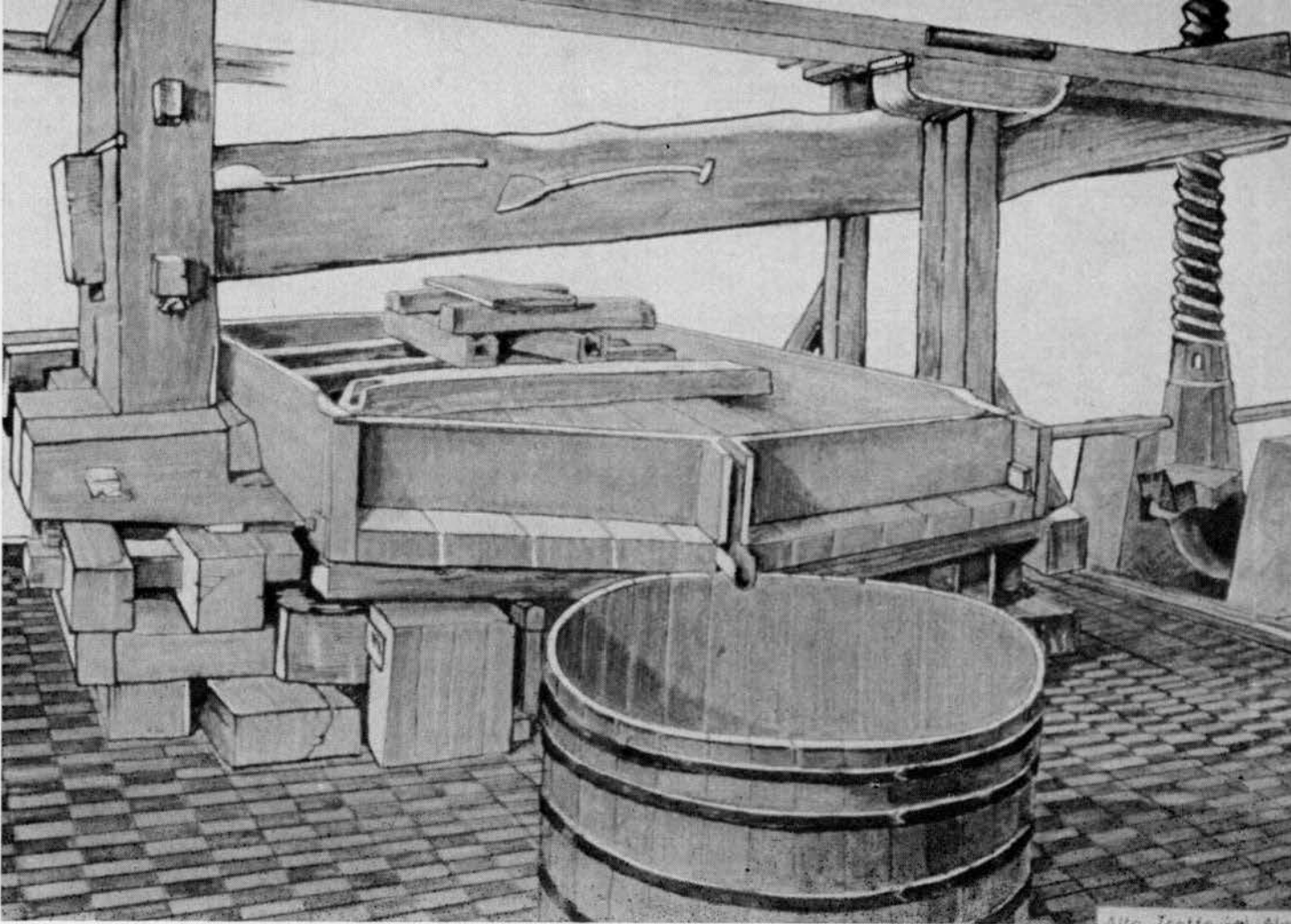
## Eine der ältesten und größten Weintrotten Deutschlands

*Von Hermann Futterer und Alois Hamann*

In Lauf bei Achern, in der Vorbergzone des nördlichen Schwarzwaldes, am Fuße der Hornisgrinde steht die derzeit wohl älteste und bestens erhaltene Weintrotte Deutschlands, ein historisch wie handwerklich gleichermaßen interessantes Stück.

Man hat sie vor einigen Jahren in einem halbzerfallenen sogenannten Wein- oder Trotthaus entdeckt. Mit großer Mühe und hohem Geldaufwand wurde sie unter Aufsicht des Amtes für Denkmalpflege Freiburg durch den Verkehrsverein Lauf renoviert und durch allerlei zum Weinbau gehörende Gerätschaften zu einem kleinen Museum ausgestaltet, dem Publikum zugänglich gemacht (1970). Das Amt für Denkmalpflege in Freiburg hat dieses wertvolle Kulturgut nach mehreren Besichtigungen am 20. 8. 1968 unter Denkmalschutz gestellt.

Das Wein- oder Trotthaus, ein einfacher Fachwerkbau, steht unmittelbar bei dem Hof- und Weingut Alsenhof, dessen teils adlige, teils bürgerliche Besitzer seit 1551 fast lückenlos urkundlich nachgewiesen sind. Der erste Eigentümer war Otto von Kippenheim von 1551 bis 1589; das Gut blieb im Besitz der Familie Kippenheim bis 1620. 1620–1661 war es im Besitz der Familie (von) Lüttelburg, bis 1717 gehörte es dann der Familie Karl Friedrich von Plittersdorf und bis 1731 dem Obrist-Wachtmeister von Mauriam. Ab 1731 war das Collegialstift zu Baden-Baden Eigentümer des Hofes. Durch die Säkularisierung kam der Hof an die Mark-



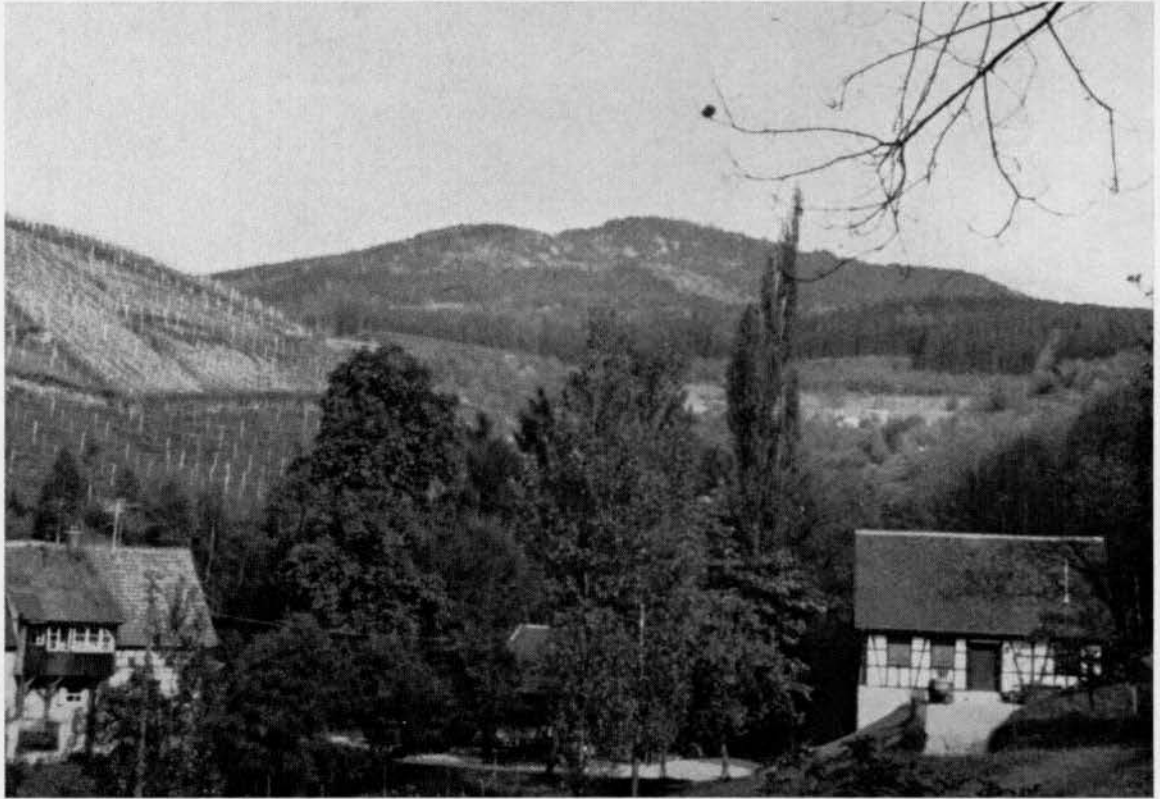
Weintrotte in Lauf

grafschaft Baden; noch im letzten Besitzerjahr 1808 hat das Collegialstift die Re-  
kordernte von 16 000 Litern nach Baden-Baden „entführt“<sup>1</sup>.

Ab 1808 sind die Besitzverhältnisse etwas unklar. Durch die Säkularisation kam  
das Gut an die Markgrafschaft und damit an das Großherzogtum Baden. In einem  
Bericht von 1808 ist der Rebmann und Verwalter Anton Trapp erwähnt, der auch  
im Laufer Sippenbuch erscheint als Rebmann und Verwalter. Er war in zweiter  
Ehe verheiratet mit einer Katharina Seifermann. Deren Tochter Maria Richardis,  
geboren 1795, verheiratete sich am 4. 7. 1814 mit Leopoldt Barth. Am Eckbalken  
des 1823 neu errichteten Wohnhauses vom Alsenhof bezeugt eine Inschrift, wonach  
es von Leopoldus Barth und dessen Ehefrau Richardis geborene Trapp erbaut  
wurde. Es ist also anzunehmen, daß der Vater der Ehefrau, der Rebmann Anton  
Trapp, den Hof vom badischen Staat gekauft und seiner Tochter Richardis ver-  
erbt hat. Die Barth hatten eine Tochter Genoveva, die den Hof am 2. Dezember  
1848 von den Eltern übernommen hat. Die Übernahme ist im Laufer Grund-  
buch beurkundet. Hierbei ist auch die Trotte mit Trottegebäude und Keller er-  
wähnt. Es ist dies die erste Beurkundung im Laufer Grundbuch.

Nach der Genoveva Barth war ein Karl Simon aus Heidelberg der Besitzer des  
Hofes. Er hat ihn seinen Kindern vererbt, die ihn jedoch nicht oder nur schlecht  
bewirtschafteten. Der einst blühende Weinbau lag völlig darnieder.

<sup>1</sup> Obige Angaben sind dem Dorfbuch von Pfarrer Fischer (1936) entnommen.



Trotthaus im Gut Alsenhof

Im Jahre 1862 hat die Familie Noe du Fay den Hof ersteigert und den Weinbau wieder intensiviert. Ein Gedenkstein im Rebberg Alsenhof trägt folgende Inschrift: „Im Jahres den Herrn 1863 zog er um das ganze Grundstück Mauern, bahnte Wege und pflanzte den höher gelegenen Teil des Grundstücks mit Weinreben an. du Fay.“ 1909 wurde der Hof an die Familie Knopf – Knopf war damals Verwalter des Hofes – verkauft, die heute noch Besitzer sind, allerdings ohne den größten Teil der Weinberge, die vor wenigen Jahren durch das Weingut Geppert in Bühl übernommen und zu einem Musterbetrieb des Weinbaues ausgestaltet wurden.

Über die Trotte und das Weinhaus selbst liegen nur wenige amtliche Aufzeichnungen vor. Die Weinpresse, eine sogenannte Baumkelter, nimmt fast die ganze Breite des Weinhauses ein. Über sieben Kubikmeter Eiche sind in die Trotte eingebaut, die in den ersten Nachkriegsjahren noch benutzt wurde. Sie ist nach französischem System gebaut und soll im Elsaß hergestellt worden sein. Fachkenner schätzen ihr Alter auf über 400 Jahre, was auch mit Berichten aus dem Jahre 1542 übereinstimmt, worin ein Rebmann und eine große Kelter unter einem Dach erwähnt werden. Der Weinbau selbst dürfte einige Jahrhunderte älter und, wie im mittelbadischen Raume ganz allgemein, bis auf die Römerzeit zurückzuführen sein. Wir haben also hier in Mittelbaden eine kulturelle Kostbarkeit der breiten Öffentlichkeit bereitgestellt, was für Historiker und Heimatkundler wie auch für Weinbaufachleute in gleicher Weise interessant und besichtigungswert ist.

# Kostbares frühbarockes Altarbild und Stieffell-Orgel in Oppenau

*Von Horst Hoferer*

Die rund 4700 Seelen zählende Pfarrgemeinde Oppenau im Renchtal hat allen Grund, auf ihr Gotteshaus St. Johannes' des Täufers stolz zu sein: Besitzt sie jetzt doch nicht nur eine völlig renovierte Weinbrenner-Kirche, sondern darüber hinaus mit dem viele Jahrzehnte vergessenen, kostbaren Altarbild aus dem Frühbarock und der restaurierten Stieffel-Orgel zwei Meisterwerke, die weit über die Grenzen des Renchtals und Mittelbadens hinaus von Bedeutung sind.

Jedes Gemeindemitglied kann mit Recht stolz auf die wirklich schöne Kirche sein. Und an dieser Stelle soll auch ausdrücklich auf die großartige Opferbereitschaft der Gläubigen hingewiesen werden, die mit ihren Spenden die notwendige Renovation verwirklichen halfen, und auf die oft mühevollen Arbeit aller an der zwei Jahre dauernden Renovation beteiligten Personen.

Obwohl das ganze Kircheninnere ein völlig neues Gesicht bekommen hat, blieb doch der Charakter des Weinbrenner-Stils erhalten. Eine meisterliche Handwerksarbeit ist die Holzdecke, welche dem hellen Innenraum zusammen mit dem ebenfalls neuen Kirchengestühl eine freundliche und warme Atmosphäre verleiht. Dazu tragen insbesondere auch die farblich abgestimmten Glasfenster bei. Ein neues Gesicht erhielten auch die beiden Seitenaltäre. Den Marienaltar schmückt seit Dezember 1969 eine 165 Zentimeter hohe spätbarocke Madonnenfigur, die nach der Auflösung des Klosters Allerheiligen in privaten Besitz übergegangen war und jetzt erfreulicherweise von den Eigentümern der Pfarrgemeinde als Stiftung übergeben wurde. Für den anderen Seitenaltar ist eine Plastik des Kirchenpatrons vorgesehen. Das Gesamtbild des Kirchenschiffes wird in absehbarer Zeit durch einen holzgeschnitzten Kreuzweg abgerundet werden.

Besonders gut gelungen ist die Neugestaltung des Chores mit dem neuen Altar, hinter dem sich der kunstvoll gearbeitete Tabernakel befindet, der, wie die Altar- und Apostelleuchter, aus einer Kunstschmiedewerkstätte in Pforzheim stammt.

## *Wiederentdecktes frühbarockes Altarbild*

Außer der Orgel ist das Kostbarste, was die Pfarrgemeinde besitzt, ein wiederentdecktes Altarbild, das die „Kreuzabnahme“ zeigt und die zwar imposante,

aber künstlerisch wertlose Darstellung des Kirchenpatrons abgelöst hat. Dieses Bild ist das Wertvollste, was das Renchtal — die Kunstschatze der gotischen Wallfahrtskirche von Lautenbach ausgenommen — zu bieten hat! Neben drei namhaften Restauratoren aus Nord- und Süddeutschland schätzen auch die heimischen Fachleute den Wert desselben sehr hoch ein. Restaurator Baumann, Lautenbach, der das Bild regeneriert und von Übermalungen befreit hat, meint, daß die Kreuzabnahme in der frühbarocken Zeit (Ende 17., Anfang 18. Jahrhundert) entstanden sei. Der unbekanntete Meister stamme mit Sicherheit nicht aus der Oberrheingegend, viel eher zeige das Meisterwerk Züge einer südländischen oder niederländischen Schule. Erst eine genaue wissenschaftliche Analyse wird die Herkunft des Bildes klären können.

Das Bild ist aber nicht nur ein Kunstwerk, der Künstler war auch ein durch und durch frommer Mann. Je mehr man die Darstellung betrachtet, desto mehr wird man von ihr gefesselt. Dem Beschauer bietet sich eine großartige Bildkomposition: Die drei Hauptfiguren — Maria, Maria Magdalena und der Apostel Johannes — bilden den Grund des aufstrebenden Dreiecks, dessen Höhepunkt in Christus zu finden ist und dessen Verklärung sich in den Gesichtern der genannten Personen als den Vertretern des Neuen Testaments widerspiegelt. Eine auffallende Helle steigt hinter den Juden als den Vertretern des Alten Bundes empor, während auf der linken Bildseite mit den römischen Soldaten (Heiden) noch die dunklen Farbtöne vorherrschen. Meisterhaft ist dem Künstler die Farbkomposition gelungen, die sich vom tiefsten Schwarz über dunkle und immer heller werdende Blau- und Rottöne bis zum Leuchten des verklärten Christusleibes steigert.

### *Stieffell-Orgel „von fast europäischer Bedeutung“*

So nannte Kantor Erwin Sattler, Straßburg, in einer Presseveröffentlichung das eigentliche Prunkstück der Oppenauer Kirche: die ebenfalls restaurierte Stieffell-Orgel. Am 22. Februar 1970 wurde sie nach zweijähriger Pause in einer Feierstunde wieder ihrer Bestimmung übergeben, wobei mit dem Domorganisten Ludwig Doerr aus Speyer ein Virtuose zugegen war, der es ausgezeichnet verstand, der versammelten Gemeinde einen Eindruck von der Qualität der wertvollen Orgel zu vermitteln. Orgelbaumeister Peter Vier aus Oberweier (Kreis Lahr) hielt über sie ein Kurzreferat:

1832 wurde sie von den drei Brüdern Stieffell, Hoforgelbaumeister aus Rastatt, mit 38 Registern und Spielschrank mit mechanischen Schleifladen fertiggestellt. Bei der „Modernisierung“ im Jahre 1934 wurde sie auf elektrische Traktur umgebaut und auf 46 Register erweitert. Vom Stieffell-Werk blieben dabei nur noch 31 Register erhalten. Als 1968 mit der Kirchenrenovation begonnen wurde, stellte sich heraus, daß sich die Reparatur der elektrischen Traktur nicht mehr lohnte. So wurde eine Wiederherstellung der ursprünglichen Anlage mit mechanischem Spieltisch und Schleifladen in Auftrag gegeben. Das Instrument erhielt einen frei-



stehenden Spieltisch mit elektrischer Registerschaltung, die Disposition wurde auf 43 Register ergänzt und ein Glockenspiel mit 6 Bronzeglocken hinzugefügt. In der Orgel klingen nun insgesamt 2665 Pfeifen, deren größte 5 Meter, die kleinste dagegen nur 8 Millimeter mißt.

Die Arbeiten zur Wiederherstellung dieser Stieffell-Orgel wurden ausgeführt von der Werkstätte für Orgelbau Peter Vier in Oberweier. Sachverständiger war Pater Albert Hohn, Abtei Neuburg. Die Intonation erfolgte durch Emile Wolf, Straßburg, und die äußere Behandlung des Gehäuses und der Verzierungen wurde von Restaurator Greweling, St. Wendel/Saar, ausgeführt.

Vor allem ist es aber der Mitwirkung von Pater Albert Hohn, Abtei Neuburg bei Heidelberg, der als einer der besten Stieffell-Kenner gilt, zu danken, daß es gelang, dieses Meisterwerk der Orgelkunst wieder in seiner Ursprünglichkeit erstehen zu lassen. Er schreibt in seinem Gutachten: „Die Oppenauer Orgel, das zweite Hauptwerk der Gebrüder Stieffell, ist mit Abstand das allerbeste Stück der Einrichtung der Oppenauer Weinbrenner-Kirche. Die Orgel besitzt Register, die an keiner anderen Stieffell-Orgel mehr zu finden sind (Cromhorn, Vox humana). Das sind einzigartige Raritäten. Dieses Instrument wird alsbald die Menge der Musikbessenen in Bewegung bringen. Meisterkonzerte auf einem solchen Instrument sind die Chance für Oppenau, das sich einreihet unter die Kunststätten berühmter Denkmalorgeln.“

## Der Taufstein zu Freudenstadt Betrachtungen zur romanischen Tiersymbolik

*Von Manfred Lurker*

Im Gegensatz zum benachbarten Elsaß sind in unserer südbadischen Heimat nur wenige Kunstwerke aus der romanischen Zeit erhalten. In der Ortenau selbst sind neben einigen beachtlichen architektonischen Denkmälern – vor allem die beiden Klosterkirchen zu Gengenbach und zu Schwarzach – nur spärliche Reste der Plastik in unsere Zeit gerettet worden. Doch ohne Zweifel waren auch die Kirchen Mittelbadens ausgestattet mit Werken der Bildhauerei, in denen „mit einfachen Symbolen die Grundwahrheiten des Christentums, Sündenfall und Erlösung, die Macht des Bösen und ihre Überwindung“<sup>1</sup> veranschaulicht wurden. Nicht Kunst an sich wollten die Skulpturen sein, sondern Verbildlichung der Heilslehre. Und doch wirft die eingehende Betrachtung romanischer Bildwerke in uns Fragen auf, deren Beantwortung oft bis in vorchristliche Zeit zurückführt.

<sup>1</sup> Joseph Sauer: Die Kunst in der Ortenau, in: Die Ortenau, 50 (1960).



Abb. 1

Aufn.: Pfarrer Dr. Jörg Zink

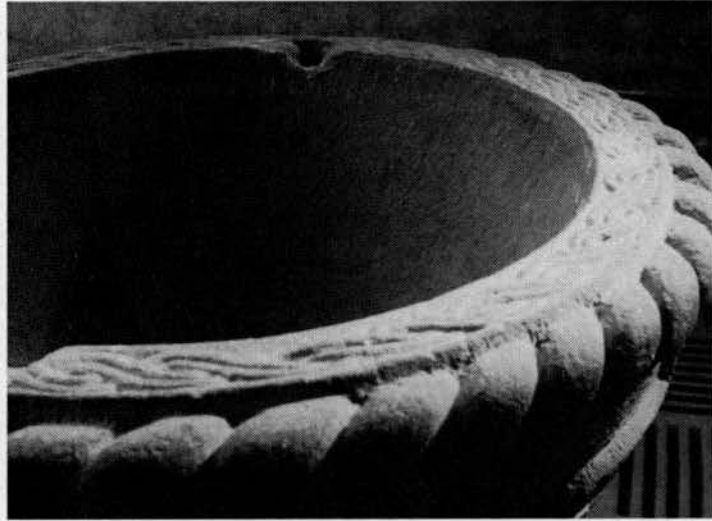
Eines der eigenartigsten und bedeutendsten Werke der romanischen Skulptur auf deutschem Boden findet sich nur wenige Kilometer von der Ostgrenze der alten Mortenouua (Ortenau) entfernt; es ist der Taufstein zu Freudenstadt (Abb. 1). Über seine Herkunft ist nichts bekannt, aber wahrscheinlich wurde er um 1100 oder in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts für eine Klosterkirche des mittleren Schwarzwaldes geschaffen; in diesem Zusammenhang wurde besonders an Alpirsbach oder Hirsau gedacht. Die Ähnlichkeit mit den Skulpturen der Hirsauer Peterskirche beruht auf gleichem Material (roter Sandstein) und auf der gleichen Technik, bei der die Darstellungen ohne jede Modellierung scharfkantig aus dem Grund hervortreten. Die Deutung der Bildgestalt und das „Hineinsehen“ in den Bildgehalt mögen als allgemeiner Einstieg in das Denken und Gestalten der romanischen Zeit dienen. Die Benediktiner von Gengenbach und Schwarzach brauchten keine Interpretation solcher Plastiken; aber auch die Herren von Windeck und die Besucher der Pfarrkirche zu Burgheim (bei Lahr) verstanden die Bildersprache ihrer Zeit.

Die im frühen Mittelalter zur Vornahme der Taufe errichteten Taufkirchen (Baptisterien) mit einem großen Becken in der Mitte waren infolge zunehmender Reduktion des Taufritus seit dem 11. Jahrhundert nicht mehr erforderlich. Es genügte nun ein becherförmiger Taufstein, in dessen Wasser die Kinder untergetaucht wurden (taufen und tauchen lassen sich auf die gleiche sprachliche Wurzel zurückführen!). Der Halbmesser und die Tiefe des Freudenstadter Taufsteins betragen je einen halben Meter, die Gesamthöhe ist etwa ein Meter. Die halbkugelförmige Cuppa, das eigentliche Taufbecken, ruht auf einem zylinderförmigen Sockel.

Oben und unten wird das Becken von je einem tauartigen Wulst abgegrenzt, wodurch drei Bereiche klar voneinander geschieden sind. Der Sockel des Taufbeckens ist – wie im folgenden noch aufgezeigt wird – der Unterwelt zugehörig. Überhaupt entspricht es altem Analogiedenken, wenn die unteren Teile von sakralen Gegenständen und Bauten der unteren Seinshälfte, dem Abgründigen, zugeordnet werden; hier sei an die beiden reichverzierten Säulen in Alpirsbach erinnert, bei deren Basen an den Ecksporen fratzenhafte, dämonenverkörpernde Köpfe hervorschauen

Abb. 2

Aufn.: Pfarrer Dr. Jörg Zink



– sie sind von der siegreichen Kirche unterworfen und müssen ihr nunmehr als Säulenträger dienen. Die Außenwand der Cuppa zeigt die irdisch-diesseitige Welt ganz entsprechend wie auch beim mittelalterlichen Kirchengebäude das Äußere auf die weltliche Sündhaftigkeit hinweist, während der Innenraum den himmlischen Frieden, das Reich Gottes widerspiegelt. Der obere Tauwulst trennt das irdische Diesseits vom göttlichen Jenseits, dessen Gnadenleben durch das Taufwasser im Becken angezeigt wird. Eine ähnliche Dreigliederung läßt sich bei dem romanischen Taufstein zu Freckenhorst in Westfalen (datiert 1129) nachweisen, nur daß dort an Stelle des unteren Wulstes sich ein Streifen mit umlaufender Schrift befindet, während der obere Abschluß durch ein sorgfältig geschnittenes, klassisch anmutendes Blattwerkornament gebildet wird<sup>2</sup>. Zwei Taustricke als obere und untere Begrenzung der Außenwand finden sich beim Taufstein von Curl in Westfalen (Anfang des 12. Jahrhunderts). Die früher im Tempelbezirk zur Abgrenzung des Sakralen vom Profanen verwendeten Seile dienen nunmehr zur symbolischen Trennung der kosmischen Ebenen. Tauwulste als Begrenzung finden sich sonst verschiedentlich am Übergang zwischen Säulenschaft und Kapitell, so – um nur zwei Beispiele des oberheinischen Raumes zu nennen – im Freiburger Münster am romanischen Portal der Nikolauskapelle und in der Kreuzkapelle des Klosters Odilienberg aus der Zeit der Äbtissin Relindis (um 1160).

Den oberen waagrechten Rand des Beckens, den eigentlichen Trennraum zwischen Innen und Außen, umläuft ein wellenartiges Flechtband als Symbol des reinigenden Taufwassers (Abb. 2). Wellen- und Zick-Zack-Linie lassen sich bis in die prähistorische Zeit als Zeichen für „Wasser“ zurückverfolgen. Besonders oft findet sich das Symbol in der Keramik der europäischen Frühzeit; wahrscheinlich hatten diese Gefäße eine sakrale Bedeutung: aus ihnen wurde bei kultischen Handlungen Wasser der Gottheit geopfert<sup>3</sup>. Das Wellenband als Hinweis auf das dem Göttlichen zugehörige Wasser des Lebens findet sich wiederholt in der romanischen

<sup>2</sup> Harald Busch: *Germania romanica. Die hohe Kunst der romanischen Epoche im mittleren Europa.* Wien 1967, Taf. 31.

<sup>3</sup> Herbert Kühn: *Das Symbol in der Vorzeit Europas (= Symbolon. Jahrbuch für Symbolforschung 2/1961, S. 181).*

Skulptur, wofür in der St. Peter- und Paulskirche zu Rosheim (Elsaß) das Kapitell mit den unter dem Wellenband befindlichen kleinen Menschenköpfen als Beispieldiene. Nun haben wir bei unserem Taufstein nicht nur ein einfaches Wellenband, sondern ein wellenartiges Flechtband, wie es in der zweiten Hälfte des 1. Jahrtausends über weite Teile Europas hinweg verbreitet war, die größte Rolle aber in der langobardischen Ornamentik spielte. Wir können hier durchaus Schaffran zustimmen, wenn er dem Flechtband einen Symbolbezug zuerkennt<sup>4</sup>. In enger Berührung mit der antiken Tradition begann man in Oberitalien das Flechtmotiv in Stein zu meißeln, von wo wenige Jahrzehnte später wandernde Steinmetzen das Motiv nach Dalmatien, Südfrankreich und Deutschland brachten (man vergleiche das Flechtbandornament an dem nördlichen der zwei figurengeschmückten Säulenkapitelle zu Alpirsbach!). Sicher wurden auf ähnliche Weise auch andere Motive – gerade auf dem Gebiet der Tierplastik – in unsere süddeutsche Kunst eingeschleust, und doch ist die Frage nach ihrer Herkunft schwieriger zu beantworten als allein mit dem Hinweis auf den lombardisch-oberitalienischen Kunstkreis, der ohnehin nur Mittler älterer Bildvorstellungen ist.

Um den Sockel des Taufsteins lagern mehrere Tiere. Wir können uns nicht der Meinung anschließen, daß es sich um „eher absichtlich unrealistisch behandelte höllische Phantasiegeschöpfe als Löwen“ handle<sup>5</sup>. Löwen als Träger von Taufsteinen sind ja allgemein bekannt – so etwa im Vorhof der Abtei Maria Laach –, auch passen sie besser in das ikonographische Konzept als nicht näher zu bestimmende Monstren. Bis in das Altertum zurück läßt sich die Bedeutung des Löwen nachweisen als „Tier der Schwelle“, als Sinnbild des Übergangs, sei es in den Himmel, sei es in die Hölle. Das ägyptische Totenbuch schildert (Kap. 146–147) anschaulich, wie die Tore der Unterwelt von Löwen bewacht werden. Dieselbe Bedeutung hatten die steinernen oder bronzenen Grablöwen der Antike, galten doch die Gräber zu Recht als Eingang in die Welt der Abgeschiedenen.

Der mittelalterliche Christ erblickte in dem grimmig dreinschauenden und den Rachen aufreißenden Löwen das Symbol des den Menschen verschlingenden Abgrundes. Daran ändert auch nichts die fast verspielte Haltung der Freudenstadter Bestien – bei den zwei Paaren legt je einer dem anderen die Vorderpranken auf den Rücken (Abb. 3) – sie sind ja in ihrem Reich, und der sündige Mensch ist in ihrer Gewalt. Die sonderbar verrenkte Gestalt mit dem schön gescheitelten Haar – man wollte in ihr schon einen Hinweis auf die Eitelkeit erblicken – ist ihr Gefangener. Sicher kann nicht genügend vor willkürlichen Ausdeutungen gewarnt werden; trotzdem ist nicht anzunehmen, daß dieses menschliche Wesen, dessen Hände und Füße gegen den Sockel gestemmt erscheinen, „vielleicht nur humoristisch, im Sinne späterer gotischer Handwerkerscherze“ zu verstehen ist<sup>6</sup>. Die unnatürliche Haltung zeugt von dem Lose der Verdammten, ist Ausdruck höllischer Pein. Möglicherweise soll die aus der grausamen mittelalterlichen Rechts-

<sup>4</sup> Emerich Schaffran: Die Kunst der Langobarden in Italien. Jena 1941, S. 66 f.

<sup>5</sup> Hans Rommel / Georg Kopp: Die Stadtkirche von Freudenstadt. Freudenstadt 1963, S. 12.

<sup>6</sup> H. Weizäcker: Der Freudenstadter Taufstein und kein Ende (= Freudenstadter Heimatblätter 3. bis 4. Jg., 1938–1939, S. 10).

Abb. 3

Aufn.: Pfarrer Dr. Jörg Zink



pflege bekannte Strafe der Krummschließung angedeutet werden, wie sie in der berühmten Basilika zu Vézelay (Burgund) in verschiedenen Variationen in Stein dargestellt ist<sup>7</sup>. An der Nordwand des Choraufganges im Dom zu Chur liegt ein Mensch in ähnlicher Verrenkung, über ihm ein grimmiger Löwe; die Kombination ist sicher nichts anderes als eine Darstellung des in der Unterwelt gefangenen Sünders. Der Ruf des Psalmisten: „Aus dem Rachen des Löwen reiße mich heraus!“ (Psalm 21, 22) dringt über die Zeit der Romanik ja noch bis in unser Jahrhundert, wenn in der katholischen Totenmesse gebetet wird: „Bewahre mich vor dem Rachen des Löwen!“

Außer ihrem symbolischen Hinweis auf die Unterwelt müssen die Löwen aber noch in einem anderen Zusammenhang gesehen werden. Betrachten wir den Taufstein zu Freudenstadt als Ganzes, dann sind die Feliden die Träger der das lebenspendende Wasser enthaltenden Cuppa. Sie sind Träger des Heilen, Heiligen und (vom Tode) Heilenden. Die damit zutage tretende Doppeldeutigkeit und Doppelwertigkeit ist ein Charakteristikum aller echten Symbole. So war z. B. die Sieben nicht nur die Zahl der Sakramente, sondern auch die der Todsünden. Bekannt ist die Ambivalenz bei der Schlange; einerseits führt sie den Tod herbei (nicht nur in der Genesis bei Adam und Eva, sondern auch in der griechischen Mythologie bei Laokoon), andererseits bringt sie Heilung und Leben – man denke an die eherne Schlange (4. Moses 21, 8) und in der griechischen Religion an die Schlange des Heilgottes Asklepios; der schlangenumwundene Äskulapstab ist noch jetzt das Zeichen des ärztlichen Berufsstandes.

Schon Johann Jakob Bachofen erkannte – für den Raum der Antike –, daß der Löwe in sich die „Doppelpotenz des Feuers und des Wassers“ vereinige. Der Überlieferungsstrang reicht vom alten Ägypten, wo plastische Löwenkörper die Wasserspeier der Tempelwände umkleideten, über die von Augustus nach Rom gebrachten vier herrlich stilisierten wasserspeienden Löwen auf der Piazza del Popolo, über die romanischen Trägerfiguren von Taufsteinen und Brunnen bis – um wieder

<sup>7</sup> Oliver Beigbeder: *Lexique des symboles*. Paris 1969, Abb. 11, 12.

heimatlichen Boden unter die Füße zu bekommen – zu dem am Gründonnerstag als Gießgefäß bei der Fußwaschung dienenden Bronzelöwen aus der Kirche in Oberachern (spätes 15. Jahrhundert) und dem Offenburger Löwenbrunnen (1599, Original im Museum).

So erscheint der Löwe als Hüter und Spender des zum Leben notwendigen Wassers und erhält gerade von hier aus seine tiefere Bedeutung an dem Freudenstadter Taufstein. Der gläubige, mit der mittelalterlichen Bildersprache vertraute Christ erblickte in den beiden aufgezeigten Funktionen – Höllentier und Spender des Lebenswassers – weniger einen Widerspruch als vielmehr eine sinnvolle Ergänzung. Nur durch die Todespforte kann der Mensch ins ewige Leben Eingang finden. In jedem Falle ist der Löwe das Tier der Schwelle, sei es zum Abstieg oder zur Auferstehung<sup>8</sup>. Von hier aus sind z. B. die beiden löwenköpfigen Türklopfer am Westportal zu Alpirsbach zu verstehen; als Hüter des Heiligtums schwingt bei ihnen auch der Gedanke der Dämonenabwehr mit. Es ist hier nicht der Ort, die ganze Symbolik des Löwen aufzuzeigen; nur der Hinweis sei noch gegeben, daß – nach der Aussage der romanischen Portalplastik – der Löwe nicht nur den Menschen verschlingt (ein sprechendes Bild für die unheimliche Macht des Todes), sondern ihn auch wieder zum (ewigen) Leben ausspeit.

Betrachten wir nun die Darstellungen an der Außenwand des Taufbeckens. Zunächst fallen zwei Monstren auf, deren lange, zurückgedrehte Hälse miteinander verschlungen sind (Abb. 4). Das Motiv der verschlungenen Tierhälse – es findet sich z. B. auch auf einem Kapitell in der spätromanischen Burgkapelle Krautheim an der Jagst – ist auf den alten Orient zurückzuführen. In frühsumerischen Siegelbildern aus dem Anfang des dritten Jahrtausends begegnen uns eigentümliche vierbeinige Fabelwesen, deren überlange Hälse miteinander verklammert sind. Die altorientalischen Bildvorstellungen (wie z. B. das Motiv des von zwei Tieren flankierten Lebensbaumes oder das des Tierbezwingers) gelangten über mediterrane Völker- und Kulturbewegungen nach Italien, Frankreich und Deutschland, wo sie in der romanischen Bildwelt neues Leben erhielten<sup>9</sup>.

Was aber bedeuten diese Tiere? Sicher müssen in den Versuch einer ikonographischen Aufschlüsselung auch die beiden menschlichen Köpfe, die durch je einen ausgestreckten linken Arm mit den Schwanzenden der Tiere verbunden sind, einbezogen werden. In der Darstellung der beiden Drachen und der zugehörigen menschlichen Wesen haben wir das zentrale Motiv des ganzen Taufbeckens, dafür spricht nicht nur, daß die Ungeheuer als einzige Wesen die ganze Höhe der Beckenwand zwischen den Taustricken einnehmen, sondern auch ihre und der menschlichen Wesen Duplizität. Gerade hier zeigt sich aber auch die ganze Problematik der Deutung romanischer Bildwerke.

Zunächst muß der moderne Betrachter seinen eigenen geistigen Standort erkennen, bevor er dem Kunstwerk einer früheren Epoche verstehend gegenübertritt

<sup>8</sup> Manfred Lurker: Löwen am Münsterportal (= *Antaios* 5/1964, S. 270–271).

<sup>9</sup> Vgl. dazu Hartmut Schmökel: *Das Land Sumer*. Stuttgart 1955, S. 168–171. Richard Bernheimer: *Romanische Tierplastik und die Ursprünge ihrer Motive*. München 1931, S. 82 ff.

kann. Ein Theologe wird eine andere Perspektive haben als ein Kunsthistoriker oder ein Psychologe. Der auch in unserer Zeit in seinem Innersten noch gläubige Mensch wird einen anderen Kontakt bekommen als der (alles besser) wissende Mensch. Vor allem dürfen wir nicht vergessen, daß bei all unseren Betrachtungen das ästhetische Sehen dominant ist, d. h. der Mensch unserer Zeit kommt vor allem über die Form an die seltsamen, unserem Verstand nicht ohne weiteres zugänglichen Bildwerke der Romanik heran. Dem mittelalterlichen Menschen aber erschloß sich eine Skulptur zunächst von ihrem Inhalt her; für ihn war das Kunstwerk weniger schön oder häßlich als vielmehr eine Offenbarung des Guten oder Bösen.

Bei heutigen Betrachtern sind zwei grundverschiedene Auffassungen zu unterscheiden. Die einen erblicken in den romanischen Tiergestalten, soweit sie nicht in biblische oder hagiographische Szenen eingebaut sind, lediglich Produkte der Dekorationslust oder einer überquellenden Phantasie. Selbst ein Kunsthistoriker vom Format Dehios hatte kein Gespür für die Bedeutungstiefe der romanischen Plastik des oberdeutschen Raumes, deren Schöpfungen für ihn „Spiele eines phantastischen Humors“ sind; „sorglos und spielerisch strömt diese Zierlust leicht dahin“<sup>10</sup>. So wurden auch die beiden Drachen des Freudenstadter Taufsteins von Pudelko als wappenartig ornamentalisierte Untiere erklärt, denen jeder tiefere Sinn fehle<sup>11</sup>. Andere wiederum versuchen die einzelnen Tiere in ein symbolisches Bezugssystem einzubauen, was im Extrem bis zur „zoologie composite“ geführt wurde, nach der jedem einzelnen Glied eines Fabeltieres eine durch Größe und Gestalt abwandlungsfähige Grundbedeutung zukomme. Daß die Fauna der romanischen Kunst nur ein Spiel der Phantasie oder des dekorativen Zufalls sein soll – und das an den Brennpunkten des christlichen Gotteshauses wie Portal und Taufstein – wird heute nach Erschütterung der rein positivistischen Betrachtungsweise kaum noch zu vertreten sein, zumal gerade durch die erst in den letzten Jahren richtig erkannte Beziehung der romanischen Kunst zur zeitgenössischen Literatur manche Unklarheit über Herkunft und Bedeutung einzelner Bildgestaltungen aufgeklärt werden konnte<sup>12</sup>.

Der Blick des romanischen Menschen war durch die Oberfläche der Erscheinung hindurch auf das Jenseitige, Unsichtbare gerichtet, seine Kunst war daher weniger Abbild als Sinnbild. Zur Hinter-Gründigkeit des Seins gehört auch all das Gefährliche und Unheimliche wie Naturkatastrophe, Krankheit und Tod. Diese von der menschlichen Vernunft nicht durchdrungene und nicht beherrschte Welt fand ihren Ausdruck in dem Bild der Drachen und anderer Monstren. Dabei wollten die romanischen Künstler keine Rätselbilder schaffen, auch keine esoterischen Lehren in einer geheimen Bildersprache festhalten; der Gläubige konnte die Bilder „lesen“ und wußte um ihre über-natürliche Aussagekraft und um ihren Symbolgehalt, den spätere Generationen nicht mehr verstanden oder mißverstanden.

10 Georg Dehio: Geschichte der deutschen Kunst. Bd. 1. Berlin und Leipzig 1930, S. 181.

11 G. Pudelko: Romanische Taufsteine. Berlin 1932, S. 131, 132.

12 Man vgl. ganz allgemein F. P. Pickering: Literatur und darstellende Kunst im Mittelalter. Berlin 1966; im besonderen Herbert Schade: Die Tiere in der mittelalterlichen Kunst (= Studium Generale 20/1967, S. 220 ff.).



Abb. 4

Aufn.: Pfarrer Dr. Jörg Zink

Zu den Fehlinterpretationen gehört die Deutung der Freudenstadter Drachen als Schwäne, aus deren Rachen und Schwanzenden die Man-Rune hervorkomme; auch die anderen Darstellungen seien nur eine Übertragung heidnisch-germanischen Gedankengutes ins Christliche<sup>13</sup>. Damit wollen wir auf keinen Fall die Möglichkeit einer unterschwelligem Tradierung altgermanischer (oder auch keltischer) Vorstellungen und ihre teilweise Transponierung in die christliche Kunst leugnen. Aber die Grundsubstanz der Darstellungen an einem christlichen Taufstein wird eben doch vom christlichen Glauben her bestimmt sein, auch wenn einzelne Motive ihrer Form nach in vorchristliche Zeit zurückreichen. So läßt sich z. B. beim Fries zu Andlau (Elsaß) am Westbau eine Darstellung einwandfrei auf die germanische Thidreksage zurückführen: Der Gotenkönig Dietrich von Bern befreit den im Maul eines Drachen steckenden Sintram; auf der Seite wartet der treue Hildebrand mit Dietrichs Pferd. Aber selbst im „heidnischen“ Gewand ist die Bildaussage christlich; es ist ganz einfach der Kampf des gläubigen Ritters gegen die Verkörperung des Bösen.

In der christlichen Kunst des Abendlandes ist der Drache – in Anknüpfung an das apokalyptische Untier: „Et proiectus est draco ille magnus, serpens antiquus qui vocatur diabolus et satanas qui seducit universum orbem“ (Offb. 12, 9) – immer die Verkörperung von Gottes Widerpart und kann dabei in drei Haltungen dargestellt werden: als heimtückischer, die guten Geschöpfe bedrohender Angreifer oder Verführer (z. B. an der Fassade zu St. Jakob in Regensburg ist ein Mensch in den Windungen des Drachenschwanzes gefangen, ein junger Löwe im Maul), als Kämpfender (an der Kanzel von San Bartolommeo zu Pistoia kämpft ein Drache gegen einen Löwen, der Christus repräsentiert) und schließlich als Besiegter (so zeigt beim Albani-Psalter die Initiale zu Psalm 73 den mit einem Hammer auf den Drachen einschlagenden Christus entsprechend dem Vers 14).

Auch auf unserem Taufstein sind die Drachen Hinweis auf das Lebensbedrohende; aus Rachen und Schwanz speien sie höllisches Feuer; eine Parallele zu dem drei-

<sup>13</sup> Julius Nase: Der Freudenstadter Taufstein. Ein Zeuge wurzelechten Deutschtums aus dem 12. Jahrhundert. Stuttgart o. J.





Abb. 5

Aufn.: Pfarrer Dr. Jörg Zink

blättrig endenden Drachenschwanz haben wir an der Rosheimer Kirche (Elsaß) beim Giebelfenster des südlichen Querhauses; für das Motiv der drei aus dem Rachen einer Schlange hervorkommenden Blätter sei ein Relief aus Alspach (heute im Unterlindenmuseum zu Colmar) verwiesen. Wenn die beiden Drachen – nach anderer Deutung sollen es Basilisken sein – das Böse, Infernalische sinnbildlich, was bedeuten dann die mit ihnen verbundenen bärtigen Köpfe (Abb. 4 und 5)? Handelt es sich um die Darstellung menschlicher Seelen, die im Kampf mit der Sünde liegen?<sup>14</sup> Sind es zwei bereits Verlorene, die sich an die Mächte der Finsternis klammern?<sup>15</sup> In dem bei Wildberg im Nagoldtal gefundenen, etwas überlebensgroßen Steinbild eines bärtigen Mannes mit langen, am unteren Ende aufgerollten Haarflechten und den hoch am Halse ansetzenden Armen (heute Landesmuseum Stuttgart) haben wir eine verblüffende Parallele zu Freudenstadt. Langes, in Zöpfe geflochtenes Haar ist als Frisur der Vornehmen um 1200 bekannt. Im Tympanon des Westportals zu Millstatt (Kärnten) trägt Christus solche Zöpfe. Auch in Freudenstadt wird es sich bei dieser Haartracht um eine besondere Hervorhebung, um eine Auszeichnung handeln.

Man wollte in der (verdoppelten) Figur schon den Gottmenschen als Herrn der Tiere erkennen, ein Motiv, das in der romanischen Plastik öfter vorkommt und letztlich in alteuropäischen und altorientalischen Vorstellungen wurzelt. Hier ist auch das in der Form typisch romanische Masken-Drachen-Muster anzuschließen, das zwei seitlich gesehene Tiere um einen frontalen Kopf gruppiert; als Beispiel diene ein Kapitell des ehemaligen Benediktinerklosters Alpirsbach: das männliche Haupt mit dem langen Haar läßt durch seinen diademähnlichen Reif (= Sonnensymbol) an Christusdarstellungen erinnern; auf altgermanische Vorstellungen dürften die Tierohren zurückzuführen sein, zugehörig dem goldborstigen Sonneneber (in der Edda „Gullinbursti“ genannt); so erscheint der Männerkopf als verkürzte Darstellung des Sonnengottes (Christus), der die Mächte der Finsternis überwindet und von dem es heißt, daß er für immer den Tod verschlingen werde

<sup>14</sup> Jan Fastenau: Die romanische Steinplastik in Schwaben. Esslingen 1907, S. 7.

<sup>15</sup> Richard Wiebel: Die geistige Botschaft romanischer Bauplastik. München 1940, S. 30 f.



Abb. 6

Aufn.: Pfarrer Dr. Jörg Zink

(Jes. 25, 8); die Drachenschwänze werden so an den Mund herangeführt, daß die Illusion des Verschlingens erweckt wird<sup>16</sup>. Die Deutung der Freudenstadter Köpfe auf Christus hin gewinnt weitere Wahrscheinlichkeit durch die Interpretation von Herbert Schade; für ihn ist der Langhaarige und Bärtige derjenige, der nach Job (26. Kap.) „die Wasser bindet und . . . mit Hebammengriff den gewundenen Drachen heraufführt“. Auch hier können wir auf altorientalische Darstellungen verweisen, bei denen ein göttlicher Heros oder der den Gott auf Erden repräsentierende König die bezwungenen Tiere an je einem Bein packt und in der Gebärde des Siegers mit ausgestreckten Armen in die Luft hält<sup>17</sup>.

Die zentrale Darstellung des Beckenfrieses symbolisiert den Sieg Christi über das Böse in der Welt. Diesem Leitmotiv ordnen sich die anderen Tierdarstellungen unter. Da ist zunächst der Hirsch (= Sinnbild des gottsuchenden Menschen), der das Gift der Schlange (= Sünde) ausspeit; das besagt auch die lateinische Beischrift: *Evomit infusum homo cervus ab angue venenum*. Das Hirsch-Schlangens-Motiv ist auf eine in Alexandria (2./4. Jahrhundert) entstandene Schrift namens *Physiologus* zurückzuführen; darin werden zahlreiche medizinisch-magische Fabeln der Antike mit biblisch-christlichen Allegorien verbrämt. In einer jüngeren Fassung dieses Tierbuches heißt es, daß der Hirsch mit der geschluckten Schlange zu einer Quelle laufe und mit Hilfe des Wassers das Gift ausspucke; und dann folgt der biblische Vergleich: „Wie der Hirsch sich sehnt nach frischem Wasser, so sehnt sich meine Seele nach dir, o Gott“ (Psalm 42, 2). Also eine ganz bewußte Anspielung auf die Taufe.

Daß das Vorderteil der Schlange aus dem Mund des Hirsches heraushängt, deutet bereits den Vorgang des Ausspeiens an; in der romanischen Plastik ist der Kopf häufig das beste Indiz für die Bewegungsrichtung des Verschlingungsmotivs (z. B.

16 Wera von Blankenburg: *Heilige und dämonische Tiere. Die Symbolsprache der deutschen Ornamentik im frühen Mittelalter*. Leipzig 1943, S. 293 ff. Zu dem Motiv auch Heinz Köhn: *Romanisches Drachensymbol in Bronze- und Architekturplastik*. Straßburg 1930, S. 101 f., 122 f.

17 Herbert Schade: *Dämonen und Monstren. Gestaltungen des Bösen in der Kunst des frühen Mittelalters*. Regensburg 1962, S. 71. Zu den altorientalischen Beispielen vgl. Anton Moortgat: *Tammuz. Der Unsterblichkeitsglaube in der altorientalischen Bildkunst*. Berlin 1949, S. 12, Taf. 26 (a) und 62 (e).

Abb. 7

Aufn.: Pfarrer Dr. Jörg Zink



bei der Darstellung der Geschichte des Jona). Auf den guten Ausgang weist der Dreisproß zwischen dem gewundenen Schlangenkörper hin (Abb. 6); er hat die Form der heraldischen Lilie, die in Wirklichkeit ein „Kürzel“ für den Lebensbaum ist. Dieses Lebenszeichen findet sich vereinzelt auch in der romanischen Portal-  
skulptur; in Bebenhausen (Württemberg) ist es in einem Tympanon das beherrschende Zeichen.

Noch ein Tier ist durch den Dreisproß (mit einem in Ringform endenden Stiel) als gutes Wesen gekennzeichnet. Die Mehrzahl der Forscher spricht von einem Panther, der nach dem Physiologus als Symbol Christi die Schlange (oder den Drachen) verfolgt. Diese Szene scheint in Freudenstadt wiedergegeben. Gar nicht abwegig halten wir aber auch die Deutung als Ichneumon, einer Schleickatzenart; dafür sprechen die Kleinheit des Tieres und der quastige Schwanz, der dem Panther fehlt (Abb. 7). Vom Ichneumon spricht der Physiologus, daß es nach dem Auffinden eines wilden Drachen (einer Schlange) sich mit Schlamm einsalbt und dann das böse Tier vernichtet. Dazu die christliche Analogie: „So nahm auch unser Heiland die Art des aus Erden gemachten Geschlechtes an und verbarg darin seine Gottheit solange, bis er getötet hatte den geistlichen Drachen, den, der da sitzt auf dem Flusse Ägyptens, nämlich den Teufel“<sup>18</sup>. Der geographische Hinweis auf Ägypten kommt nicht von ungefähr, weiß doch die altägyptische Mythe von dem Kampf des Ichneumons als Symboltier des Sonnengottes gegen die Unterweltschlange Apophis zu berichten<sup>19</sup>. Dem Mittelalter war Christus der sol salutis, die Sonne des Heils, die das Böse und die Finsternis besiegt. Gleich, ob Panther oder Ichneumon dargestellt sein sollten, es handelt sich um die Verbildlichung der uralten Sehnsucht des Menschen nach Licht und Leben.

Die zwei letzten noch zu besprechenden Tiere stehen wieder in einem Zusammenhang. Das rechte Tier – durch das große Horn auf der Stirn als Einhorn gekennzeichnet (Abb. 8) – steht mit seinem linken Hinterhuf auf dem Kopf eines der

<sup>18</sup> Richard Wiebel a. a. O., S. 29. Der Physiologus. Übertragen und erläutert von Otto Seel. Zürich 1960, S. 23 f.

<sup>19</sup> Emma Brunner-Traut: Altägyptische Mythen im Physiologus (= Antaios 10/1969, S. 192 f.).



Abb. 8

Aufn.: Pfarrer Dr. Jörg Zink

Männer mit den langen Haarzöpfen. Man wollte in dem Einhorn schon ein Symbol Christi erblicken, wiederum in Anlehnung an den Physiologus. Die Gesamtkomposition spricht aber mehr für eine Bedeutung, wie sie in dem bereits zitierten Psalm 21, 22 zu finden ist: „Aus dem Rachen des Löwen reiße mich heraus, errette mich vor den Hörnern der Einhörner!“ Das zweite Tier ist, wenn auch ein bißchen unbeholfen in der Darstellung, ein Löwe; der in einem Dreiblatt endende Schwanz ist Hinweis auf die ihm innewohnende dämonische Kraft; auch der einzelne Löwe am Sockel des Taufsteins hat bei seinem um den Leib gelegten Schwanz dieses sicher mehr als nur ornamentale Ende.

Daß der Name des Einhorns erst nachträglich durch ungenaue Übersetzung in die Bibel kam – nach der griechischen Version der Septuaginta wird das hebräische „re'em“ (eine wilde Büffelart) mit „monokeros“ wiedergegeben – ändert nichts an dem Symbolgehalt. Das ganze Mittelalter hindurch konnte der Glaube an die reale Existenz des Fabelwesens nicht erschüttert werden, obwohl schon der hl. Ambrosius Zweifel daran hegte. Wenn Löwe und Einhorn sich bekämpfen, dann ist damit der Unfriede zwischen den Mächten des Bösen angedeutet; in diesem Sinne sind die beiden Tiere bereits im Stuttgarter Psalter aus dem 9. Jahrhundert (Landesbibliothek) dargestellt. Der Kirchenlehrer Basilius (4. Jahrhundert) warnte den Menschen vor dem Böses sinnenden, dämonischen Einhorn, und im waldensischen Physiologus wird das Einhorn geradezu mit dem Teufel verglichen<sup>20</sup>. Wie die beiden Drachen wird auch das Einhorn durch die göttliche Hand überwältigt; es ist die gleiche Hand, die schwer auf dem Sünder lastet (Psalm 32, 4) und die die Feinde des Guten tödlich trifft (Psalm 21, 9).

Wenn wir in unserem Beitrag die einzelnen Motive der Reihe nach betrachtet haben (vor allem Löwe, Drachen und Einhorn), so darf doch nicht der jeweils aufgezeigte Bedeutungszusammenhang übersehen werden. Das macht gerade den ernst-

<sup>20</sup> Zum dämonischen Wesen des Einhorns vgl. C. G. Jung: *Psychologie und Alchemie*. Zürich 1952, S. 591 f. *Lexikon der christlichen Ikonographie*. Herausgegeben von Engelbert Kirschbaum. Freiburg 1968 ff., Bd. 1, Sp. 510. *Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte*. Herausgegeben von Otto Schmidt. Stuttgart 1937 ff., Bd. IV, Sp. 1513 und 1532.

haften Betrachter unserer Zeit so hilflos, daß er aus jedem Einzelstück der romanischen Bauplastik einen Sinn herauszulesen versucht. Doch oft besitzen die Tiere und Pflanzen gar keinen Eigenwert; „sie werden erst sinnvoll, weil sie Zeichen und bedeutsamer Ausdruck der höchsten Wahrheiten sind“<sup>21</sup>. Jede Bilderszene der Romanik, so „heidnisch“ sie auch anmuten mag, so fassungslos wir auch vor ihren manchmal undurchschaubaren Kompositionen stehen, ist im letzten immer hingeordnet auf die christliche Heilslehre.

Aus den Ausführungen geht hervor, daß der Freudenstadter Taufstein in Bildgehalt und Bildgestalt auf seinen liturgischen Zweck abgestimmt war. In ihrer Gesamtheit sind die Bilder Symbol der Befreiung des Getauften aus der Macht der Dämonen und damit des Todes. Dem mittelalterlichen Menschen galt die Taufe als Abstieg in die Unterwelt (*descensus ad inferos*), als Kampf mit den Mächten des Abgrundes und als Wiedergeburt zur Gotteskindschaft. Der Todesabgrund ist zugleich der Lebensurgrund; Tod und Leben sind ja letztlich in einer Hand. Wenn in der romanischen Plastik altorientalische, antike und germanische Bildvorstellungen wieder zum Leben erwachen, dann ist dies nicht als Rückfall in die „heidnische“ Vergangenheit zu werten, sondern muß vielmehr als eine Evangelisation des uralten Bilderschatzes der Menschheit verstanden werden.

<sup>21</sup> Marcel Aubert im Vorwort zu Marguerite Rumpler: Romanische Skulpturen im Elsaß. Strasbourg 1960.

## Gedanken zum Luitgard-Grab

### Renovationsarbeiten in der Witticher Klosterkirche brachten neue Erkenntnisse

*Von Wolfgang Schrempp*

Seit dem Herbst 1967 erstrahlt die Witticher Klosterkirche in neuem Glanz. Nach drei mühevollen Jahren hat der Hüfinger Restaurator Klaus Sigwart den Innenraum der Luitgard-Kirche vollkommen renoviert. Bei seinen intensiven Bemühungen rückten ihm die Kunstwerke als Zeugen vergangener Zeiten mit ursprünglicher Aussagekraft nahe. Erst im manuellen Umgang gaben sie Geheimnisse preis, die sie unter der Patina der Jahrhunderte bisher verborgen hielten. Man erkannte historische Zusammenhänge, die dem Auge des gelegentlichen Beobachters nie aufgefallen wären.

Besonders die Arbeiten am Luitgard-Grab eröffneten ganz neue Perspektiven. Sie erweiterten den Blick in die bauhistorische Vergangenheit und ermöglichten eine genauere Datierung der Entstehung dieser Grabanlage. Der besonderen Sorgfalt des Hüfinger Meisters sind diese Erkenntnisse zu verdanken. Er hat die historische



Luitgard-Grab  
mit Epitaphplatte.

Bedeutung dieser Stätte wohl erkannt und hat ihr seine ganze Liebe und Aufmerksamkeit gewidmet.

Zunächst entfernte er vor der Grabnische einen neugotischen, etwas kitschig anmutenden Schrein. Die darin eingeschlossene Reliquie der seligen Luitgard hat er in einem viel geschmackvolleren, barocken Glasschrein untergebracht. Sie ist jetzt dem Betrachter zugänglich. Ebenso wurde durch diese Maßnahme endlich der Blick frei auf den bauhistorischen Mittelpunkt der Luitgard-Kirche. Man erkennt nun das tiefliegende Luitgard-Epitaph unter den massiven, sandsteinernen Spitzbogen der Grabnische. Es zeigt in Reliefdarstellung die selige Luitgard als Nonne mit Buch und Rosenkranz. Eine Umschrift lautet:

S. LEVDTGARD. STIFFTERIN. DISES GOTTSHAUS WITTICHEN.

Zu Füßen der Seligen erkennt man ein Maskengesicht, mit schlichten Ornamenten umrahmt. Nach Beseitigung eines Gitters unter der Grabplatte konnte man in den unteren Teil, in die eigentliche Grabstätte, sehen. Unter dem Staub einer Verschußplatte kamen die mittelalterlichen Ziffern der Jahreszahl 1629 zum Vorschein.

In dieser Zeit oder unmittelbar danach, so glaubte man bisher, soll die heutige Grabnische und das Epitaph entstanden sein. Nach zeitgenössischen Berichten weiß man aber lediglich, daß im genannten Jahr das Luitgard-Grab zum ersten Mal geöffnet wurde. Der Initiator und Augenzeuge der Exhumierung, Pater Johann Ludwig a Musis, berichtet am 12. April anno 1629 darüber. Das Gehirn mit der Schädeldecke der Seligen habe man in noch unverwestem Zustand vorgefunden, während alle anderen Körperteile vermodert und nicht mehr zu identifizieren gewesen seien. Die Hirnschale ist ja bis zum heutigen Tag als Reliquie in der Kirche geblieben. Die sehr sachlich abgefaßte Schilderung des Zeitgenossen enthält jedoch keine genaueren Hinweise bezüglich der vorgefundenen Grabaufbauten.

Es ist also nicht ausgeschlossen, daß einzelne Bauteile des Grabes, so zum Beispiel das besagte Epitaph, schon vorhanden waren und bei der Neuerrichtung wieder verwendet wurden. Eine Bemerkung des Augenzeugen läßt nur indirekt auf den baulichen Zustand rückschließen. An entsprechender Stelle schreibt er nämlich, die Grabesöffnung sei mit „viel Mühe und Arbeit“ geschehen. Ein solcher Zusatz entspricht nicht dem sonst so nüchtern gehaltenen Text. Es muß beim Schreiber schon einen besonderen Eindruck hinterlassen haben, mit welchem Kräfteaufwand die Arbeiten verrichtet wurden. Wenn aber nicht eine Grabplatte, wie sie das besagte Luitgard-Epitaph darstellt, mit seiner ganzen Masse schon damals das Grab bedeckt hätte, wäre eine solch übergroße Mühe unbegründet gewesen.

Ein Riß quer durch die Grabplatte ist heute noch zu sehen. Er trat nach der Reinigung der oberen Farbschicht deutlich hervor. Er läßt die berechtigte Vermutung aufkommen, daß der Bruch eben bei diesen Grabarbeiten entstanden sei. Von einer späteren Verlagerung des Epitaphs ist nämlich nirgendwo die Rede. Die Platte muß damals aber noch im Kirchenboden eingelassen gewesen sein. Erst nach der Exhumierung wurde das gesamte Grab, wie der Zeitgenosse berichtet, höher gelegt, denn das einsickernde Grundwasser drohte die Anlage zu zerstören. Bei den Grabungen mußte also ebener Erde gearbeitet werden. Es wäre dann auch vorstellbar, daß die Hebung der wuchtigen Epitaphplatte tatsächlich die erwähnte „Mühe und Arbeit“ verursachte. Eine Verschiebung der Platte, falls eine solche bei einer späteren Graböffnung vielleicht doch vorgenommen wurde, hat in der nun bequem zugänglichen Höhe kaum zu dem erwähnten Bruch geführt.

Man kann also mit großer Wahrscheinlichkeit sagen, daß das Epitaph im Jahre der Exhumierung 1629 schon bestanden haben muß. Eine Entdeckung des Restaurators bekräftigt diese Annahme. Beim Lösen von Farbschichten erkannte er, daß verschiedene Sandsteine verarbeitet wurden. Die Epitaphplatte ist aus hellem Sandstein gehauen, die restliche Grabanlage besteht ausnahmslos aus rotem Buntsandstein. Beide Teile sind zumindest nicht in gleicher Zeit entstanden. Es ist auch unwahrscheinlich, daß man gerade während der Wirren des Dreißigjährigen Krieges Muse gefunden hat, zu der neuen Grabanlage noch gleichzeitig eine so kunstvolle Epitaphplatte zu schaffen.

Weitere Anzeichen sprechen dafür, daß die Grabplatte früher entstanden sein



Ein „mascaron“ auf dem Luitgard-Epitaph.

muß. Betrachtet man zum Beispiel die Reliefdarstellung der liegenden Nonne in ihrer künstlerischen Gestaltungsart, so muß man bekennen, daß hier keinerlei Barockelemente des 17. Jahrhunderts zu erkennen sind. Der strenge Faltenwurf des Ordensgewands zeigt mehr gotische Züge. Den verspielten Charakter des Barock erkennt man eher in einzelnen Formen der daneben stehenden Grabplatte der Gräfin von Montfort. Diese Platte stammt aber schon aus dem Jahre 1592. Der frühe Barock hielt also schon rund vierzig Jahre früher in der Witticher Klosterkirche Einzug, als die Luitgard-Platte datiert ist. Es ist dies wohl ein einleuchtendes Argument für die Behauptung, die Darstellung des Luitgard-Epitaphs entstamme der Renaissance und entsprechend der kunsthistorischen Entwicklung aus dem 16. Jahrhundert.

Auch die Maske zu Füßen der Luitgard-Figur weist ein weites Stück in die Vergangenheit zurück. Es handelt sich um ein sogenanntes „mascaron“, wie es der Manier der frühen Renaissance entspricht. Kritiker könnten einwenden, daß gerade das Maskenrelief kein eindeutiger Hinweis zur genauen Entstehungszeit eines Kunstwerks sei. Auch aus späteren Zeiten sind Masken als Zierbilder an Säulen und Bildumrahmungen bekannt! Tatsächlich ist keines der angeführten Argumente für sich alleinstehend im wissenschaftlichen Sinne beweiskräftig genug. Jedoch braucht man nicht erst mit historischer Akribie zu forschen, um zu erkennen, daß die Summe der einzelnen Gedanken, wie sie ausgeführt wurden, ein klareres Bild von der Entstehungsgeschichte des Luitgard-Epitaphs entwerfen, als es bisher vorhanden war. Es sind ja leider darüber keinerlei Dokumente vorhanden.

Nach vorsichtiger Schätzung darf man abschließend sagen, das Luitgard-Epitaph muß in der Zeit von 1550 bis 1600 entstanden sein, möglicherweise sogar noch früher. Die bisher angenommene Entstehungszeit vom Jahre 1629 ist unbedingt zu spät angesetzt.



Mit dieser Erkenntnis ergibt sich eine interessante Folgerung. Das Luitgard-Relief ist somit die älteste überlieferte Darstellung der Seligen in der Klosterkirche. Noch zwei Luitgard-Abbildungen sind im Kirchenraum. Einmal zeigt ein Ölgemälde über dem Epitaph in der Grabnische die Klostergründerin zu Füßen des Gekreuzigten. An der Holzdecke erkennt man sie in einer ähnlichen Darstellung, wie sie den Auftrag zur Klostergründung entgegennimmt. Beides sind Werke des 17. Jahrhunderts. Die Figur auf dem Schalldeckel der Kanzel war irrtümlich auch als Luitgard gedeutet worden. Sie ist jedoch entsprechend den Attributen Kelch und Schlüssel eine Allegorie der „mater ecclesia“, der Mutter Kirche.

Der Blick des Betrachters fällt aber immer wieder auf die einfache Grabanlage mit dem Luitgard-Epitaph, nicht nur wegen des ehrwürdigen Alters dieser Anlage. Das Relief der seligen Luitgard in Nonnentracht fasziniert durch seine Einfachheit und künstlerische Ausdruckskraft. Besonders nach der Renovation kam die schlichte Schönheit des Werkes zur Geltung. Es ist zweifellos nicht nur die älteste, man kann sagen auch eine der schönsten Darstellungen der seligen Luitgard von Wittichen.

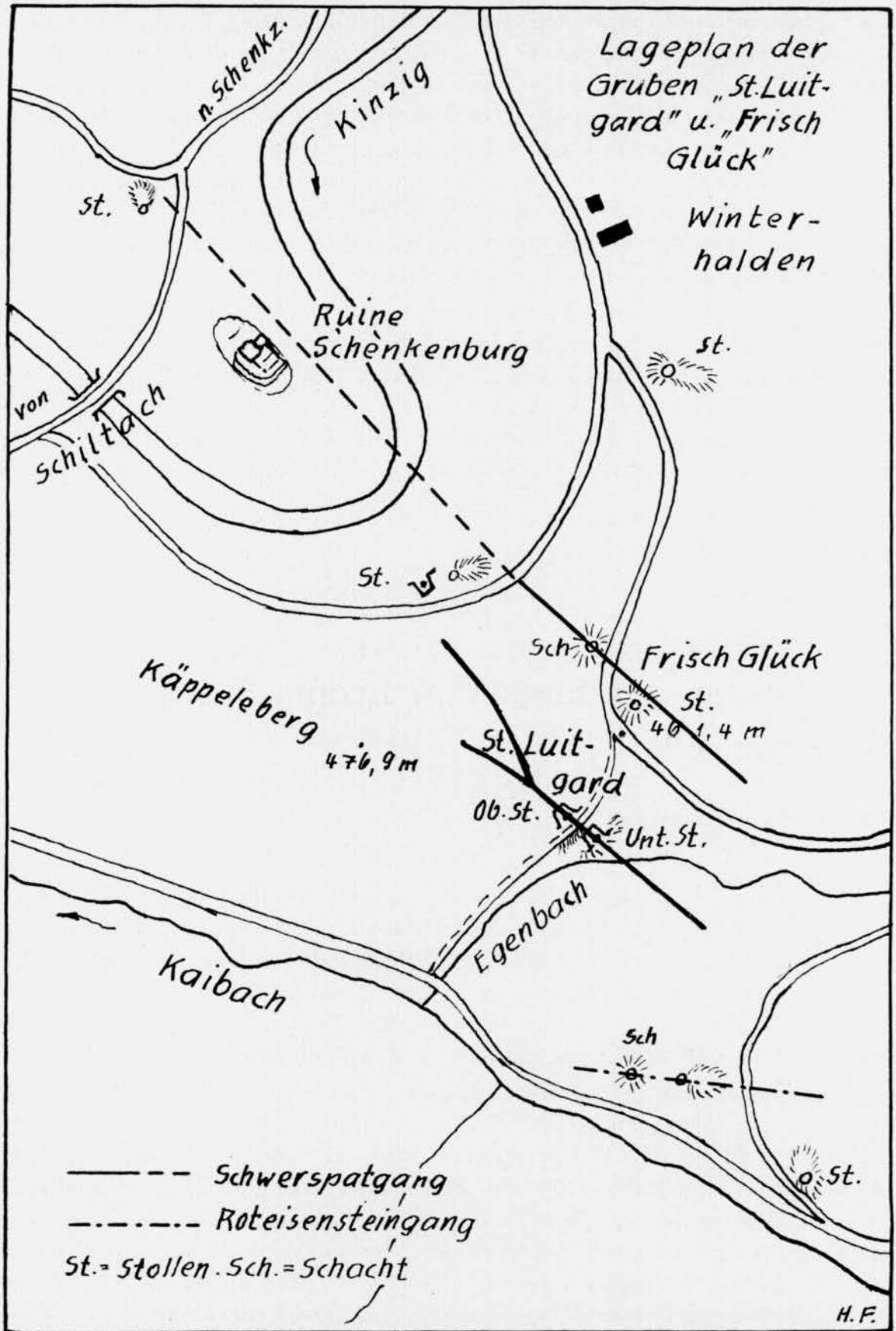
## Die Grube St. Luitgard im Egenbach bei Schenkenzell

*Von Hermann Fautz*

Die Blütezeit des Bergbaues im oberen Kinzigtal fiel in das 18. Jahrhundert. Neben der Flößerei und dem Holzhandel war damals der Bergbau der wichtigste Wirtschaftszweig. Er gab vielen Leuten Arbeit und Verdienst. Man wußte von alters her, daß in den Erzgängen, welche hier in großer Zahl das Gebirge durchsetzen, noch ungehobene Schätze sich befanden. Es waren insbesondere Silber-, Kupfer-, Blei- und Kobalterze, die hier gewonnen wurden.

Bei Schenkenzell und bei Alpirsbach hatte man zur Verarbeitung der Kobalterze Schmelzwerke, sogenannte Blaufarbwerke, gebaut (Schenkenzell, Privileg von 1702 für die Errichtung eines Blaufarbwerkes durch die Nürnberger Bergwerks-Verwandtschaft; Alpirsbach 1710). Um für diese Werke die erforderlichen Erze bereitzustellen, mußte der Bergbau sich regen. Man suchte und fand viele neue Erzgänge, wovon die im Witticher, Reinerzauer und Alpirsbacher Revier gelegenen die meisten Kobalterze lieferten. Allein, bald reichten diese nicht mehr aus, um die Schmelzwerke lebensfähig zu erhalten, man war auf die Zufuhr von ausländischen Erzen angewiesen.

Neue Gewerkschaften wurden gegründet, große und kleine, und nicht nur viel



Die Gruben „St. Luitgard“ im Egenbach und „Frisch Glück“ an der Winterhalde bei Schenkzell nach einer alten Vorlage.

Geld wurde investiert, es wurden auch viele Hoffnungen und echte Heimatliebe eingesetzt und verbraucht. Nicht eine Gewerkschaft kam auf einen grünen Zweig. Als Beispiel dafür, wie kleine Leute ihr bißchen Geld in den Bergbau steckten und hofften vom „bergmännischen Glück“ begünstigt zu werden, sei die Gewerkschaft der Grube St. Luitgard im Egenbach angeführt. Sie stand von Anfang an auf schwachen Füßen.

Geht man vom Kaibachtal aus bei der Einmündung des Egenbaches den steinigem Pfad am Südhang des Käppeleberges hinauf, so findet man bald im Geröll des Weges viele weiße bis fleischrote Schwerspatstücke, welche die Nähe der Grube Luitgard ankündigen. Auch in den Fahrwegen, die vom Bergsattel (461,4 m) oben in den Egenbach führen, findet man im Wegschotter viel Schwerspat, der von der Schutthalde der dort gelegenen Grube „Frisch Glück“ stammt. Wir sind in einem bergbaulich und geologisch bemerkenswerten Gebiet. M. Bräuhäuser schrieb in den Erläuterungen zur Geologischen Spezialkarte, Blatt Schramberg (1909): „Der interessanteste Punkt ist der Käppeleberg, wo verkieseltes Unterrotliegendes in Verbindung mit Barytgängen vorkommt.“ Auf einem dieser Gänge wurde die Grube St. Luitgard angelegt.

Erstmals hören wir am 29. Juni 1724 von Bergbau in diesem Gebiet. Damals richtete der Bergmann Johannes Meißel von Schiltach an das Fürstenbergische Bergamt in Wolfach ein Gesuch um die Erteilung des Schurfrechtes auf dem Hofgut an der Winterhalde bei Schenkzell. Er wollte dort eine „Fundgrube von 4 Maßen“ und einen tiefen Stollen anlegen auf alle „Metalle und Mineralien“. (1 Fundgrube = 40 Lachter = ca. 80 Meter; 1 Maß = 28 Lachter = ca. 56 Meter; beide Maße ergeben flächenmäßig das Grubenfeld.) Meißel bat um die Ausstellung eines „Lehensscheines“ (Mutschein). Die Angelegenheit zog sich über Monate hin. Am 24. März 1725 richtete Meißel nochmals ein Gesuch an das Bergamt, woraufhin er das Schurfrecht im Egenbach erhielt.

Jetzt kam die Arbeit in Gang. Ein tiefer Stollen wurde am Fuße des Käppeleberges auf einen starken Schwerspatgang angelegt. Bald mußte man aber feststellen, daß dieser keine Erze führte. Die Arbeit wurde deshalb eingestellt, der erste Bergbauversuch im Egenbach war gescheitert. Später, 1839, war man beim Bergamt in Wolfach sich nicht im klaren, ob dieser erste Versuch auf der Grube „Frisch Glück“ oben bei dem Bergsattel oder auf der Grube „Luitgardis“ unten im Egenbach unternommen wurde. Rat und Bergmeister Schwab beim Bergamt in Wolfach meinte, diese Arbeiten haben auf der Grube „Leutgarda“ stattgefunden, während der F. F. Berginspektor Vogelgesang den Aktenvermerk machte, es könnte sich ebensogut um solche auf der benachbarten Grube „Frisch Glück“ handeln. Jedenfalls blieb es nach dem Jahre 1725 einige Jahrzehnte still um den Bergbau im Egenbach.

Vermutlich war der „Lehensschein“ im Besitz von Schiltacher Bürgern geblieben. Im Januar 1769 erfahren wir, daß der Schenkzeller Bürger Johann Adam Holzer, Nagelschmied, Krämer und Handelsmann, einem Schiltacher Leinenweber, dessen Name nicht genannt wurde, Geld vorgestreckt habe und sich als Rück-

zahlung ein Bergwerk geben ließ, das im Egenbach lag. Das Bergamt war mit dieser Übereignung einverstanden. Einen eigenen Namen führte die Grube damals noch nicht, sonst wäre sie bei diesem Handel, dem allgemeinen Brauch folgend, damit bezeichnet worden.

Holzer gründete sofort eine kleine Gewerkschaft, die ihre Grube „St. Leutgardis“ nennen wollte, zu Ehren der Gründerin des nahegelegenen Klosters Wittichen. Mit der Anmeldung der Arbeitsaufnahme beim Unterbergamt in Wolfach verband man die Bitte um fachkundige Beratung, Befahrungen und Begutachtungen der Grube durch die Bergbaubehörde. Diese beauftragte daraufhin den Bergmeister Johann Bernhard Mayer bei der Farbmühle Wittichen mit der Aufsicht über diese Grube.

Der erste Bericht Mayers ging am 15. Dezember 1768 an das Unterbergamt. Mayer hatte mit einigen Bergleuten die Arbeiten in der Grube besichtigt. Er fand zwei angefangene Stollen vor. Der obere Stollen lag an dem eingangs erwähnten Weg, der vom Kaibach heraufführt. Mit dem Stollen war man in dem Streichen eines sehr schönen Schwerspatganges aufgefahren. Etwa 10 Lachter tiefer (etwa 20 Meter) wurde am Fuße des Berghanges auf demselben Gang ein zweiter Stollen angesetzt, mit welchem man den starken Spatgang auch dort aufschloß. „Das Gebürg (Nebengestein) ist zwar etwas zartlecht, der Gang hingegen mächtig“, hieß es in der Meldung. Er habe „sein ordentliches Streichen“, das in der Richtung der großen Witticher Hauptgänge, den Silber-Kobalt-Gängen, liege, zeige aber bislang keine Erze. Es bestehe jedoch die Hoffnung, daß im Berginnern Erze einbrechen werden und es sei mit allen hier vorkommenden Erzarten zu rechnen. Auf diesen Bericht hin erkannte das Bergamt die Grube als „bauwürdig“ an.

Schon am 3. Januar 1769 ließ Mayer einen neuen Bericht folgen. Er meldete, daß er den Betrieb wieder in Augenschein genommen und bergmännisch in Ordnung gefunden habe. In beiden Stollen war man in der Zwischenzeit um je 4 Lachter aufgefahren. Vor beiden Stollenorten stehe ein etwa 1 Schuh (ca. 30 cm) mächtiger Schwerspatgang „im unverworfenen Gestein“ an. Allerdings ließ sich auch jetzt noch nicht feststellen, welche Erze der Gang führen werde. Die Gewerken seien aber keine reichen Leute und ihre Gelder werden nicht ausreichen, um einen intensiven Bergbau betreiben zu können. Bis jetzt wurden etwa 100 Reichstaler in den Gruben verbaut. Die Gewerkschaft wolle nun Kuxe herausgeben, die besonders an Bergbauliebhaber im Oberland vertrieben werden sollen. Die Höhe der zu erwarteten Zubeßen möge man aber, auch seitens der Bergbaubehörde, nicht höher als 1 Gulden 30 Kreuzer je Kux und Quartal ansetzen.

Das Oberbergamt in Donaueschingen schaltete sich auf diese Berichte hin ein. Es teilte am 7. Januar 1769 dem Unterbergamt in Wolfach und dem Bergmeister Mayer mit, daß es dem Johann Adam Holzer u. Co., nachdem die Bauwürdigkeit der Grube feststehe, als Lehenträger den „aufstand-brief“ (Mutschein) zugestellt und „das neue Werk vom Oberbergamt unter dem Namen St. Luttgardis approbiert“ habe. Mayer wurde mit der Beaufsichtigung der Grube auch von dieser Behörde beauftragt. Seine Berichte über jedes Quartal gingen fortan regel-

mäßig ein. Sie geben einen guten Einblick in die Geschichte dieses kleinen Grubenbetriebes.

Aus dem Grubenbefahrungsprotokoll vom 3. März 1769 war zu entnehmen: Zu Beginn des Quartals Reminiszere (Januar bis April) war die Grube „St. Leutgardis“ mit 2 Mann regelmäßig belegt. Ein großer Teil der Kuxe sei bereits abgesetzt und die Zulußzettel seien ausgegeben worden.

Drei Monate später meldete Mayer über das Quartal Trinitat (April bis Juli): Von den beiden übereinander liegenden Stollen wurde der tiefere „ernstlich betrieben“. Das Gestein blieb hier beständig gleichmäßig, bis man auf „widerwärtige von der Sohl aufgestigene Trichter“ stieß. Aber jenseits dieser Erdklüfte setzte sich der Spatgang in unverminderter Stärke wieder fort. Er darf für einen „hauptstreichenden und versuchwürdigen Gang gehalten und angesehen werden“. Spuren von Erzen wurden aber noch keine gefunden.

In den folgenden Monaten machte man auf dem Hauptgang recht schlechte Erfahrungen. Am Stollenort war von dem zuvor so schönen Spatgang nur noch wenig zu sehen, so sehr hatte er sich verdrückt. Nun befand sich zur linken Hand unter dem unteren Stollen aus früheren Bergbauversuchen, vermutlich von Meißel im Jahre 1725 angelegt, noch ein versunkener tieferer Stollen. Man überlegte sich, ob man von diesem aus den Hauptgang unterfahren solle, um zu erkunden, ob dieser sich in die Teufe niedersetze und wie dort seine Beschaffenheit ist. Weil der Spatgang im Streichen der Witticher Hauptgänge lag und als deren südliche Fortsetzung betrachtet wurde, rechnete man damit, daß auch hier, wie dort, in der Tiefe reiche Erzvorkommen zu finden seien.

In seinem Novemberbericht 1769 konnte Mayer melden, daß der Hauptgang bei den Weiterarbeiten sich wieder besser zeigte und man daher von dem kostspieligen Versuch, ihn von dem tiefen Nachbarstollen aus zu unterfahren, abgekommen sei. Das Gestein, in welchem man zur Zeit arbeite, sei außerordentlich hart und koste daher viel Gezähe und Pulver. Erst wenn dieses wieder „gebräcker“ würde, könnte man an den Versuch denken, auf den Trümmern des Hauptganges Untersuchungen anzustellen.

Diese Beharrlichkeit wurde belohnt. Um die Jahreswende 1769/70 tat sich der Schwerspatgang wieder prächtig auf. Er stand im harten Nebengestein fest und geschlossen mit 1 Schuh Mächtigkeit an. Man hoffte nun, daß ein so schöner Gang sich noch tief in das Gebirge hinein fortsetzen werde, „allwo selbst das Gestein sich vollkommen ändert und die Witticher Arten annehmet“. So bestand zunächst noch gute Hoffnung auf einen lohnenden Bergbau.

Das Befahrungsprotokoll vom 24. Mai 1770 kündigte solche an. Das harte Nebengestein hatte angehalten, aber auch der Spatgang, wenn auch in seiner Stärke schwankend, stand vor Ort schön an. Erze wurden noch keine gefunden. Doch werde das Gebirge im Hängenden und Liegenden freundlicher, ein Lichtblick, denn der Bergmann wußte, wenn die Gänge in den „höflichen Granit“ einsetzen, dann stellen sich auch bald Erze ein.

Am 21. August 1770 berichtete Mayer: Das freundliche Gestein hat sich nun über den ganzen Stollenort ausgebreitet, der Spatgang ist sehr schön, zeige aber immer noch keine Erze. Man komme mit den Arbeiten gut voran. In seinem nächsten Bericht vom 22. November 1770 hieß es: Vor etwa drei Wochen hatte es den Anschein, als würde sich der Gang in drei Trümer teilen. Das war dann auch der Fall. Zwei Trümer, die sich zur linken Hand in das Hangende hineinziehen, gaben Hoffnung auf Silber- und Kobalterze, das dritte Trum zur rechten Hand zeigte sich etwas kupfererdig. Dieses ließ man unverritz und folgte den beiden Trümmern links, die sich aber bald wieder zusammenscharten.

Mit Beginn des Jahres 1771 fuhr man auf dem nun wieder vereinigten linken Trum weiter auf. Auch jetzt wechselte der Gang seine Stärke. Im Liegenden zeigten sich schwache graue Trümle, die man als Vorboten von Kobalterzen ansah und die, da auch das Gestein besser geworden war, neue Hoffnungen weckten. Aber bis in den Sommer hinein wartete man vergebens auf den erhofften Erzeinbruch. Im Juli war man schon „dem höheren Gebirg“ näher gekommen und man wußte nicht, was nun eigentlich werden sollte. Der Gang war immer noch recht schön und mächtig geblieben und in dem „längsthin eingefundenen etwas geprägere Gesteins“ ging die Arbeit rasch voran, aber Erze wurden keine gefunden.

Gegen Ende des Jahres 1771 stieß man auf eine aus dem Hangenden hereinkommende Kluft von über  $2\frac{1}{2}$  Lachter Mächtigkeit. Solche Klüfte schneiden manchmal einen Gang ab, verwerfen ihn, daß er jenseits der Kluft nur schwer oder auch gar nicht mehr gefunden wird. Das war hier nicht der Fall. Die Kluft hatte den Gang „etwas außer Ordnung“ gebracht, aber jenseits derselben richtete er sich mit einem recht feinen Spat wieder ein.

Da sich bis zum Frühjahr 1772 in dem Luitgard-Gang keinerlei Erze zeigten, gab Bergmeister Mayer in einem Bericht vom 25. April 1772 den Rat, das Bergamt möchte der Gewerkschaft empfehlen, auf dem Gang nicht weiter zu arbeiten, da man annehmen müsse, daß er auch weiterhin „taub“ bleibe. Dafür könnte man den Versuch machen, jenseits des Käppeleberges, also vom Kinzigtal her, den Gang zu untersuchen.

Die Gewerkschaft verließ daraufhin die bisher betriebenen Stollen und setzte ihre Arbeiter auf einem neu erschürften Spatgang ein. Da sich hier, so meinte man, kobaltartiges Gestein zeigte, so begann man mit der Anlegung eines Stollens und hoffte damit, im Laufe eines Vierteljahres auf den Hauptgang zu treffen. Am 27. April 1773 berichtete Mayer: „Allhier ist endlich der Gang in dem Neuen Stollen getroffen worden, weilen aber derselbig ein schlechtes Aussehen machet, so wird, wenn er sich in  $\frac{1}{4}$  Jahr nicht bessert, der Gewerkschaft alldort zu bleiben nicht geraten.“

Die Lage war eigentlich jetzt schon hoffnungslos geworden. Der Vorschlag Mayers, vielleicht in der Nähe des Ganges nach Gangtrümmern oder gar einem neuen Gang zu suchen oder aber auf dem Gegentrum des ersteren „ohnweit dem

alten Schloß“ (Schenkenburg), wo man vor drei Jahren schon einmal einen kleinen Versuch gemacht habe, die Arbeit aufzunehmen, war wenig tröstlich.

In dem neu angelegten Stollen wurde weitergearbeitet. Darüber meldete Mayer am 29. Juli 1773 dem Bergamt: Da sich die Lage am Stollenort keineswegs gebessert hatte, könnte der Gewerkschaft zu weiteren Arbeiten im Feld der Grube Luitgard nicht mehr geraten werden. Es hatte sich gezeigt, daß dieser schöne starke Schwerspatgang keinerlei Erze führe. Man möge daher die Arbeiten hier einstellen. Die baulustige Gewerkschaft hätte derzeit gute Gelegenheit bei der Gewerkschaft der „St. Anton Fundgrube“ im Heubach Kuxe zu übernehmen und sich an dem dortigen aussichtsreicheren Bergbau zu beteiligen. Diese Gewerkschaft hatte im Jahre 1770 mit der Anlegung des tiefen Querstollens auf den Antongang begonnen und nahm gerne noch Teilhaber auf. Mayer schloß seinen Bericht mit dem Satz: „Es soll also die Leugard, das was in dasiger Gegend annoch zu versuchen wäre, biß zu einer anderen Zeit eingestellt und vor dieses Mal in Gottes Nahmen verlassen werden.“ Das war das Ende für die mit großen Hoffnungen begonnenen Arbeiten im Feld der St.-Luitgard-Grube im Egenbach, deren Wiederaufnahme bis heute auf sich warten ließ.

Wenige Jahre später wurden in der Nähe der verlassenen Grube Luitgard nochmals Bergbauversuche unternommen. Am 15. Oktober 1780 richteten die Schiltacher Bürger Christian Gottfried Beikert und Gottlieb Friedrich Schlick an das Bergamt in Wolfach ein Gesuch um die Erteilung des Schürfrechtes auf einem neu entdeckten Gang auf dem Hofgut des Michael Uhles im Kaibach. Sie wollten dort eine „Fundgrube auf Metall und Mineralien“ anlegen und bebauen und baten um die Eintragung in das „Bergamtsbuch“.

Mit einem ähnlichen Gesuch wandten sich am 30. Oktober 1780 die Muter Friedrich Ginsberg und Jakob Armbruster von Schenkenzell an das Bergamt. Sie baten um die Genehmigung, auf einem Gang auf dem Hofgut des Michael Uhles an der Winterhalde bei Schenkenzell eine „Fundgrube von 4 Maßen und einen tiefen Stollen auf alle hohe und niedere Metalle und Mineralien nach Bergwerksrecht“ betreiben zu dürfen.

Auch diese Bergbauversuche blieben nach kurzer Zeit in den Anfängen stecken. Sie hinterließen im Gelände nur wenige auffallende Spuren. Das Kapitel Bergbau im Raume Egenbach-Käppeleberg war damit abgeschlossen.

*Quellen:* Fürstlich Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen. Bergbauakten, Ta 27 Vol LXXIV; Ta 10 Vol 1 Fasc 41.

# Die Grabungen auf der Willenburg bei Schiltach

Bericht über unsre Arbeit in den Jahren 1967/68

*Von Fritz Laib und Herbert Pfau*

Im Anschluß an den letzten Bericht (siehe Die Ortenau 1968), der mit einem Verzeichnis der wichtigsten Brunnenfunde abschloß, sind diesmal einige dieser Gegenstände abgebildet.

Nach Beendigung unserer Tätigkeit am Burgbrunnen mußten notwendige Aufräumungsarbeiten vorgenommen werden. Inzwischen hatte sich das Staatliche Amt für Denkmalspflege in Freiburg mit den Eigentümern des Burggeländes in Verbindung gesetzt und nach schwierigen Verhandlungen endlich erreicht, daß diese ihre Zustimmung zur Entfernung der Bäume gaben. Die Fällarbeit übernahm die Gemeindeverwaltung Lehengericht. An dieser Stelle sei sowohl dem Staatl. Denkmalamt wie auch der Lehengerichter Gemeindeverwaltung für ihr Entgegenkommen recht herzlich gedankt.

Vom 13. bis 22. September 1967 wurde dann im Burgbering unter der Leitung von Herrn List (Staatl. Denkmalamt) eine weitere Grabung durchgeführt, um Klarheit über etwaige Böden im Hof und den Burgräumen zu gewinnen. Zu Beginn wurden durch Kaltbrunner Waldarbeiter in mühevoller Arbeit die Wurzelstöcke der zum Teil sehr alten Bäume entfernt. An keiner Stelle konnte jedoch ein entsprechender Boden gefunden werden, obwohl die Schwellen der beiden Eingänge einen solchen erwarten ließen.

Stellenweise zeigte sich, daß die Mauern auf dem gewachsenen Fels sitzen und daß der Felsgrund des Hofes noch während der Bauzeit der Burg zur Gewinnung von Bausteinen tiefer ausgebrochen und später wieder mit Schutt und Abfallgestein aufgefüllt worden war. Die oberste Schuttschicht, die aus der Zeit stammt, in der die Burgmauern zur Bausteingewinnung für die Höfe der Umgebung abgetragen wurden, enthielt noch zahlreiche Mauersteine. Der Zerfall und die Abtragung der Mauern geschah zu einer Zeit, da alle Burgen der Umgebung teils bewohnt oder teils noch gar nicht gebaut waren. Ein wichtiger Fund bei diesen Arbeiten war die steinerne Türwange mit eingehauener Dämonenmaske. Siehe Abb. 8.

Zahlreiche Keramikscherben traten hier zutage. Einige davon sind in Nr. 9 bis 11 abgebildet. Weitere Funde wurden gemacht, darunter Stücke aus Bronze, Eisen, Blei, Horn, Leder, Glas, Holz und Knochen.



Abb. 1  
 Ziernadel, gehäm-  
 merter Zierstreifen,  
 Riemenschnalle und  
 getriebene Rosette.  
 Alle 4 Teile aus  
 Bronze. Natürliche  
 Größe.

*Aufn.: Pfau*

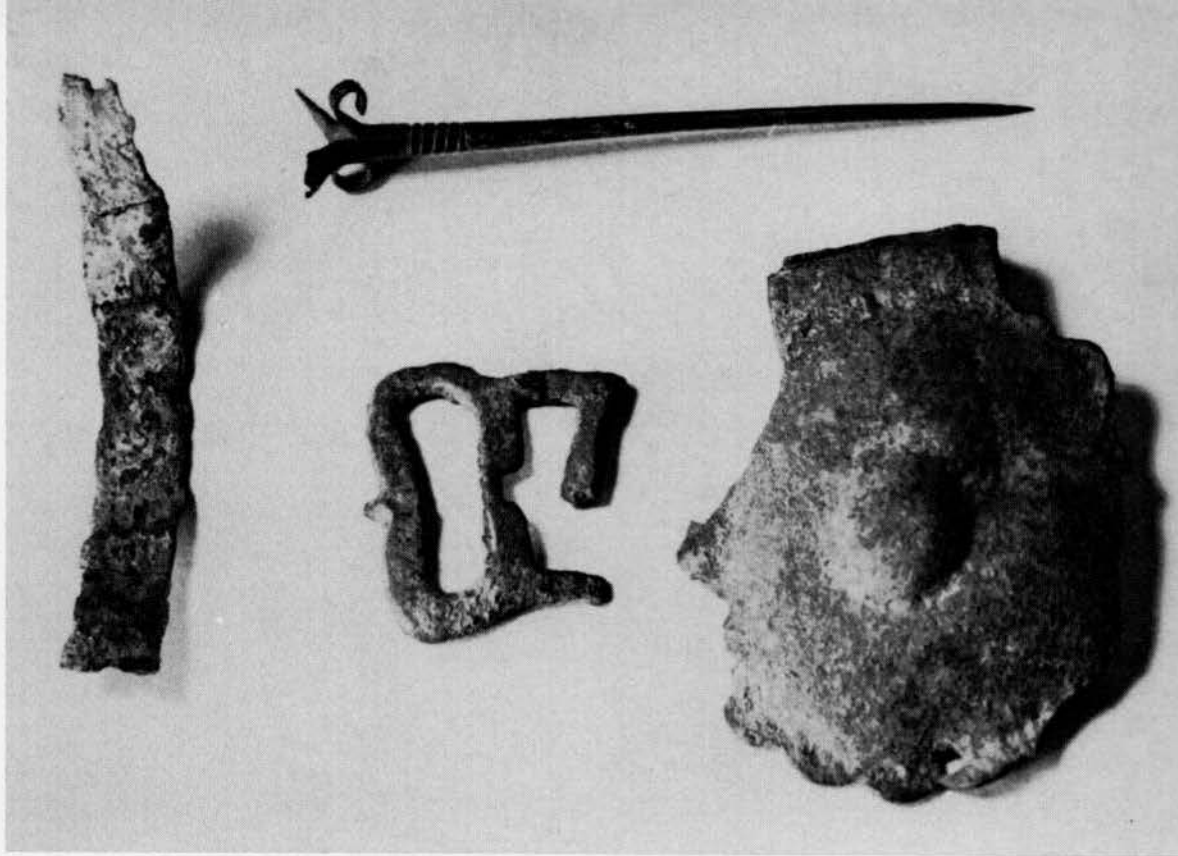


Abb. 2  
 Stark beschädigte  
 eiserne Lanzen-  
 spitze, etwa 28 cm  
 lang.

*Aufn.: Pfau*

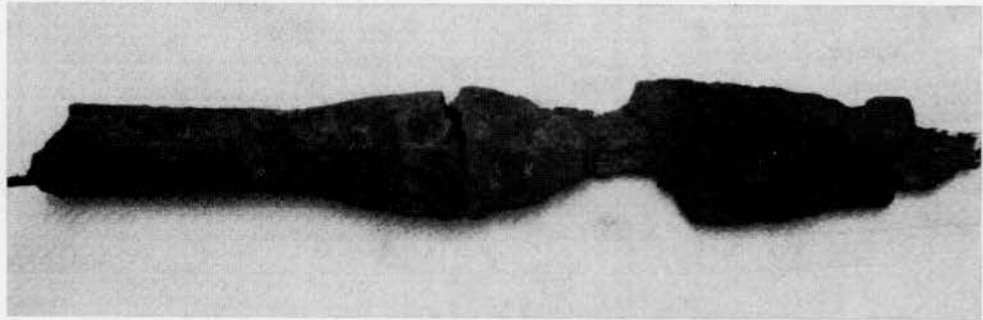


Abb. 3  
 Zwei eiserne Arm-  
 brustbolzen, 7 und  
 10 cm lang, Teil eines  
 Hufeisens und drei  
 weitere Metallteile,  
 deren einstiger Zweck  
 noch unbekannt ist.

*Aufn.: Pfau*





Abb. 4  
Vier geschmiedete Eisenteile, Bügel mit Drehwirbel und Kette, diente zum Aufhängen eines Feuerkessels. An der erhaltenen Öse hängt noch ein Stück vom Kessel, dessen Durchmesser etwa 40 cm betrug. Weitere 2 Bügelteile und 1 Beil.  
*Aufn.: Pfau*

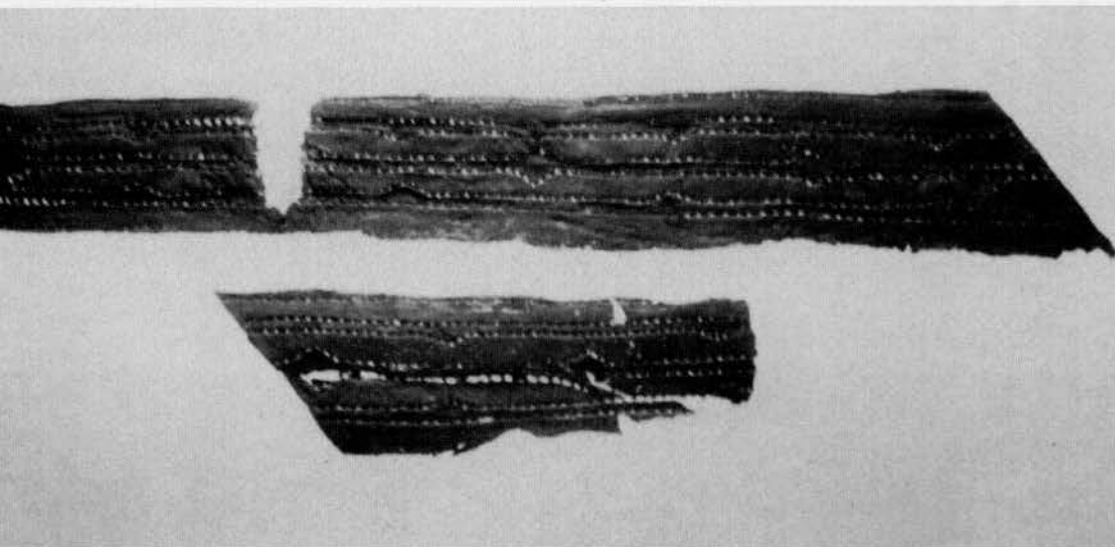


Abb. 5  
Zwei Teile eines Lederstreifens (6—8 cm breit) aus dunkelbraunem Rindleder. Die Löcher der ehemaligen Ziernaht lassen das Zackenmuster erkennen.  
*Aufn.: Pfau*

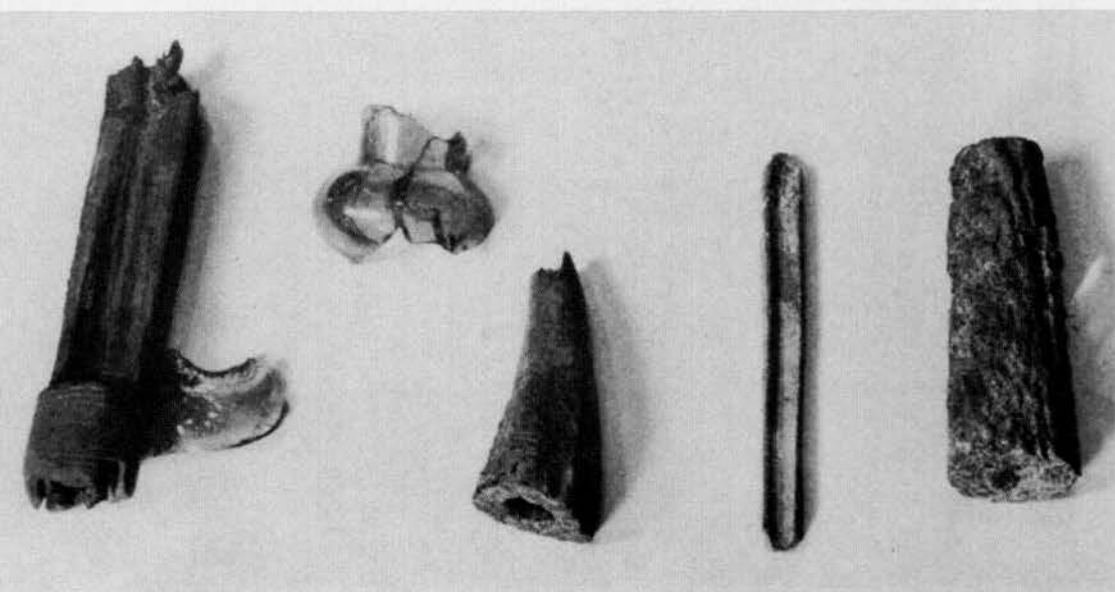


Abb. 6  
Hölzernes Messerheft mit verzierter Hornzwinde. Zwei Bruchstücke eines kleinen Gefäßes aus hellgrünem Glas. Zwischen 2 Hornstücken ein profilierter Bleistreifen.  
*Aufn.: Pfau*

Abb. 7

Zwei gebogene Holzstücke, mit verschiedenen Bohrungen versehen, deren einstiger Zweck noch unbekannt ist, gefunden in der Tiefe des Burgbrunnens.

*Aufn.: Pfau*



Abb. 8

Sandsteinfragment vom Kopfende einer Türwange. Es stellt den Übergang eines Eksäulchens nach oben in eine Dämonenmaske dar.

*Aufn.: Pfau*



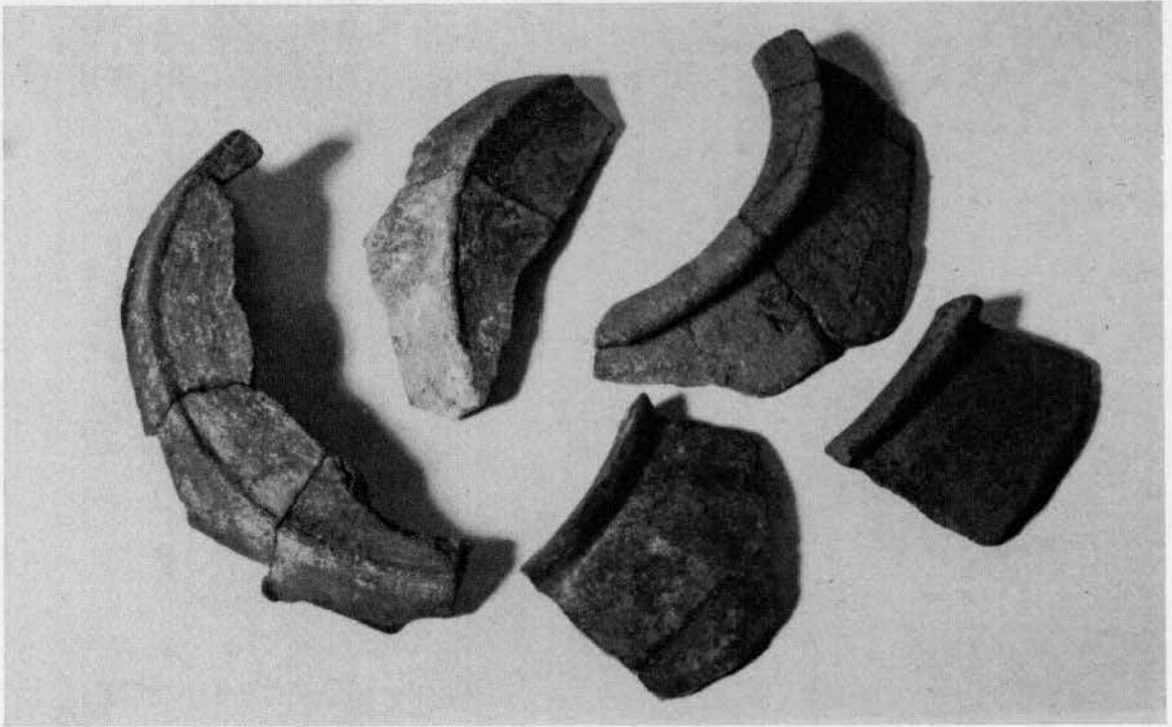
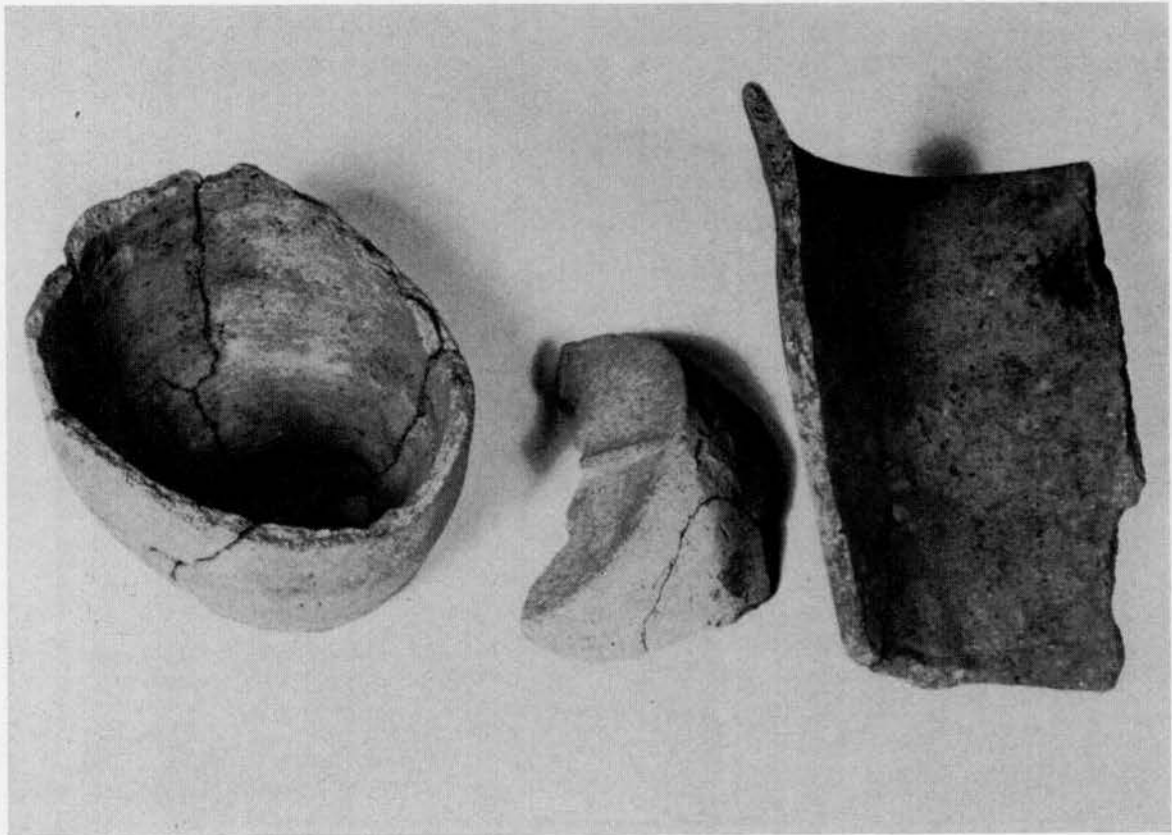


Abb. 9  
Boden- und Randstücke von unglasierten Kugeltöpfen, Gefäßdurchmesser etwa 19 cm. Farbe grau bis schwarz, nicht hart gebrannt. *Aufn.: Pfau*

Abb. 10  
Unglasierte Wand- und Bodenstücke von sehr hart gebrannten becherförmigen Tongefäßen, Farbe hellgrau, Durchmesser 12 cm. *Aufn.: Pfau*



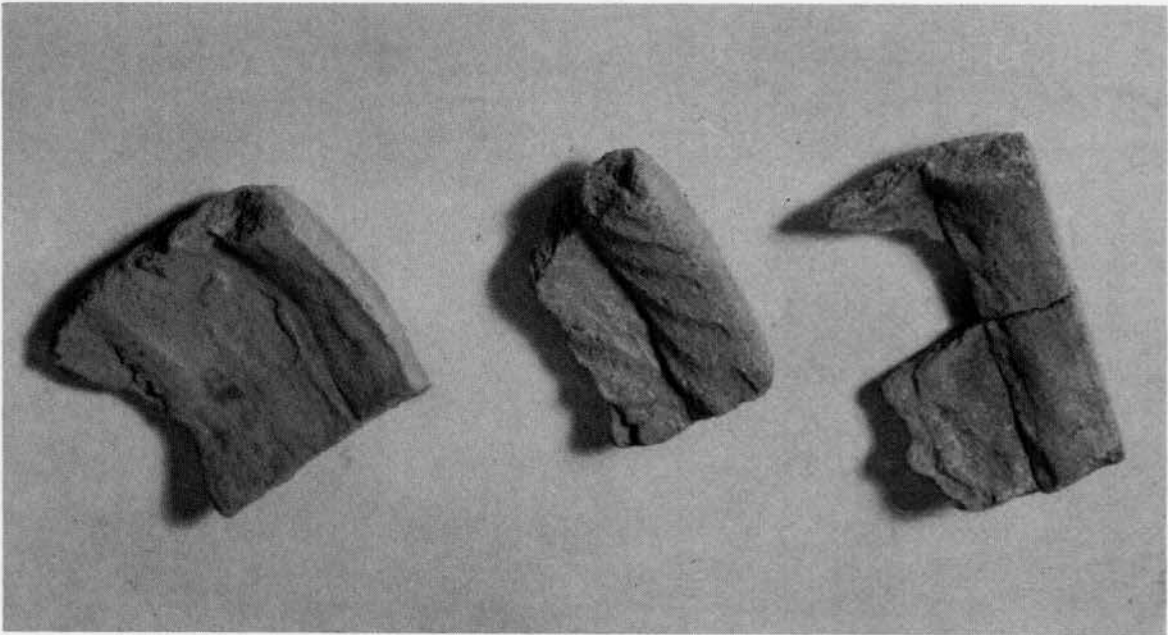


Abb. 11  
Randscherben mit nach innen umgelegtem Wulst, vielleicht von Ofenkacheln. Farbe grau bis rotbraun, grob gemagertes Material, hart gebrannt. Gefäßdurchmesser 12—15 cm. *Aufn.: Pfau*



Abb. 12  
Kleines, oben verschlossenes Tongefäß, grau mit roten Farbspuren. Höhe 6 cm. Vermutlich Kinderspielzeug. *Aufn.: Pfau*

Leider mußte die Grabung daraufhin vorläufig abgebrochen werden, weil Herr List aus dienstlichen Gründen an der Weiterführung verhindert war. Verschiedene Anzeichen deuten aber darauf hin, daß im Burghof noch mehr Interessantes und Wichtiges zu finden ist, eine spätere Grabung dürfte diese Annahme bestätigen. Das Ende der Grabungsarbeiten auf der Burg ist noch nicht abzusehen, da neben dem Hochplateau der Burg noch Wall und Graben sowie die weitere Umgebung erforscht werden müssen. In Erwartung weiterer aufschlußreicher Forschungsergebnisse geht unsere Tätigkeit auf der Willenburg freudig weiter.

## Schiltach wird Besitz der Herzöge von Urslingen

*Von Hermann Fautz*

Der 16. Oktober 1971 ist für die Stadt Schiltach ein historischer Gedenktag. Stadt und Burg gingen an diesem Tag vor 600 Jahren durch einen Vergleich, abgeschlossen zu Oberndorf a. N. zwischen dem Herzog Friedrich von Teck und seiner Tante Beatrix von Teck und ihrem Sohn Herzog Konrad von Urslingen, aus teckischem Besitz in den der Urslinger über. Damit wurde ein über mehrere Jahre geführter Erbschaftsstreit zwischen den beiden verwandten Familien beendet. Beatrix von Teck war die Ehefrau des Herzogs Reinold von Urslingen. Dieser Familienzwist hatte seine Vorgeschichte.

Schiltach gehörte vormals zu den zähringischen Besitzungen. Die Zähringer waren ein im südwestdeutschen Raum reichbegütertes Geschlecht. Als treue Gefolgsmänner der Kaiser waren sie die Träger vieler Reichslehen. Als Herzog Bertold IV. (1152—1186) am 8. Dezember 1186 starb, teilten seine Erben den zähringischen Besitz. Der Sohn Bertold V. setzte die Hauptlinie fort, die mit ihm am 18. Februar 1218 ausstarb. Adalbert I., ein Bruder Bertolds IV., hatte im Jahre 1156 die Burg Teck und Güter bei derselben erhalten. Er nannte sich fortan Herzog von Teck. Nach dem Tode seines Bruders im Jahre 1186 wurden ihm als Abfindungserbe weite Gebiete des zähringischen Besitzes am oberen Neckar, am Ost- und im mittleren Schwarzwald zugeteilt. Davon liegen im Einzugsgebiet der oberen Kinzig: Aichhalden, Göttelbach, Lauterbach, Peterzell, Schiltach (das sind Güter an der Schiltach auf ihrem Weg im OA. Oberndorf), Schilteck, Schramberg, Sulgen. Schiltach als Ort wird dabei nicht genannt<sup>1</sup>.

Das Kloster Sankt Gallen besaß in diesem Raum von alters her mehrere Besitzungen, mit denen ein Schenkenamt verbunden war. Dieses wurde mit den Gütern als erbliches Mannlehen vergabt. Dazu zählte Oberndorf a. N., wo am 11. Januar

<sup>1</sup> Heyck, Seite 526.

782 eine Schenkung an das Kloster St. Gallen beurkundet wurde<sup>2</sup>. Schiltach erscheint in der Geschichte erst 500 Jahre später, 1275, als Sitz eines Pfarrers mit Pfarrei. In den Urkunden des Klosters St. Gallen wird Schiltach nicht erwähnt; es kann nicht zu dem Besitz, der mit dem Schenkenamt verbunden war, gehört haben, wird aber bei Heyck zu den St. Galler Lehen gezählt, die im Jahre 1186 der von den Zähringern abgezweigten Linie der Herzoge von Teck zugeteilt wurden<sup>3</sup>. So wird die Annahme ihre Richtigkeit haben, daß Schiltach reiner zähringischer Besitz war und nach 1186 an die Herzöge von Teck kam.

Unter den Gebietserwerbungen, die Graf Eberhard von Württemberg, der Greiner, in den Jahren 1366 bis 1392 machte, wird auch Schiltach aufgezählt, das früher geroldseckisch, falkensteinisch und urslingisch gewesen sei<sup>4</sup>. Bei Wingenroth ist zu lesen, daß auch die Geroldsecker einen Teil in Besitz hatten, wohl durch Verschwägerung und Pfandschaft<sup>5</sup>.

Wenn man der geroldseckischen Urkunde I. (sie ist keine eigentliche Urkunde, sondern eine Zusammenfassung der geroldseckischen Geschichte) Glauben schenken darf, so hatte Heinrich, Herr zu Hohengeroldseck und Graf von Veldenz, in der Erbteilung im Jahre 1277 erhalten und bis 1330 besessen „Schültach, Rowmberg, Schenkenzell“ u. a.<sup>6</sup>, die in dem Vidimus der Teilungsurkunde (Urkunde V.) unter „was hin gegen Schwaben lit, unndt das Guett zue Schwabenn allesampt“ zusammengefaßt sind<sup>7</sup>. Auch wird hier eine Frau N. von Geroldseck genannt, eine Tochter Walter III. von Hohengeroldseck, die um das Jahr 1300 mit einem Herzog N. von Teck verheiratet war<sup>8</sup>.

Aus alledem, da urkundliche Belege fehlen, darf der Schluß gezogen werden, daß Schiltach ursprünglich zähringisches Gut war, wohl zu deren Reichslehen gehörig, nach 1186 teckisch, nach 1371 urslingisch und 1381 von Graf Eberhard von Württemberg gekauft wurde. Die Ansprüche der Geroldsecker, der von Signau, von Eberstein u. a. wären dann nur Randerscheinungen. Dies zur Vorgeschichte.

Um das Jahr 1300 gab es zwei Linien der Herzöge von Teck. Die ältere Linie setzte sich über Herzog Ludwig zu Hermann III. fort. Er starb vor dem 19. Juni 1363. Er war verheiratet mit Anna, der Tochter des Freiherrn Ulrich von Signau. Ihre Ehe war kinderlos geblieben. Herzog Hermann erhielt im Jahre 1343 (Revers vom 6. November 1343) von dem Kloster St. Gallen die Stadt Oberndorf mit den zum sankt-gallischen Lehenamt gehörigen Lehen verliehen<sup>9</sup>. Er hatte seinen Wohnsitz in Oberndorf.

Die Schwester Herzog Hermanns, Beatrix von Teck, verheiratet mit Herzog Reinold von Urslingen, wohnte mit ihrer Familie auf Burg Schiltach. Hier urkun-

<sup>2</sup> Urkb. St. Gallen, 1,91.

<sup>3</sup> Heyck, Seite 519.

<sup>4</sup> Stälin, 3,354.

<sup>5</sup> Wingenroth, Seite 657.

<sup>6</sup> Reinhard, Urkunde I, Seite 12.

<sup>7</sup> Reinhard, Urkunde V, Seite 38.

<sup>8</sup> Reinhard, II. Abschnitt, Seite 35.

<sup>9</sup> Stälin, 3,697 g.

deten sie am 8. Januar 1365 dem Kloster Wittichen die zollfreie Durchfuhr aller Waren für den Bedarf des Klosters an ihrer Zollstätte in Schiltach<sup>10</sup>.

Nach dem Tode ihres Bruders versuchte Beatrix von Teck das ledig gewordene Schenkenamt für ihren Sohn Konrad zu erhalten. Da es ein Mannlehen war, konnte sie selbst die Erbschaft nicht antreten. Sie ließ sich aber für ihren Sohn von dem Konvent des Klosters St. Gallen die Zusicherung geben, daß er das Erbe seines verstorbenen Onkels antreten könne, da sie die nächste Verwandte des Erblassers sei<sup>11</sup>.

Herzog Friedrich von Teck, der Neffe von Beatrix, hatte von dem Abt Georg von Wildenstein des Klosters St. Gallen sich das Schenkenamt und den damit verbundenen Grundbesitz verleihen lassen, da dieses als Mannlehen einem Herzog von Teck zustand und er der nächste männliche Erbe aus diesem Geschlecht war. Er legte am 18. Mai 1363 zu Wil (Kanton St. Gallen) den Lehenseid ab. Friedrich von Teck war österreichischer Hauptmann und Landvogt in Schwaben und im Elsaß. Er gab dem Abt die Zusicherung, ihm treu und hold zu sein, „och von dem schenkenampt uf dem veld und in der herberg ze tund, was ain schenk von sinem ampt tun sol“. Er nannte sich „obrester schenk des Gotzhus ze Sant Gallen“<sup>12</sup>.

Es begann nun ein langwieriger Streit zwischen den beiden Familien. Schließlich kam es am 16. Oktober 1371 in Oberndorf zu einem Vergleich. Herzog Friedrich verzichtete auf alle Ansprüche an das teckische Erbe in Schiltach und überließ seinem Vetter Konrad von Urslingen Burg und Stadt Schiltach mit aller Zubehörde als rechtmäßig teckisches Erbteil. Daraufhin gaben Konrad und seine Mutter Beatrix die Ansprüche an das Schenkenamt beim Kloster St. Gallen und die damit verbundenen sankt-gallischen Lehen Oberndorf mit Zubehörde auf gegen die Zahlung von 1150 Pfund Heller<sup>13</sup>.

So kam vor 600 Jahren Schiltach, die Stadt und die Burg, aus teckischem Besitz an die Herzöge von Urslingen. Es darf angenommen werden, daß die Herzöge von Teck Schiltach das Stadtrecht verliehen hatten, um damit den Ort ihrer zeitweiligen Hofhaltung auszuzeichnen.

Die Herzöge von Urslingen konnten sich nicht lange an ihrem Schiltacher Besitz erfreuen. Das Geschlecht war stark verschuldet. Schon nach wenigen Jahren waren die Urslinger nicht mehr alleinige Besitzer von Schiltach. Herzog Konrads Sohn Reinold und die Tochter Anna, sie war mit Konrad von Geroldseck/Sulz verheiratet, hatten das Erbe gemeinsam übernommen. Am 28. Juni 1381 wurde der geroldseckische Anteil, den Diem Schultheiß von Dornstetten als Pfand besaß, um 4000 Pfund Heller an den Grafen Eberhard von Württemberg verkauft und wenig später, am 31. August 1381, verkaufte auch Herzog Reinold von Urslingen seinen Anteil an Burg und Stadt Schiltach samt Zubehörde um 6000 Gulden an

<sup>10</sup> FUB, 6,68<sub>1</sub>.

<sup>11</sup> Urkb. St. Gallen, 4,46.

<sup>12</sup> Urkb. St. Gallen, 4,45/46.

<sup>13</sup> Württembg. Regesten, 9692.



denselben Grafen von Württemberg<sup>14</sup>. Mit Herzog Reinold starb im Jahre 1442 das Geschlecht der Urslinger aus.

Auch der Stern der Herzöge von Teck verblaßte rasch. Herzog Friedrich III. hatte schon vor dem Vergleich mit seinem Vetter Konrad von Urslingen im Jahre 1370 die Hälfte der Stadt Mindelheim und der Burgen Mindelberg und Mindelburg gekauft mit dem Vorkaufsrecht für die andere Hälfte. Als bald übersiedelte er mit seiner Familie von Oberndorf nach Mindelheim. Das einst so heißumstrittene sankt-gallische Schenkenamt mit den damit verbundenen Lehen gab er am 31. Dezember 1374 auf und veräußerte die Lehensherrlichkeit mit Zustimmung des Klosters St. Gallen an den Grafen Rudolf von Hohenberg<sup>15</sup>. Herzog Friedrich III. starb im Jahre 1390. Aus seiner Ehe mit Anna, Gräfin von Helfenstein, waren acht Kinder hervorgegangen. Von den fünf Söhnen hinterließ keiner Nachkommen. Als letzter des Geschlechtes starb sein Sohn Ludwig, er war Patriarch von Aquileja in Norditalien, bei dem Besuch der Kirchenversammlung in Basel am 19. August 1439 an der Pest. Er wurde in Basel begraben<sup>16</sup>.

Schiltach wurde nachmals der württembergischen Vogtei und späterem Oberamt Hornberg zugeteilt und fiel mit diesem durch den Staatsvertrag vom 2. Oktober 1810 an das am 13. August 1806 proklamierte Großherzogtum Baden.

Obwohl die Herzöge von Urslingen nur zehn Jahre verbriefte Besitzer von Burg und Stadt Schiltach waren und keine nachweisbaren Vorteile ihrem Besitz brachten, ihn im Gegenteil durch Verpfändung belasteten, ist das Andenken an sie bis heute erhalten geblieben. Das mag seinen Grund darin haben, weil ihr Wappen, drei rote Schildchen im weißen Wappenfeld (2,1), nachmals in das Siegel der Stadtgemeinde übernommen wurde und ihr Wappenschild auch da und dort an Bauwerken der Stadt zu sehen ist.

*Quellen, gedruckte:* Fürstenbergisches Urkundenbuch, herausgegeben von dem Fürstlichen Archiv in Donaueschingen, VI. Band, Tübingen 1889; Dr. Eduard Heyck, Geschichte der Herzöge von Zähringen, Freiburg 1891; Albert Krieger, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, 2. Aufl., Heidelberg 1904; J. J. Reinhard, Pragmatische Geschichte des Hauses Geroldseck, Frankfurt und Leipzig 1766; Christoph Friedrich von Stälin, Württembergische Geschichte, Dritter Theil, Stuttgart 1856; Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen, herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons Sanct Gallen, Teil I, Zürich 1863, Teil IV, St. Gallen 1892; Max Wingenroth, Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg, Tübingen 1908; Württembergische Regesten, herausgegeben von dem Kgl. Haus- und Staatsarchiv in Stuttgart, 1. Teil, Stuttgart 1916.

<sup>14</sup> Krieger, Seite 843.

<sup>15</sup> Urkb. St. Gallen, 4,167/168.

<sup>16</sup> Stälin, 3,696/697.



Christus auf dem Schweißstuch Veronikas.  
Vermutlich Selbstbildnis Seeles.



Selbstbildnis des Johann Baptist Seele als Karlsschüler.  
Original im Rathaus zu Hüfingen. *Aufn.: K. Senn*

## Wolfacher Christusbild — ein Selbstbildnis J. B. Seeles?

*Von Josef Krausbeck*

Dieser Artikel will eine Art Ergänzung darstellen zu jenem in der Ortenau 1969: „Johann Baptist von Seele, Hofmaler und Stuttgarter Galeriedirektor. Er ging in Wolfach in die Schule.“ Zur besseren Beachtung der Seeleschen Kunst sollen auch die beiden beigefügten Reproduktionen zweier Gemälde dienen, die Seele in seiner Selbstbiographie besonders erwähnt: Das Porträt des Erzherzogs Carl von Österreich (Ortenau 1969, S. 259) und „Der Übergang über die Teufelsbrücke“ (Ortenau 1969, S. 260). Über dieses hervorragend schöne Gemälde berichtet er besonders interessant.

Viele Kunstwerke sind voller Geheimnisse. Da wird über eine tiefere Bedeutung des Dargestellten gerätselt (bei den Modernen soll es überhaupt nichts Tieferes enthalten!). Dort sucht man geheimnisvolle Zusammenhänge zwischen dem Dargestellten und der betreffenden Zeitepoche oder bestimmter Ereignisse. Vielleicht aber wird bei vielen Kunstwerken am meisten über den Künstler selbst geraten und gerätselt. Denn oft genug finden sich Kunstwerke, besonders der Plastik, oder

auch solche älterer Zeit, da es nicht üblich war, auch nur ein Namenszeichen, einen Anfangsbuchstaben oder ein Werkstattzeichen anzubringen. Oft genug verbot auch, was zum Beispiel bei mittelalterlichen Kunstwerken häufig der Fall ist, einfach die Bescheidenheit des Künstlers, der nur ganz im Dienst einer tiefen und großen Sache stehen wollte, irgendeinen Hinweis auf den Schöpfer des Werkes. Da helfen dann, um Näheres herauszubringen, oft nur Vergleiche mit ähnlichen oder gar gleichen Kunstwerken, von denen man fast zufälligerweise den Schöpfer herausbekommen hatte. Besonders gespannt forscht man jedoch gerade bei solchen Werken der Kunst, die sich durch außergewöhnliche und packende Darstellungsweise dem Blick und dem ganzen Denken des Betrachters geradezu aufdrängen.

So haben wir unter den vielen Gemälden der Wolfacher Schloßkapelle eines, das jeden Betrachter nicht nur anspricht, sondern in ungeheurer Ausdruckskraft geradezu packt oder erschüttert. Es ist ein Bild in der Größe von  $59 \times 45$  cm und stellt das dornengekrönte Antlitz Christi auf dem Schweiß Tuch der Veronika dar, ein Bildthema, das in der Kunst sowohl als Gemälde wie auch als plastische Darstellung seit Jahrhunderten viel verwendet wurde.

Was ist nun mit diesem Bild besonderes?

Weiß man, woher es stammt? Kennt man den Künstler? War er ein schon in der Kunst Vollendeter oder noch ein Anfänger? Daß es kein unerfahrener Anfänger war, der es malte, sieht jeder Betrachter gleich. Daß es aber auch noch kein vollendeter Künstler war, der es malte, dürfte etwa aus der nicht ganz befriedigenden Darstellung der Dornenkrone zu schließen sein, denn hier kam er mit dem Geflecht nicht ganz zurecht. Welche Zeit könnte für die Entstehung in Frage kommen? Nach stilistischen Vergleichen müßte das Ende des Barock da anzunehmen sein. Denn der Überschwang an Formgestaltung und Ornament ist schon einer ruhigen und sachlichen Linie gewichen, wenn auch die Lockenpartien fast noch an barocke Allongeperücken erinnern.

Haben wir ein Bild, das ähnliche Linien oder Farben aufweist, einen ähnlichen Pinselstrich, ruhig und glatt und nur dünn die Farbe aufgetragen? Kennen wir ein Bild, das etwa in der Haarfarbe ein von allgemein üblicher Malweise abweichendes Rötlichbraun aufweist, fast eine Art Siena-Rotbraun? Ist auf einem Bild hier ein Linnen in ähnlicher Weise dargestellt, in ähnlichen Falten oder in ähnlicher Schattierung, an eine Art Grisaillemalerei erinnernd? Haben wir ein Bild in dieser Art, das signiert ist?

Oft stand ich vor diesem Bild, das mich schon, als es noch einst an der Rückwand der Kapelle hing inmitten vieler anderer Bilder, als kleinen Buben bei einem Besuch der Kapelle direkt fesselte. So tief beeindruckte es schon den Vier- bis Fünfjährigen! Denn ich hatte durch einen guten Nachbarn, den alten Malermeister Oskar Neef, schon in Jahren den Blick für Bilder bekommen, in denen Kinder sonst an alles andere denken, nur nicht an ernsthafte oder gar dunkle Gemälde.

Aber seit ich bei der Wiederherstellung das gereinigte Bild des toten Heilands als ein Werk des großen Seele identifizierte, da man ja nun nach dem Reinigen

des Bildes die Signierung entdeckte, trat immer mehr auch der Gedanke an mich heran, ob dieses Bild nicht auch Seele als Urheber haben könnte.

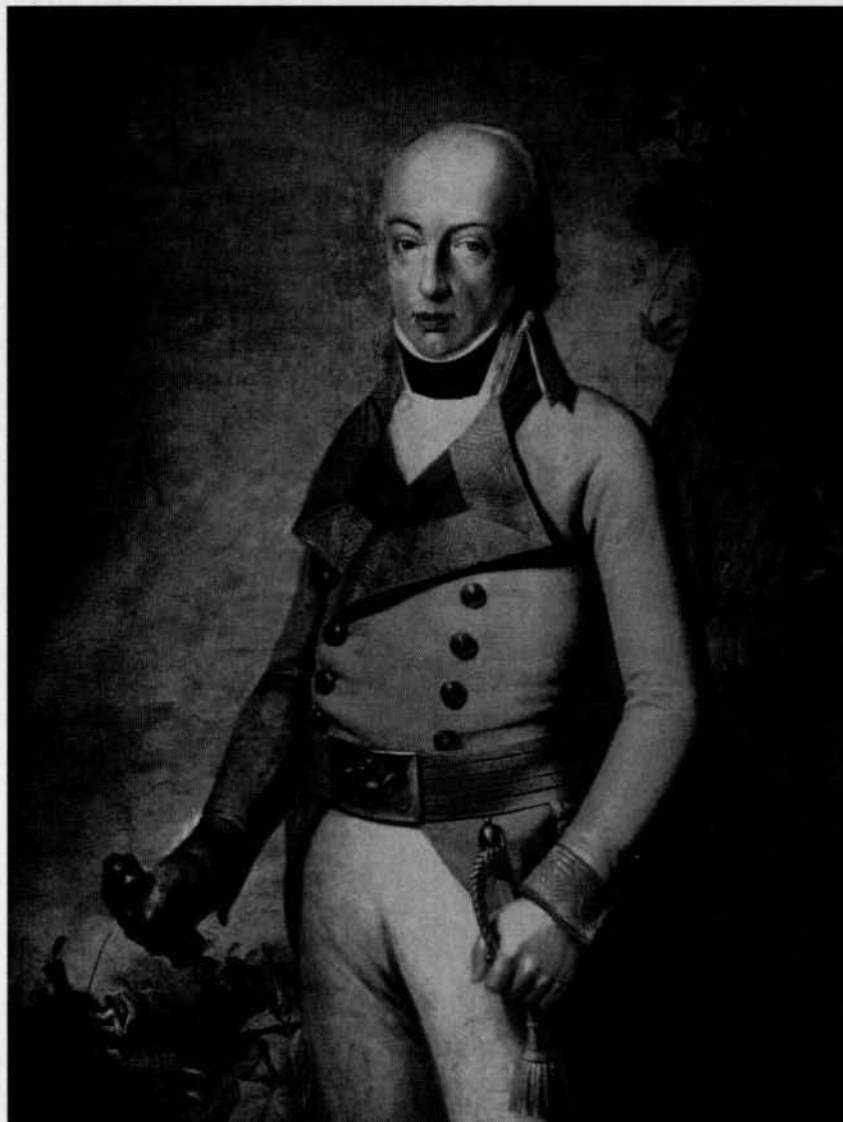
Vom Wolfacher Joseph Moser konnte es nicht sein. Seine Farben und seine Linien sind zu hart dafür. Aber die Malweise entspricht der des großen Antependiumbildes. Die gleichen weichen Töne, die gleichen rötlichen Haare, die gleiche Art der lockigen Haare, das Grisaille des Linnens. Immer mehr kam ich auf die Zusammenhänge der beiden Bilder. War es nicht möglich, daß der junge Seele, ehe er den Auftrag, den festen Auftrag gegen Bezahlung, für das Antependium des Stadtkirchen-Hochaltars bekam, hier eine Art Probestück gemalt hatte? Sollte es dem Bewußtsein eines schlummernden und erwachenden Talentes entsprungen sein, hierher, wo so mancher Wolfacher ein Bild gestiftet und gemalt hatte, doch auch eines zu malen, daß er daraufhin den Auftrag fürs Große bekam? Oder sollte es eine Art Dankesgabe sein, vielleicht für eine Heilung der geliebten Mutter, daß er dies Bild malte? Nirgends steht darüber. Daß es aber von Seele sein muß, steht mir so gut wie sicher fest. Ich fand keine Signierung. Also war es wohl noch vor dem festen Auftrag, daß er sich noch nicht zu signieren getraute.

Da aber lernte ich Herrn Rektor Kurt Senn, Ettlingen, kennen, der sich mit der Selbstbiographie Seeles befaßte, die er in Hüfingen aufgefunden hatte. Und da ich aus einer seiner Veröffentlichungen das Selbstbildnis Seeles sah, fiel mir sofort so manche Ähnlichkeit mit diesem Bild auf. Ich mußte Seeles Porträt, das er den Hüfingern vermacht hatte, in deren Rathaus es hängt, im Original sehen! Denn da mußte ich die Lösung des Rätsels finden. Rektor Senn war beim Vergleich der beiden hiesigen Bilder auch fest davon überzeugt, daß beide der gleichen Künstlerhand entstammen. So kam es zu einer Fahrt nach Hüfingen, zu der wir das Christusbild mitnahmen.

Zuvor aber noch die Antwort auf die angebrachte Frage: Was war es nun, das mich an ein Selbstbildnis denken ließ? Beim Vergleich mit Seeles Porträt nach einem Foto fiel mir auf, wohl als erstes, daß Seeles Augenbrauen zweierlei Formen haben, daß seine rechte Braue (vom Bild her gesehen; ich nehme alle folgenden Bezeichnungen vom Bild her!) gegen die Nasenwurzel eigenartig ausläuft, leicht in die Höhe gezogen, während die linke Braue abwärts in natürlicher Linie verläuft. Diese Verschiedenheit finden wir auch am Christusbild, wengleich hier diese Besonderheit eine Änderung erfuhr, indem die Brauen schmerzvoll sich der Mitte zu aufwärts richten, was aber die Verschiedenheit der Form nicht aufhebt. Seeles linkes Auge hat eine stärkere Biegung des Augenwinkels gegen die Nase zu als das rechte Auge, so daß der Lidbogen rechts mehr flach, links gewölbter ist. Auch auf dem Christusbild ist dies der Fall. Nur muß ich gleich anfügen, daß es sich beim Christusbild um ein Spiegelbild handelt, das also seitenverkehrt ist. Deshalb ließ ich eine Fotokopie seitenverkehrt machen, und siehe da: Die Augenform stimmte mit dem Porträt überein. Jetzt ergab sich auch noch etwas, das zur Klärung beitrug: Es ist sonst meist üblich, daß man bei einem Porträt, wie überhaupt bei den meisten Bildern, die rechte Seite im Licht, die linke aber im Schatten hat. Bei diesem Christusbild ist dies umgekehrt! Beim Porträt Seeles ist es



Johann Baptist von Seele  
*Der Übergang über die Teufelsbrücke*  
Staatsgalerie Stuttgart



Erzherzog Carl von Österreich  
Staatsgalerie Stuttgart

in der üblichen Art. Also kam es ihm dort auf die Naturähnlichkeit an, weshalb er nach alter Malweise sich wohl nach dem Spiegelbild zeichnete, aber auf eine Pause (heute macht man es mit Transparentpapier), die er dann, um das Bild wahrheitsgetreu zu haben, umkehrte. Beim Christusbild, das er ja nicht der Porträtähnlichkeit wegen malte, war dies belanglos. Vielleicht hatte er auch noch gar nicht diese Erfahrung gemacht. Also ich ließ ein seitenverkehrtes Foto machen. Und da nun der Lichteinfall von der gleichen Seite kommt wie beim Porträt, ist auch die charakteristische Nasenform ähnlich wie bei diesem. Die Nasenspitze, besser gesagt, Rundung, ganz ähnlich. Die Nasenlöcher ganz gleich, die Schatten auf der linken Wange überraschend ähnlich, auch die Falte, rechts von dem Nasenflügel ausgehend, die gesamte Kopfform, selbst durch Bart und Perücke sichtbar, ganz gleich der Mund, der linke Mundwinkel besonders, wobei er sogar übersehen hat, dem Christusbild auch einen schmerzlich verzerrten Mund zu geben. Es ist der gleiche heitere Mund wie beim Porträt. Nur der Abstand zwischen Mund und Nase ist beim Christusbild etwas kleiner als beim Selbstbildnis, und die Nase etwas mehr in die Länge gezogen, dem üblichen Typ der Christusbilder entsprechend. Ich mußte das Bild in Hüfingen vergleichen! Wir nahmen es mit. Im Hüfinger Rathaus wurde uns das sehr schöne Porträt bereitwillig zur Verfügung gestellt. Wir holten einen Spiegel, den wir neben das Porträt auf den Boden stellten, da ja das Christusbild seitenverkehrt ist. Und wir hielten es dann so weit entfernt, daß die Kopfgröße auf beiden Bildern die gleiche war. Die schon erwähnten Ähnlichkeiten ergaben sich auch hier.

Wenn ich aber auf dem Foto des Hüfinger Bildes, also im Schwarzweißbild, all die Ähnlichkeiten mit dem Wolfacher Bild in Schwarzweiß sofort erkannte, hier in Hüfingen schien es zunächst, als ob es unmöglich sei, daß die beiden Bilder von einer Hand seien und daß sie zudem das gleiche Gesicht zeigten. Denn während das Wolfacher Bild noch den jungen, talentierten, aber ungeschulten Seele zum Schöpfer hat, ist der Maler des Hüfinger Bildes ein in vorzüglicher Akademieausbildung geschulter Meister, der mit reifem Können jede Linie setzt und jede Farbnuance hervorhebt. Zudem ist das Wolfacher Bild im Sinn gemalt, die Furchtbarkeit eines Christusleidens darzustellen, während das Hüfinger Porträt das ganze Gegenteil darbietet, den hübschen, adretten, jungen Künstler, den Schüler einer weitbekannten Akademie, den mit Sorgfalt und Pflege gekleideten und frisierten Karlsschüler, bei dem es, wie er selbst schreibt, um Korrektheit von offenen oder zugeknöpften Knöpfen ging! Von den rötlichen Haaren, die auf beiden Wolfacher Bildern typisch sind, und die wohl dem Naturell des Seeles entsprachen (er berichtet ja von seinem Bruder, der rote Haare hatte, so daß dies auch bei ihm der Fall sein konnte, wenn er es auch nicht extra erwähnte), ist beim Hüfinger Bild nichts mehr zu sehen, die gepuderte Perücke verdeckt sie. Doch beim genauen Hinblicken auf das Wolfacher Bild glaubt man unter dem blutigen Rot der weinenden Augen das Graublau zu entdecken, was Seeles Augen in Hüfingen zeigen.

Ein Selbstbildnis Seeles als Christus auf dem Schweißstuch? Ja oder nein? Es sind

zu viele merkwürdige Eigenarten festzustellen, daß man kaum glauben möchte, sie wären nur zufällig zusammengekommen oder ein anderer Künstler hätte sie zusammentragen können. Die Seitenverkehrtheit wie die Eigenart von Augen und Augenbrauen, von Kopfform und Mundform, von Nasenform und Falten und die ganze Malweise, die dem anderen Wolfacher Bild, dem Antependium, entspricht, alles spricht dafür, daß ich mit großer Wahrscheinlichkeit die Frage, die sich mir stellte, beantworten kann: Ja, ein Bild Seeles, bei dem er sich Modell stand für das Bild des leidenden Herrn. Und ist es denn so abwegig, zu denken, daß er sich selbst als Modell nahm? Machten dies nicht ungezählte Künstler schon vor ihm? Machen es nicht viele auch heute noch? Vielleicht einfach im Wissen, daß er kein anderes Modell erreichbar hat! Vielleicht war es bei ihm auch eine gewisse Befangenheit, daß er niemand fragen wollte, weil er befürchtete, verlacht zu werden, wenn er irgendwen als Christusmodell ansah. Oder war es, wie bei manchen Großen, die ihr Innerstes einem Bild anvertrauten, die ihr Leid darin hinaus schrien wie ein Michelangelo, wenn er sich auf dem Jüngsten Gericht auf der Haut des geschundenen Bartholomäus darstellte? Mathis Nithard, der sogenannte Grünewald, zeigt sich auf seinem Isenheimer Altar als pfeildurchbohrter Sebastian, wie er sich auch darstellt als Eremit Paulus, als Hundertjährigen, als Vollendeten, dessen Symbol die blühende Palme ist! Waren Lukas Mosers Zeilen auf seinem Tiefenbronner Altar nicht auch ein Stück von ihm selbst: „Schri, kunst, schri, und klag dich ser!“ Sollte Seeles armselige Jugendzeit voller Not und Entbehrung nicht auch Grund genug gewesen sein, sich als Leidensmann zu zeigen? Wer weiß es? Künstler waren immer ihrer Umwelt weit voraus und kaum von ihr verstanden! Sicher so auch der vierzehnjährige Seele! Man könnte viel hineindenken. Aber wer kann's beweisen?! Nehmen wir also die Tatsachen oder das ganz Wahrscheinliche an: daß er es malte und daß es ihm selbst sehr ähnlich ist!

Dies wird uns Wolfachern das Bild des leidenden Heilands noch wertvoller machen, als es uns ohnehin schon ist durch seine erschütternde Darstellung.

## Vom Gutshof zum Stadtteil

### Der Straßburger Hof in Wolfach

*Von Albert Sandfuchs*

Wohl selten verfügt eine kleinere Stadt wie Wolfach über eine derart umfangreiche, in alle heimischen Lebens- und Kulturbereiche ausführlich aufgegliederte Chronik, wie sie der Heimathistoriker Franz Disch im Jahre 1920 herausgab. Von den 715 Seiten dieses Werkes über die Entstehung und Entwicklung der Stadt, über ihr wirtschaftliches Leben im Auf und Ab der Zeiten, über ihre Ver-

waltung und ihre Bürgergeschlechter und über ihre Flure und Gewanne, sind dem Straßburger Hof, gemäß seiner früher bevölkerungspolitisch geringfügigen Bedeutung, drei Seiten gewidmet, einem Gelände, auf welchem sich im Laufe der letzten vier Jahrzehnte etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung Wolfachs angesiedelt hat. Diesem Stadtteil einen seiner heutigen Bedeutung entsprechenden, ausführlicheren geschichtlichen Rückblick zu widmen, soll der Zweck dieser Betrachtung sein.

### *Vor 600 Jahren*

Das unter dem Begriff „Straßburger Hof“ zu verstehende Gebiet war in seiner geschichtlichen Zeit ein viel größeres als heute. Zwar verschoben sich seine Grenzen im Ablauf der Jahrhunderte einmal hin und einmal her, doch dürfte es, wenn man sich wenigstens ein ungefähres Bild machen will, richtig sein, sie für die früheren Zeitabschnitte etwa wie folgt zu sehen: von der Einmündung des Herlinsbachweges in die B 294 ab, dem Verlauf der Bundesstraße entlang bis zur Straßenkurve unterhalb des städtischen Klärwerkes, von dort in nordwestlicher Richtung bis zum Spitzfelsen hinauf, weiter über den Gebirgsgrat bis zum Hofberg und hinab zum Hofeckle, von dort über das Kriegerdenkmal auf dem Südostgrat weiter bis wieder zur Einmündung des Herlinsbachweges in die B 294. Das Areal dürfte damals wohl über 50 Hektar groß gewesen sein. Wenn man heute vom „Straßburger Hof“ spricht, meint man damit nur noch den ungefähr 25 Hektar großen, auf der Ebene und am unteren Hang liegenden, unbewaldeten Teil. In das Licht der Geschichte trat der Straßburger Hof vor etwa 600 Jahren, also Mitte des 14. Jahrhunderts. Er hieß damals „Wetzenouwe“ (Wetzenau).

Vor der eigentlichen Schilderung dieser Gebiets-Historie sei zur Abrundung des geschichtlichen Bildes ein Blick auf die Stadt in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts geworfen. Wolfach besaß damals schon über 100 Jahre Stadtrechte und war der obere Herrschaftssitz der dem regierenden Grafen Heinrich IV. zu Fürstenberg gehörenden Herrschaft Kinzigtal. Der untere Herrschaftssitz war Haslach. Heinrich IV. war ein Urgroßneffe Udilhilts von Wolfach und ihres Gemahls Friedrich I. zu Fürstenberg. Die Stadt selbst war zwischen dem Oberen Tor (Stadtbrücke), der Kinzig, dem Unteren Tor (Schloßtor) und dem Reuteberg schon befestigt. Außerhalb der Stadtmauern und jenseits der Kinzig lag der wahrscheinlich ältere Ortsteil Vorstadt, der sich hauptsächlich in der Nähe der Kirche ausbreitete. Die Verwaltung der Stadt lag in Händen eines Schultheißen und des zwölfköpfigen Rates. Als Schultheißen fungierten in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts: Fritsch Britz (genannt 1377); Volker von Aue, Sohn eines Ritters aus der Gegend von Rottenburg (genannt 1380); Albrecht von Aberli, der mit der Adligen Meige von Ramstein aus Fischerbach-Weiler verheiratet war (genannt 1382). Stadt und Vorstadt zählten, den spärlichen Quellen jener Zeit nach, etwa 60 bis 65 Bürger und etwas über 20 Hintersaßen, nebst Familien, was auf eine Einwohnerzahl von etwas über 400 Köpfe schließen läßt.



Als Handelsverbindung nach Wolfach diente noch immer die frühere Römerstraße quer durch den mittleren Schwarzwald, wobei man sich unter dem Begriff „Straße“ nur einen, jeder Geländefalte angepaßten Fahrweg primitiver Art vorstellen darf. Dieser führte von Gutach-Turm her durch die „Einöd“ und über den „Galgengrün“ nach Wolfach und ging von hier, wahrscheinlich links der Kinzig auf der alten Straße, in Richtung Halbmeil weiter. Außerdem verband die Stadt ein schlechter, meist nur durch Prügelholz fundamentierter Karrenweg mit den Vogteien des Wolftales. Die heutige Straße nach Hausach existierte noch nicht. Sie wurde erst 1753/54 gebaut. Es führte lediglich ein Karrenweg zum Straßburger Hof und von dort ein Fußweg weiter über den Hagenbuch nach Hausach. Die Kinzig war noch nicht durch Ufermauern eingedämmt, ihre Schrägufer wurden lediglich durch Faschinen vor den Gewalten der Hochwasser geschützt. Außerhalb der Stadt verzweigte sich der Fluß in mehrere Rinnsale, die sich bei Hochwassern oft neue Wege suchten und das mit Gras, Schilf und Hecken bewachsene Zwischengelände, wie auch das Ufergelände, sumpfig gestalteten. Südlich und südwestlich der Stadtmauern war das Land, mit Ausnahme von einigen Gutsgehöften und vielleicht einem Sägewerk, das schon damals in der Gegend des heutigen E-Werkes gestanden haben könnte und nicht zum Straßburger-Hof-Gut gehörte, unbebaut. Diese Gutshöfe waren: die den Rittern von Hornberg gehörende Wetzzenau, das dem Grafen zu Fürstenberg gehörende Gut Herlinsbach, das im unteren Hapbachtal lag und von Hans Wild bewirtschaftet wurde, ferner das Gut Hapbach, dessen Inhaber Becherer hieß, weiter das Gut Hagenbuch, bei welchem man schon damals von einem unteren und einem oberen „Hus“ sprach, und endlich der Schmittehof im Schmittegrund, den der Wolfacher Bürger Cuntz Lemp vom Grafen zu Fürstenberg zu Lehen hatte.

### *Die Wetzzenau*

Woher ihr Name kommt, war bisher geschichtlich nicht nachweisbar. Bei gründlicherer etymologischer Betrachtung kommt man zu dem Schluß, daß es sich hier nicht um eine Personen-, sondern um eine Flurbezeichnung handeln muß. Darauf deutet einmal der Umstand hin, daß das Gewann, schon bevor ein Hofgebäude auf ihm stand, einen Namen gehabt haben wird, und zum andern die Tatsache, daß in der vierhundertjährigen Geschichte der Herren von Hornberg vom 11. bis Mitte des 15. Jahrhunderts kein Sproß ihres Geschlechts und auch keiner der von ihnen Belehnten einen Etzel- oder Wetzzen-ähnlichen Namen geführt hat. Die Herren von Hornberg aber waren, nach der Vergabe des vormals noch unbewohnten und ungerodeten Königslandes, wenn vielleicht auch nicht die ersten, so sicherlich doch mit die ersten Privatbesitzer dieses Geländes.

Bleiben wir also nach mitteloberdeutscher Schreibweise bei „Wetzzenouwe“ als Flurname und zerlegen das Wort in zwei Teile, und zwar in „Wetz“ und in „Ouwe“. Dabei dürfte das Vorwort „Wetz“, ähnlich wie die Vorwörter der

Gemeindenamen Wettersbach (Baden), Watzum (bei Schöppenstedt) und des Flüßchens Wettbach (Württemberg), vom indogermanischen Wort „wed“ = Sumpf oder dem gleichbedeutenden keltischen Wort „wad“ abzuleiten sein. Durch Verschleifung erfuhr dann dieses Wort im Laufe der Jahrhunderte eine Konsonantenverstärkung in Wett oder Wetz. Der zweite Wortteil „Ouwe“, vom germanischen „awjo“ abstammend, ist mitteloberdeutsch und bedeutet „Land am Wasser“. Die Wetzenuau, als Flurbegriff gesehen, würde also bezüglich der Lage ihres ebenen Teiles nichts anderes bedeuten als „sumpfiges, am Wasser gelegenes Gelände“.

Mehrfach in seiner Geschichte wurde das Straßburger-Hof-Gut nicht in die Hände eines einzelnen Belehnten gegeben, sondern in zwei Hälften verliehen. So war es auch, als es in das Licht der Geschichte rückte. Ob dabei die beiden Hofinhaber in zwei getrennten Hofstätten wohnten oder von einem gemeinsamen größeren Gutshof aus ihrer Territorien verwalteten, läßt sich nicht genau ermitteln. Die untere Hofhälfte wurde jedenfalls im zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts durch den von den Herren von Hornberg belehnten Inhaber Berthold von Schlegelholz, einem Schwager des Ritters Konrad von Ortenberg, bewirtschaftet. Dieser verkaufte dann seinen Teil — „ain halbes Lehen zu Wetzenuowe bei dem Spicze“ — mit allem Zubehör und mit Genehmigung des Lehnsherrn Friedrich zu Hornberg, im Jahre 1344 um 4 Pfund und 4 Pfennig Straßburger Münze an den Ritter Franz von Bärenbach, dessen Burg in Mühlenbach stand und der ein Lehensmann des Grafen zu Fürstenberg war. Friedrich von Hornberg behielt sich dabei das Rückkaufsrecht nach drei Jahren vor. So etwa im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts muß dann diese untere Hälfte an Gerie von Gypchen übergegangen sein. Gerie war der Bruder von Aulbrecht von Gypchen, dessen Burg auf der Hofstatt des früheren Abrahamshofes im nahegelegenen Ippicher Tal stand. Beider Eltern waren Alber von Gypchen und seine bürgerliche Ehefrau aus dem Wolfacher Geschlecht Hüllwer, das ausgangs des 14. und anfangs des 15. Jahrhunderts mehrere Güter und Ländereien um Wolfach herum besaß.

Gerie von Gypchen war wahrscheinlich nicht allzulange Inhaber des unteren Lehens, denn bereits anfangs des 15. Jahrhunderts wird der Wolfacher Bürger Friedrich Aberli als sein Nachfolger erwähnt. Friedrich, der übrigens von 1404 bis 1441 auch Inhaber des Schmittehofes war, war vermutlich ein Sohn des Wolfacher Schultheißen Albrecht Aberli, welcher der Stadt in den letzten zwei Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts vorstand und dessen Vetter Berthold Hüllwer ein Schwager von Gerie von Gypchen war. Mit Berthold Hüllwer aber beginnt ein neues Namenskapitel des Straßburger Hofes.

### *Der Hüllwershof*

Wann Berthold Hüllwer, dessen Geschlecht ursprünglich aus Horb stammte, den oberen Lehensteil des Straßburger Hofes übernommen hat, läßt sich nur ungefähr

bestimmen. Vermutlich war es schon im dritten Viertel des 14. Jahrhunderts. Gar bald nannte man im Volksmund sein Lehen den „Hüllwershof“. Berthold scheint ein umsichtiger und schaffensfreudiger Mann gewesen zu sein, der seine Ländereien erfolgreich verwaltete und sie bis zu seinem Alter behielt. Im Frühjahr 1404 verkaufte er sie dann, mit Zustimmung der vier Herren von Hornberg, mit allem Zubehör um 70 Gulden zur Nutznießung an seinen Neffen Aulber von Gypchen. Die Hornberger Zustimmung erfolgte deswegen von vier Herren, weil es dort damals zwei Burgen gab. Auf der einen saßen die Ritter Brun und dessen Bruder Hans von Hornberg, auf der andern deren Vettern, die Gebrüder Friedrich und Mathis von Hornberg. Das Gut bei Wolfach aber gehörte der Sippschaft gemeinsam. Als Grenzen wurden bei der Übernahme angegeben: „Das Gut stoßet an ain Sit an den Härlispach (Herlinsbach) und an der andern Sit an den Hof von Gypchen.“ Zu dem Kauf Aulbers gaben dann später auch der Ritter Reinhart von Ehingen und dessen Ehefrau Anna Hüllwerin, eine Tochter Berthold Hüllwers, ihre Zustimmung. Im Laufe der Zeit scheint das untere Lehen ebenfalls in die Hände Aulbers übergegangen zu sein, der später seinen Sohn Aulber jun. am Gesamtlehen beteiligte. Immer noch waren die Herren von Hornberg die eigentlichen Besitzer. Erst in den Jahren zwischen dem Verkauf ihrer beiden Stammburgen an die Grafen von Württemberg — also zwischen 1423 und 1443 — vergaben sie auch das Grundrecht des Hofgeländes „ihrem ehrbaren und weisen Aulber von Gypchen“.

### *Der Kugelershof*

Der Familienname „Kugler“ (in Straßburg oft Kügler und in Wolfach meist Kugeler geschrieben) entstammt wie viele Familiennamen einer handwerklichen Tätigkeit, in diesem Falle vom Kugelmacher. Aus welcher Gegend die Kugelers im 15. Jahrhundert nach Wolfach kamen, ist ungewiß. Vielleicht von Straßburg, wo schon 1333 bis 1350 ein Henslin Kugler als Mitglied des großen Rates genannt wird und wo im 14. Jahrhundert ein Kugler-Haus mehrmals Erwähnung findet; vielleicht aber auch von Augsburg, wo der Name in jener Zeit öfters genannt wird. Urkundliche Erwähnung findet das Geschlecht auch in Meßkirch, wo zwischen 1278 und 1340 Ordensgeistliche mit dem Namen Kugler als Zeugen bei verschiedenen Anlässen auftreten. In Wolfach waren sie auf jeden Fall von 1442 ab bis über das Jahr 1600 hinaus als Bürger oder als weibliche Angehörige begüterter Bürgersfamilien ansässig.

Erstmals erscheint hier ihr Name am 10. August 1442 anlässlich eines Kaufvertrages zwischen Aulber senior und junior von Gypchen einerseits und den Gebrüdern Heinrich und Trutmann Kugeler und deren Vetter Konrad Kugeler andererseits, in welchem die Gypchen den Hüllwershof in seiner Gesamtheit den Kugelern um 620 rheinische Gulden überlassen. Von dort ab wurde der Hüllwershof dann „Kugelershof“ genannt. Aus späteren Akten geht hervor, daß die Brüder Heinrich

und Trutmann mit ihren Familien die eine Gutshälfte und der Vetter Konrad mit seiner Familie die andere Hälfte bewirtschafteten, wobei Wege und Stege sowie der Holztertrag und die Wildweide — so nannte man damals ungerodetes Heckenweideland — Gemeingut blieben. Sie scheinen es in Wolfach zu Rang und Stand gebracht zu haben, denn die Gebrüder Heinrich und Trutmann werden in den Akten mehrere Male als geschworene Richter und Heinrich außerdem als Ratsmitglied genannt.

Von 1462 ab fehlt der Name des Veters Konrad in den Akten, dafür wird der seiner Frau genannt, die Cläre hieß. Wahrscheinlich war Konrad in der Zwischenzeit verstorben. Ihm scheint so etwa um 1470 herum Trutmann Kugeler im Tode nachgefolgt zu sein, denn zwei Jahre später wird seine Frau Gertrud als Witwe bezeichnet. Dafür tauchen ab 1470 mit Hans und ab 1472 mit Jakob und Trutmann (jun.) drei neue Vertreter des Geschlechts in den spärlichen Akten jener Zeit auf. Übrigens standen im Jahr 1470 in Wolfach insgesamt 84 Häuser, die 76 Besitzern gehörten. Alle Häuser waren aus Holz gebaut, mit Ausnahme von den Steinhäusern der gräflichen Herrschaft und zweier Bürger. Von den letzteren gehörte das eine dem mehrfachen Gutsbesitzer Heinrich Behem und das andere Heinrich Kugeler.

Von den drei jüngeren Kugelers war Jakob der bekannteste. Er war verheiratet mit Engelin Lemp, einer Schwester des Jörg Lemp, der zu dem damals reichsten Bürgergeschlecht in Wolfach gehörte. Durch Erbschaft war Jakobs Frau auch der Staufenhof in Übelbach als Eigentum zugefallen, den das Ehepaar Kugeler etwa ein Dutzend Jahre besaß, um ihn dann im Jahre 1486 an die Witwe Sabine Fischer geb. Wild zu verkaufen. Zwei weitere Kugeler-Namen werden 1489 genannt, und zwar in den Matrikeln der Universität Freiburg, in die sich Jakob Kugeler (jun.) und Melchior Kugeler aus Wolfach als Studenten eintragen ließen. Von Jakob sen. hört man noch einmal im Jahr 1491, wo er als Pfleger der Kreuzaltar-Pfründe in der Wolfacher Stadtkirche Erwähnung findet. Im Jahre 1517 werden im Wolfacher Stadtbuch vier Familien Kugeler aufgeführt, die Hofstattzinse bezahlen, leider sind ihre Vornamen dabei nicht genannt. Auch 1550 und 1600 wohnten noch immer Bürger mit dem Namen Kugeler in Wolfach, um dann späterhin nicht mehr in den Akten zu erscheinen. Mit einer der letzten der Wolfacher Kugelers hieß Andreas. Dieser richtete am 26. März 1575, also in der Zeit der Gegenreformation, eine Bittschrift an die Fürstenbergische Regierung, des Inhalts, daß es ihm, seiner Frau und seinem Stiefsohn Schörnlin genehmigt werden wolle, „das Sakrament in zwei Gestalten zu empfangen“. Andreas war also evangelischen Glaubens. Während um 1600 herum die männliche Kugeler-Linie ausgestorben sein muß, sind in den Akten kurz vorher noch zwei weibliche Nachkommen dieses Geschlechts in Wolfach zu finden, und zwar Magdalena Kuglerin als Ehefrau des Schultheißen Adam Spilmann (1585—1608) und Agnes Kuglerin als Ehefrau des Hafners Matthäus Götz.

## *Der Straßburger Hof*

Ob der Wolfacher Student Jakob Kugeler jun., der 1489 in Freiburg immatrikulierte, der Vater oder der Onkel eines nachfolgenden Jakobus Kugeler war, der um das Jahr 1500 herum in Wolfach geboren wurde, ist nicht bekannt. Auf jeden Fall erscheint dieser Nachfolger, den wir Jakob III. nennen wollen, in den alten Straßburger Akten unter der Bezeichnung „Bürger in Wolfach“. Er war verheiratet mit Cunigunda Gerbelyn, einer Schwester des Straßburger Stadtschreibers Theodosius Gerbelius. Aus der Ehe gingen sechs Kinder hervor, von denen fünf vermutlich in Wolfach geboren wurden, während das sechste, als Nesthäkchen, im Jahre 1553 in Straßburg die Taufe erhielt. Daraus läßt sich schließen, daß die Familie um das Jahr 1550 nach Straßburg übergesiedelt war, ohne dabei ihren Gutsbesitz in Wolfach aufzugeben. Von diesem Zeitpunkt an nannte man den Wolfacher Kugelershof „Straßburger Hof“, ein Name, der ihm als Gewannbezeichnung bis heute geblieben ist.

Das Ehepaar Kugler-Gerbelyn scheint sich nach seinem Standortwechsel in der Straßburger Münstergasse ein Haus erworben zu haben, das, gemäß der damaligen Sitte, den Häusern Beinamen zu verleihen, „Zu dem von Wolfach“ hieß. Es war ein altbekanntes Haus, das schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts als Klostergutshof diente. Jakob III. konnte sich an seinem Straßburger Anwesen nur wenige Jahre erfreuen. Er muß etwa Mitte der fünfziger Jahre verstorben sein. Als ihm wenig später seine Frau im Tode nachgefolgt war, ging das Haus in die Hände des Dr. Nikolaus Gerbelius, des Kleinen Rates Schreiber, über. Er war ein Bruder der Cunigunda Gerbelyn.

Von den sechs Kindern Jakobs III. hieß der älteste Sohn ebenfalls Jakob. Wie schon erwähnt, war er gebürtiger Wolfacher. Das Straßburger Bürgerrecht erhielt er erst im Jahre 1568 durch seine Frau, Agnes Meyerin. Jakob IV. war von Beruf Notar und außerdem eine Zeitlang Ratsherr von Straßburg. Seine Frau war eine Notarentochter. Auch seine Geschwister, die mit ihm als Kinder nach Straßburg gekommen waren, wurden in der neuen Heimat bekannte Bürger und Bürgerinnen: Susanna verheiratete sich 1559 mit dem Mathematikprofessor und Dekan Conradus Dasypodius, dem Verfasser der Pläne für die Straßburger Münsteruhr; Walburga ging im Jahre 1561 die Ehe ein mit dem Zinsmeister und Mitglied der XVer-Kammer, Jörg Schönherr; Heinrich, der 1553 an der Universität Tübingen das Studium der Rechtswissenschaften aufgenommen hatte und Notar wurde, vermählte sich mit der Tochter Margaretha des Amtmeisters Schütterlin; Carolus, dessen Beruf nicht genannt ist, heiratete 1567 seine Schwägerin Magdalena Schütterlin und wird 1587 als zweifacher Hausbesitzer in Straßburg genannt; lediglich über den Lebenslauf der jüngsten in Straßburg geborenen Schwester Martha ist nichts Näheres bekannt. Ob Jakob IV. das Wolfacher Straßburger-Hof-Gut allein besaß oder ob es den sechs Kindern als Erbengemeinschaft gehörte, bedarf noch der Klärung. Wahrscheinlich ist, daß Jakobs IV. zweitältester Sohn David, der als „Doktor beider Rechte“ aktenkundliche Vermerke bekam, nach des Vaters Tod die Erbengemeinschaft federführend vertrat.

Als Davids Nachfolger war dessen einziger Sohn Johann Jakob vorgesehen, der 1604 geboren wurde, aber schon 1626 verstarb. So kam das Gut dann in die Hände der ältesten Tochter Davids, Agnes Kuglerin, die mit dem Straßburger Handelsmann Erasmus Knörre verheiratet war. Dieses Ehepaar blieb Besitzer des Gesamtgutes bis 1642, wo es dann „das halbe Anteil an zwei Höfen nebeneinander gelegen bei der Statt Wolfach“ an den Straßburger Tuchhandelsmann Johannes Pflieger und dessen Frau veräußerte. Die andere (obere) Hälfte ging einige Jahre später käuflich an Dr. Ernst Friedrich Mollinger aus Straßburg über, welcher der Schwiegersohn des Ehepaares Knörre und gleichzeitig der Bevollmächtigte noch anderer Straßburger Teilhaber aus dem Kreis der Erbgemeinschaft war.

So blieb der Besitzstand beim oberen Hofteil bis 1655, als Dr. Mollinger seinen Teil für 800 Gulden an den Grafen Rudolf Friedrich zu Fürstenberg verkaufte. Johann Pfliegers unterer Hofteil ging zunächst in den Besitz des Wolfacher Sonnenwirtes Lorenz Beck über, der bereits schon kleinere Ländereien des obersten Hofteiles besaß. Im Jahre 1665 verkaufte dieser seine Hofteile ebenfalls an die Fürstenberger, und zwar an den Grafen Maximilian Franz. Damit war der Straßburger Hof, der sich über 200 Jahre lang fast nur in den Händen der Familie Kugeler und ihrer Erbnachfolger befand, ganz in Fürstenbergisches Eigentum übergegangen.

### *In Fürstenbergischem Besitz*

Die Grafen zu Fürstenberg waren in der Folgezeit darauf bedacht, für die Verwaltung ihres Hofes gute Pächter zu finden, die damals „Mayer“ oder „Beständer“ genannt wurden. Den ersten fanden sie in der Person des Landwirtes Hans Tritschler, der im Jahre 1666 gegen einen jährlichen Pachtzins von 100 Gulden und gegen die Lieferung von allerlei Naturalien Mayer wurde. Hans Tritschler war dreimal verheiratet, zuerst mit Amalie Wild, dann mit Maria Riester und zuletzt mit Margarethe Firner. Ab 1673 wird er in den Akten als „der alte Bauer“ bezeichnet. In diesem Jahr verheiratete sich nämlich sein Sohn Andreas aus erster Ehe mit der Wolfacherin Luzia Ruser und übernahm die Mayerschaft, um sie bis zum Jahre 1700 innezuhaben.

Der nächste Beständer war ein Wolfacher Bürger, dessen Sippe noch weitere Pächter des Hofes stellte. Er war kein Landwirt, sondern Tuchhandelsmann und Inhaber eines Gemischtwarengeschäftes und hieß Johann Neef. Die Neefs waren zu jener Zeit ein in Wolfach vielverzweigtes Geschlecht. Ihr Stammvater Hans Neef war Vogt in Schramberg gewesen und so etwa um 1600 herum nach Wolfach gekommen, wo sein Sohn Jakob eine Metzgerei eröffnete. Tuchhandelsmann Johann Neef war einer der Urenkel des Stammvaters. Nachdem seine erste Frau Barbara Fehrenbacher verstorben war, verheiratete sich Johann 1694 zum zweiten Male, und zwar mit Maria Klara Seitz. Einige Wochen nach der Hochzeit han-

tierte er abends mit Kerzenlicht in der Scheuer hinter seinem Wohnhaus, das unterhalb des ersten Rathausgebäudes lag (heute Bankhaus Faißt). Es entstand ein Großbrand, dem sein Haus, das Rathaus und noch weitere 13 Bürgerhäuser nebst Scheuern und Stallungen zum Opfer fielen. Der Schadensersatzprozeß, den die Brandgeschädigten gegen ihn führten, dauerte sechs Jahre lang. Als er ihn, ziemlich verarmt, hinter sich hatte, suchte er außerhalb seiner Handelstätigkeit nach einer zusätzlichen Erwerbsquelle. Er fand sie, als er sich 1701 bei der gräflichen Herrschaft erfolgreich um die Pachtung des Straßburger Hofes bemühte. Vielleicht war ihm die Herrschaft deswegen besonders gesonnen, weil seine Mutter, eine geborene Schnetzer, die Tochter eines fürstenbergischen Landschaffners gewesen war.

Johann Neef blieb Beständer bis 1715, wo er verstarb. Noch zu seinen Lebzeiten hatte die gräfliche Verwaltung durch eine Kommission unter Führung des Wolfacher Stadtrates Stanger eine Visitation auf dem Straßburger Hof durchführen lassen, um festzustellen, in welchem Zustand sich Hofgebäude, Wirtschaftsgebäude und Ländereien befanden. Diese Visitation ist insofern erwähnenswert, weil aus ihrem Abschlußbericht hervorgeht, welche Größe das Hofgebäude hatte. Es handelte sich hierbei immerhin um ein vierstöckiges Haus, in welchem sich, zumindest in den drei oberen Stockwerken, Wohnräume befanden.

In seinen letzten Lebensjahren hatte Johann Neef sein gepachtetes Hofgut nicht mehr selbst verwaltet. Er hatte einen Unterpächter eingesetzt, und zwar den Vogt Simon Faist aus Kinzigtal, dessen ledige Tochter Katharina ein Kind von Johannes' Sohn Lorenz hatte. Simon Faist verblieb auch als Untermayer, als der Graf im Jahre 1722 seinen Wolfacher Landschaffner Friedrich Hildebrand als Hauptbeständer einsetzte. Dieser aber heiratete im gleichen Jahr des verstorbenen Johann Neefs jüngste Tochter aus zweiter Ehe, Maria Theresia. Hildebrand blieb Beständer bis 1752, wohnte jedoch nicht auf dem Hof, sondern im Haus der heutigen Stadtapotheke. Als Untermayer auf dem Hof aber fungierte Simon Faists Sohn Christian.

Nach der 1752 durch die gräfliche Verwaltung an Friedrich Hildebrand gerichteten Kündigung des Pachtverhältnisses wurde der Bürger und Lamm-Wirt (später „Kranz“) Franz Xaver Neef als Beständer eingesetzt. Dieser war ein Neffe von Johann Neef und von Beruf Metzger und Wirt. Zur Pachtübernahme gelang es ihm, bei der gräflichen Verwaltung eine Gastwirtschafts-Konzession für den Hof durchzusetzen. Wahrscheinlich befand sich diese Wirtschaft dann im ersten Obergeschoß des Hofgebäudes, da ja für ihn, seine Familie und seine Bediensteten in den beiden darüber liegenden Stockwerken noch genügend Wohnraum vorhanden war. Gar bald erfreute sich die Wirtschaft „Zum Straßburger Hof“ bei den Bürgern der Stadt großer Beliebtheit, und besonders an Sonntagen besuchten sie sie gerne. Auch die Schützen hielten in ihrer Umgebung ihr regelmäßiges Freischießen ab. Der Pachtvertrag mit Franz Xaver Neef lautete auf zehn Jahre, aus denen jedoch zwölf wurden, für die er einen Pachtzins von insgesamt 410 Gulden zu entrichten hatte.

Sein Nachfolger war der Schapbacher Bauernsohn Anton Harder, der mit einer Maria Hermann verheiratet war und den Hof 1764 in Pacht nahm. Er führte auch die Wirtschaft weiter und erhielt das Recht eingeräumt, mit Vieh, Feldfrüchten, Butter und Obst Handel treiben zu dürfen. Auch brauchte er die damals übliche städtische Weingetränkesteuer (Umgeld) nicht zu bezahlen. Darüber hinaus wurde ihm im Jahre 1775 zugebilligt, geschlachtetes Vieh in Viertelstücken, keinesfalls jedoch pfundweise, zu verkaufen. Nur ein Wunsch wurde ihm strikt abgelehnt, nämlich der, seine Wirtschaft an die 1752/53 neu erbaute Landstraße nach Hausach verlegen zu dürfen. Das Hofgebäude lag etwa 70 Meter bergwärts von derselben, so daß der Hauptteil der passierenden Pferdefuhrwerke seine Wirtschaft nicht als Zwischenaufenthalt benutzte. Mit dieser Absage hatte die gräfliche Verwaltung dem diesbezüglichen Drängen der Stadt Wolfach nachgegeben, die gar zu gerne das Hofgut mit allem Zubehör selbst erworben hätte, einmal zur Arrondierung ihres Ortsetters nach Süden hin und zum andern, um mehr landwirtschaftliches Gelände für städtische und für bürgerliche Zwecke zur Verfügung zu haben. So aber gehörten der Straßburger Hof politisch zum Fürsten und dessen Bewohner, kirchlich betrachtet, seit alter Zeit zur Hausacher Kirchengemeinde.

Im Jahre 1792, als das Hardersche Pachtverhältnis erloschen war und der Hof zur Versteigerung gelangte, wandte sich die Stadt offiziell an die Fürstenbergische Regierung mit der Bitte, ihr die Gebäude mit dem gesamten Areal als Erblehen zu überlassen. Sie bot dafür 399 Gulden Lehenszins und außerdem darüber hinaus alle dreißig Jahre einen Lehensschatz von 225 Gulden. Mitbieter war der Hausacher Posthalter und Kronenwirt Jakob Neef, der bei der Versteigerung beide Summen um ein geringes überbot und deshalb den Zuschlag erhielt. Die Wolfacher Bürgerschaft war über diesen Zuschlag empört, und die Stadt sandte eine Abordnung nach Donaueschingen mit dem Auftrag, das Versteigerungsergebnis auf dem Verhandlungswege rückgängig zu machen. Trotz schwerwiegender Gründe, welche die Deputation bei Hofe vorzubringen mußte, gelang es ihr jedoch nicht, die Donaueschinger Verwaltung umzustimmen.

Jakob Neef war wohl bis dahin Posthalter in Hausach gewesen, gebürtig war er jedoch von Wolfach, und zwar als Sohn des Ochsenwirts Johann Jakob Neef und der Bürgermeisterstochter Maria Apollonia Sandhaas. Wenn man die damals besonders in Wolfacher Gastwirtskreisen ausgeprägte Vorherrschaft des Geschlechtes Neef in Erwägung zieht, wundert es einen nicht, daß Jakob in seinem Duell gegen die Stadt die Oberhand behielt. Im Jahr seiner Hofübernahme besaß sein Bruder Anton den Salmen, sein Bruder Johann den Ochsen und sein Bruder Wendelin das Kreuz. Seine älteste Schwester Klara aber war durch ihre Heirat mit Roman Armbruster Sonnenwirtin geworden, während seine eigene Frau, Apollonia geb. Moser, eine Schwester des Herrengartenwirtes Meinrad Moser war.

Nun, die Erregung der Wolfacher legte sich bald, nachdem Jakob versprochen hatte, seine Wirtschaft niemals an die Landstraße zu legen. Er erhielt auch die meisten Rechte seines Vorgängers wieder eingeräumt, und die Wolfacher verkehr-



ten nach wie vor gern in der Hofwirtschaft. Jakob starb im Kriegsjahr 1813. Da er das Gut als Erblehen innegehabt hatte, ging die Beständerschaft in die Hände seines jüngsten Sohnes über, des Wolfacher Adlerwirtes Jakob Neef. Dieser war bei der Übernahme 25 Jahre alt und verheiratet mit Barbara Schultes. Zu seinen Zeiten war seine Hofwirtschaft ein beliebter Aufenthaltsort des 1827 gegründeten Bürgermilitärs und der ein Jahrzehnt später entstandenen Bürgermilizkapelle. Oftmals am Sonntagabend sah man das ganze Bataillon, unter Vorantritt seines Majors und seines Hauptmannes, mit klingendem Spiel vom Exerzieren und nachfolgenden kameradschaftlichen Beisammensein vom Straßburger Hof in die Stadt zurückmarschieren. Jakob jun. behielt das Lehen bis kurz vor seinem im Jahre 1851 erfolgten Tod. Bei der nachfolgenden Erbteilung traten als Erben auf: seine Witwe aus zweiter Ehe, Apollonia Wigant, und seine acht Kinder, von denen drei in Wolfach wohnten und die übrigen auswärts verheiratet waren.

Die Fürstliche Verwaltung aber erfüllte nach dem Tod des letzten Hofbeständers einen Teil der Wolfacher Wünsche. Sie ließ das Hofgebäude abreißen und gab die Wiesen und Felder teils der Stadt und teils den Bürgern in Pacht. Den etwa 25 Hektar großen Wald behielt sie zur eigenen Nutzung.

### *Der Straßburger Hof als Stadtteil*

Nahezu ein halbes Jahrhundert lang zog nun Ruhe und Stille auf dem nunmehr, mit Ausnahme einiger Sägewerke, un bebauten Gebiet im Süden der Stadt ein. Erst im Jahre 1898 ließ Freiherr Hans von Verschuer auf ihm eine Villa als Wohnsitz bauen (heute Klinik Dr. Wohlauf). Er hatte im gleichen Jahr die Firma Schwarzwälder Barytwerke gegründet (heute Sachtleben AG), die im hinteren Rankachtal größere Barytlager abzubauen begann und den Schwerspat mittels Pferdefuhrwerken in die „Schwerspatmühle“ nach Wolfach zur Weiterverarbeitung transportierte. Die Schwerspatmühle aber befand sich anfangs noch im ehemaligen Sägewerk Roman Armbruster (heute E-Werk). Hans von Verschuers Villa wurde 1911 von seiner Schwester Selma übernommen, die aus ihr ein Erholungshaus machte, in dem aufgrund vertraglicher Abmachung Rekonvaleszenten der Reichsversicherung für Angestellte Unterkommen und Erholung fanden. Heute dient das Haus als Fachklinik für Parkinsonkranke.

Ebenfalls 1898 baute die Reichsbahn ein mehrstöckiges Wohnhaus für ihre Bediensteten auf dem von der fürstlichen Verwaltung erworbenen Platz unterhalb der Siechenbrücke (Hausacher Straße 6). Der Landwirt Heribert Dieterle aus Schapbach erwarb im Jahre 1910, dicht unterhalb des ehemaligen Hofgebäudes, Grund und Boden zur Errichtung einer Bauernstelle. Sein Wohn- und Ökonomiehaus wurde im gleichen Jahr gebaut. Heutiger Besitzer ist Heriberts Enkel Hans Dieterle.

Mit diesen drei Häusern blieb der Bebauungsstand unverändert bis nach dem

ersten Weltkrieg. Im Jahre 1919 sollte endlich der alte Wunsch der Stadt Wolfach, den bebauungsfähigen Teil des Geländes in ihren Besitz zu bekommen, in Erfüllung gehen. Das Angebot der fürstlichen Verwaltung, den Straßburger Hof und die Weihermatte zu kaufen, kam günstig im Zeichen großer Wohnungsnot und des mangelnden Geländes für Wolfachs immer noch recht ansehnlich vertretene Landwirtschaft. In einer Bürgerversammlung am 22. Juli wurde der Kauf des 25 Hektar großen Straßburger Hofes zum Preis von durchschnittlich 52 Pfennig je Quadratmeter und der gegen 6 Hektar großen Weihermatte zum Preis von 1 Mark je Quadratmeter nahezu einstimmig beschlossen. Der Gesamtaufwand für den Kauf betrug 188 000 Mark. Die städtische Verwaltung setzte den Beschluß unmittelbar danach in die Tat um. Damit hatte sie die Voraussetzungen für eine spätere Ausdehnung der Stadt geschaffen.

Bedingt durch die wirtschaftliche Not der Jahre nach der ersten Inflation konnte erst im Jahre 1927 zögernd mit der Bebauung des Hofgeländes begonnen werden. Kurz vor dem zweiten Weltkrieg ließ die Stadtverwaltung durch den Karlsruher Städteplaner Wilderer einen Teilbebauungsplan für dieses Territorium aufstellen. Bei Kriegsausbruch standen erst 11 Gebäude, darunter das Dienstwohngebäude für den jeweiligen Landrat der Kreisstadt. Die Bevölkerungszahl des bebauten Geländes betrug dort knapp 100 Personen. Nach Kriegsende wurden von der französischen Besatzungsbehörde die Gebäude des Kurheims zur Unterbringung des Gouvernements und das Dienstwohngebäude des Landrats, das zuerst mit großem Aufwand umgebaut werden mußte, als Wohnhaus für den Gouverneur beschlagnahmt. Nach Freigabe dieser Gebäude im Jahre 1951 konnte das Gouvernementshaus seiner Besitzerin, Freiin Erika von Verschuer, zurückgegeben werden, während das Landratshaus an den Fürsten von Ysenburg und Büsingen veräußert wurde, der daraus ein Ferienhaus für seine Bediensteten machte, um es dann einige Jahre später an einen Gewerbetreibenden weiterzuverkaufen, der den Bau zu einem Hotel umgestaltete.

Eine Fortsetzung der Bebauung des Hofgebietes ließen die Jahre um die zweite Inflation zunächst nicht zu. Dafür hatte 1947 ein Flüchtlingsbetrieb auf dem Gelände eine bescheidene Fertigungsstätte in Form von drei Baracken erstellt: die Dorotheenhütte. Sie wuchs inzwischen, zusammen mit ihrem 1965 in Zwiesel eröffneten Zweigwerk, zu einer namhaften Glashütte heran und beschäftigt heute allein in ihrem Wolfacher Werk 230 Personen. Ein weiterer Industriebetrieb eröffnete im Sommer 1956, dicht unterhalb der Dorotheenhütte, seine Fertigung. Es ist die Firma Klio-Eterna, Fabrik für Schreibgeräte.

1949 lief auch der Wohnungsbau des Gebietes wieder langsam an. Der Vorkriegs-Bebauungsplan wurde nochmals überarbeitet und modernisiert. Bis 1951 standen neben den Wohnhäusern an der Kreuzbergstraße auch schon die ersten drei Gebäude an der begonnenen Ostlandstraße. Von da an begann das neue Wohngebiet im Süden der Stadt rasch zu wachsen. Das Jahr 1953 brachte die Einweihung der Eugen-Gerstenmaier-Siedlung mit 51 Wohneinheiten, die in der Hauptsache als Übergangsheime für Flüchtlinge gedacht waren. Sie wurde erstellt durch die Ge-

meinnützige Siedlungsgesellschaft des Hilfswerkes der Evangelischen Kirche und dann der Stadt in Pacht gegeben. Bald konnte auch der städtische Kindergarten auf dem Straßburger Hof seiner Bestimmung übergeben werden. Drei Jahre später wurde das Johannes-Brenz-Altersheim eingeweiht, das seither etwa 60 Personen die Voraussetzungen für einen geruhsamen Lebensabend bietet. Bis Ende 1956 standen auf dem Hofgebiet bereits 123 Wohnhäuser, von denen manche auch einen Geschäftsbetrieb mit einschließen. In diesen Wohnhäusern befanden sich zum genannten Zeitpunkt 247 Wohnungen mit einer Einwohnerzahl von 980 Personen.

Heute gibt es auf dem Straßburger Hof zwölf Straßen, denen sich gar bald beim Kastaniendobel eine dreizehnte angliedern wird. Die Einwohnerzahl des Gebietes aber ist nach dem Stand der Gebäude- und Wohnungszählung von Ende 1968 auf 1525 angewachsen. Die Zahl der Wohn- und Geschäftshäuser, ohne diejenigen Bauten, die rein gewerblichen Zwecken dienen und keine Wohnungen enthalten, beträgt 197.

Wolfachs Innenstadt, oder wenn man so will, die Altstadt, hat drei Außenbezirke, nämlich Wolfach-Nord mit der Oberwolfacher Straße, der Franz-Disch-Straße und den zu diesem Gebiet zählenden Nebenstraßen, ferner Wolfach-Ost mit der Schiltacher Straße und ihren Nebenstraßen am unteren Langenbach und auf dem Schmelzegrün, und schließlich Wolfach-Süd mit dem Straßburger Hof, zu welchem man noch die östliche Seite der Hausacher Straße und das Wohngebiet vor Kirnbach zählen könnte. Bei einem Vergleich dieser drei Außenbezirke ergibt sich eine Gemeinsamkeit: sie stehen alle auf geschichtlichem Boden, doch setzte ihre bauliche Entwicklung erst in jüngster Zeit ein.

Der Straßburger Hof aber ist, aufgrund seiner ausgezeichneten Voraussetzungen für ein geschlossenes Siedlungsgebiet, der volkreichste dieser drei Stadtteile geworden, nach einem jahrhundertlangen Weg vom alten Gut Wetzenuau bis zum landschaftlich schön gelegenen und wirtschaftlich lebendigen Teil der Kreisstadt.

#### *Benutzte Quellen:*

- Fürstlich Fürstenbergische Aktenfaszikel „Straßburger Hof“, 1344—1838.
- Fürstlich Fürstenbergische Urkundenbücher, Band 2, 3, 5 und 7.
- Städtisches Archiv Wolfach, Diverse Aktenfaszikel, 1890—1910.
- Städtisches Archiv Wolfach, Grundbücher 1919—1929.
- Städtisches Archiv Wolfach, Akten Gebäude- und Wohnungszählung vom 31. 10. 1968.
- Franz Disch, Chronik von Wolfach, 1920.
- Franz Disch, Der Straßburger Hof (Der Kinzigtäler 1919).
- Ferdinand Häufle, Familienbuch der Stadt Wolfach, 1600—1938.
- August Geiger, Nun wohnen schon 1000 Einwohner dort (Offenburger Tagblatt, 1956).
- Ilse Ewald-Jahr, Straßburger Vorfahren Kugler (Badische Familienkunde, 1962/66/67).
- Dr. Ernst Batzer, Wolfacher Studenten aus alter Zeit (Der Kinzigtäler, 1923).
- Hans-Josef Wollasch, Die Anfänge des Klosters St. Georgen (Forschungen zur Oberrheinischen Landesgeschichte, 1964).
- Richard Nuzinger, Gutach unter der Herrschaft Hornberg (Gutacher Talbote, 1906).
- Alfred Lederle, Fürstenbergische Beamte aus Ortenauer Geschlechtern (Die Ortenau, 1954).
- Dr. Karlleopold Hitzfeld, Die Hornberger Schlösser (Die Ortenau, 1965).

## Biberachs schwerste Tage . . .

Aus meinem Tagebuch vom April 1945

*Von Marlis Jahn geb. Gißler*

*Am 18. April*

Der Krieg rückt näher, die Lage wird brenzlich! Unsere Soldaten erzählen, in Gengenbach seien schon Franzosen und Marokkaner. Damit ist Biberach Kriegsfrent geworden, und alle seine Bewohner versuchen, sich darauf einzustellen: Hausrat wird verlagert, und viele Einwohner, vor allem Frauen und Kinder, ziehen sich auf ihren Stamplatz in Rothmanns Felsenkeller im Kapellen-Berg zurück.

Seit gestern schießt die deutsche schwere Flak als Artillerie über uns hinweg zum Feind hinüber. — Wir alle warten ängstlich gespannt auf die von unseren Soldaten angekündigte „Antwort“. Bei unserer Flak — sie ist seit Wochen in Biberach einquartiert — jagen sich die Befehle: „Aufbruch“ — „Abtransport“ — „Infanterieeinsatz hier“ — „Abmarsch“ — „Biberach wird doch verteidigt“, die Leute werden schrecklich durcheinander gebracht.

Die Flak-Ortskommandantur wird von der Infanterie übernommen. Meine Schwester Hedwig kauft den ganzen Vormittag ein und bringt Eßwaren in Mengen nach Hause, über die wir markengewohnten Leute nur so staunen. Seit gestern ist in den Lebensmittelgeschäften Ausverkauf. Und die Läden sind von der aus Kehl hierher verlagerten Großhandlung noch gut beliefert worden. Man will nicht, daß die Franzosen die ganzen Vorräte kassieren. — Jetzt haben wir elf Pfund Edamer Käse im Haus! — Endlich essen wir mal wieder wie im tiefsten Frieden Butterbrot und dicke Käsescheiben dazu!

Von „vorne“ zurückkommende Soldaten erklären uns die „Lage“. Ein Wachtmeister läßt sich bei Vater die Schuhe nageln. Seit zwei Tagen hat er nichts mehr gegessen. Er kommt aus der Stellung bei Ortenberg. Während er bei uns Kaffee trinkt und Käsebrote mitißt, erzählt er, wie ihn vorne ein junger Leutnant aufgefangen hat. Er teilte ihm Leute zu, völlig unbekannte, und setzte sie ohne Karte in einem ihm absolut fremden Gelände ein. Die 90 Mann hatte er sich in drei Züge eingeteilt. Bis er vom letzten wieder zum ersten kam, war dieser Zug mit seinem Führer nicht mehr da, einfach fortgelaufen. Er schickte einen Melder hinterher. Den hatte er auch nie wieder gesehen. Und als die Franzosen anrück-

ten, lag er mit wenig Männern ohne MG einem ganzen Bataillon gegenüber. Nirgendwo Verstärkung, kein deutscher Panzer weit und breit. Das einzig Mögliche sei gewesen: „Es rette sich, wer kann.“ So war das also vorne!

Währenddessen schoß die deutsche Artillerie unentwegt über uns hinweg. — Doch plötzlich war in dem Ari-Geheule ein ganz anderer Ton: „Siu — — — peng!“ — Einschlag in unserer Nähe!

Die erste Granate war ins Dorf gegangen! Als erstes wurde Beck Ludwigs Haus getroffen. Dann rissen die Granaten Mordslöcher in die Dachstühle vom Postamt, von Hoog Hafners, von Moser Michels. Auch auf den Straßen hatten Granaten eingeschlagen und wüste Löcher aufgerissen. Und leider gab es auch einen Toten: Rudolf Gießler, 's Ziegler Seppe 16jähriger tüchtiger Sohn, wurde von Splittern getroffen und getötet.

Als wir beim Abendessen auf unserer Veranda saßen, erschütterte ein furchtbarer Knall das ganze Dorf. Überall klirrten geborstene Fensterscheiben. Wir rannten in den Hof, um zu sehen, was los war. Aufsteigender, dicker Qualm stand in Richtung Kinzig. Die Holzkinzigbrücke, vom Arbeitsdienst für Kriegszwecke etwa 100 Meter südlich der großen Eisenbrücke gebaut, war gesprengt worden und brannte wie eine leuchtende Fackel ab.

Hedwig und ich fuhren in der Dämmerung noch eine Kiste nach Emersbach. Unser ganzes Dorf war voller Soldaten. Infanterie ging im Gänsemarsch mit geschulterten Panzerfäusten in Stellung. Kein motorisiertes Abwehrmittel war zu sehen.

*Am Donnerstag, den 19. April 1945*

Die Artillerie schoß weiter nach Biberach!

Gleich beim Frühstück schlug ein Ari-Geschoß mit fürchterlichem Krach in unserer Nähe ein. Das Geschirr aus dem Verandaschrank lag in vielen Scherben auf dem Boden.

Zwischen acht und neun Uhr kam noch ein befreundeter Soldat zum letzten „Behüte Euch Gott“ zu uns herein. Er war bei der letzten Flak, die Biberach verließ, und mußte noch eine Leitung von hier nach Steinach abwickeln.

Gleich darnach gab es die zweite ungeheure Detonation an diesem herrlich klaren, sonnigen Frühlingmorgen: Unsere große Kinzigbrücke, die sich im hohen Eisenkonstruktionsbogen von Ufer zu Ufer spannte, war gesprengt worden. — Hitlers Regie hatte zum allerletzten Mal geklappt!

Wieder flog unser Geschirr aus den Schränken, im oberen Stockwerk waren die Zimmer mit Fensterscherben übersät, die Tapeten waren meterbreit mit dem Gips von den Wänden gerissen.

Die Artillerie-Einschläge waren so häufig und nah, daß wir beschlossen, in den Keller zu ziehen. Mit Moser Adlerwirts, die auch ihre Zuflucht im großen Keller in der Geroldsecker Straße suchten, wollten wir gute Nachbarschaft halten. Sie

luden uns zum „Nieni-Brot“, einem gekochten Schinken, ein. Wir aber wollten für beide Familien Mittagessen kochen.

Aber es sollte ganz, ganz anders kommen!

Zunächst brachte uns Frau Lehmanns Nichte noch Lebensmittel. Sie weinte und war todunglücklich. Ihr kleines Kind war in Rothmanns Felsenkeller (dem Biberacher Luftschutzbunker) jenseits der gesprengten Kinzigbrücke. Sie wußte sich keinen Rat, wie sie nun zu ihrem Kind kommen könnte. Wir boten alle Möglichkeiten. Nur um ihr Mut zu machen, gingen wir schließlich mit.

Das Dorf schien ausgestorben. Im Ort pirschten wir uns an den Häusern entlang bis zum Helmensepp, dann im Dauerlauf zum Kinzigdamm. Granitbrocken, Eisenteile und Randsteine waren bis ans Dorf herangeschleudert. Die Dächer der Häuser am Dorfrand waren alle von der Brückensprengung verschoben. Und die Brücke, unsere große Eisenbrücke, war hüben und drüben abgerissen, das Mittelteil war noch einmal abgeknaxt und lag im Wasser. Wir loteten die Frau bis zum Brückentrümmer und halfen ihr, trockenen Fußes über die geborstenen Brückenteile hinüber zu kommen.

Soldaten schimpften von der Eichhalde zu uns herüber, wir sollten machen, daß wir nach Hause kämen.

Daheim fingen wir an, das noch heile Eßgeschirr in den Keller zu räumen. Es war kurz nach 11 Uhr, als Flugzeuge sehr tief über uns kreisten. Thurso, unser Hund, klemmte den Schwanz ein und war der erste im Keller, wo er sich sofort in seine Luftschutzdeckung unterm Mostfaß zurückzog. Kaum waren wir alle nachgekommen, da prasselte es wie Hagel auf unser Dach. Bordwaffenbeschuß!

Geschosse schlugen auf der Ladentreppe auf. Den Feuerschein warf es wie Lohe durchs Kellerfenster. Nach banger Minuten wurde es endlich wieder ruhig. Vorsichtig schlichen wir uns hinten aus unserem Haus, um zu sehen, was los war. Über dem Unterdorf stand dicker Qualm. Wir fragten uns: „Ob 's bei Berger Xavers brennt?“ — Wir schauten nach der andern Seite. Dort war dieselbe schwarze, unheimliche Rauchwand. Wir rannten zur Geroldsecker Straße vor: Qualm und Rauch drangen zwischen Fautz Zimmermanns Dachziegeln hervor, und aus dem Giebel schlugen die Flammen. — Und der „Adler“ brannte, und weiter oben brannte es auch, es war nicht zu begreifen. Der Bordwaffenbeschuß mit Brandmunition hatte eine schreckliche Wirkung gehabt.

Ich stürzte in Fautzens Keller. Kerzen brannten auf einem Herz-Jesu-Altärchen, und Frauen und Kinder beteten davor. Ich schrie: „Bei Euch brennts!“ — Noch niemand hatte es bemerkt. Es waren evakuierte Frauen und Kinder von Freiburg dabei.

Die Kinder schrien, die Frauen jammerten: „Was sollen wir machen?“ — Die Kinder nahm ich sofort in unseren Keller. Dann fingen wir an, aus dem brennenden Haus herauszuholen, was noch möglich war. Wir packten Lasten, die fast nicht zu zwingen waren, und schleppten Kisten, Koffer, Säcke, Betten hinter unser Haus. Frau Fautz und die Gißler Theres zogen ihr Schwein und ihre Geiß in

unseren Garten. (Am Nachmittag bekam die Ziege vor Aufregung noch Junge!) — Wer helfen konnte, half; aber es war fast niemand da.

Auf einmal überkam mich Angst, wir hatten überhaupt nicht geschaut, ob unser Haus nicht auch irgendwo brannte. Doch, Gott sei Dank, hatten die Einschläge auf dem leeren Speicher keine Nahrung gefunden. Mutter begann, Löschwasser für uns zu pumpen. Die Wasserleitung ging nicht, wir hatten schon längere Zeit keinen Strom mehr. Ich füllte das Wasser in leere Waschzuber auf dem Dachboden und in den Schlafzimmern. Es war klar, daß wir uns später sehr gegen einen Übergriff des Feuers würden wehren müssen.

Mein Vater und meine Schwester Elfriede halfen Adlerwirts, das riesige, brennende Haus auszuräumen. Hedwig versuchte bei Bohnert Kaspars zu retten, was noch zu retten war. Vögeles Haus brannte lichterloh, und kein Mensch war da. Auch aus Deckers Haus schlugen die Flammen. Qualm, Feuer, Rauch, wohin man sah! —

Jemand schrie an Adlerwirts Waschhaus: „Vorsicht, hier lagern 50 000 Schuß Munition. Wenn die losgeht, wissen wir nicht, was passiert!“ — Unsere Aufregung und die Gefahr für unser Haus wuchsen. Überall waren nur todunglückliche, jammernde Menschen, brüllendes Vieh, ein Heerlager geretteter Habseligkeiten in unserem Hof und Garten. Man hätte nur mit hinausschreien mögen!

Wieder fing ich an, Wasser auf unseren Speicher zu schleppen, Eimer um Eimer. Mutter nahm die Vorhänge im Haus ab und schaffte unsere Betten auf die Veranda. Es war soweit, das Riesenfeuer im „Adler“ war nun direkt vis-à-vis. Das Waschhaus brannte lichterloh, sechs Klafter Holz und 1000—2000 Reisigwellen lagerten darin. Es gab ein wahres Höllenfeuer und eine Hitze zum Schmoren. — Elfriede und ich standen die nächsten zwei Stunden auf unserem Balkon, pumpten mit der Luftschutzspritze unentwegt Wasser über Schindelgiebel und Vorderfront unseres Hauses. Zuletzt war es nur möglich mit nassen Tüchern vor dem Gesicht und der Luftschutzbrille vor den Augen. Immer wieder mußten wir uns gegenseitig abspritzen, damit wir es überhaupt vor Hitze aushalten konnten. Unsere Nachbarn schleppten nun Wasser für uns, und wir spritzten Dach und Schindelwand, auf denen das Wasser nur noch dampfend aufzischte, immer weiter ab. — Was tat es, daß nach 2½ Stunden unser Haus unbeschreiblich aussah, daß Schleiflack und Linoleum in den Zimmern vor Hitze Blasen warfen, daß riesige Wasserpfüten überall im Hause standen? Wir hatten unsere Heimat gerettet, das war viel wichtiger, und wir dankten Gott dafür.

Mutter hatte zu kochen begonnen, als der schlimmste Ansturm vorüber war, und die Gißler Theres statt ihrer Wasser pumpte. Mit Adlerwirts und Fautzens, dem Glück Sepp, dem Willmann Schorsch und der Mariann haben wir auf der Veranda gegessen. Es war etwa 3 Uhr nachmittags, und wir wußten jetzt, daß auch Buß Erichs Haus, Haas Ludwigs, Wußler Polizeis, Fautz Josefs, Heizmann Augusts, Müller Franzens, Ette Schmieds Haus und das von Jester Engelbert und Fischer Sepp, Sonnenwirts Ökonomie, Jehles Brauerei, die Wirtschaft und Jehles Ökonomie und das alte Wohnhaus brannten. — Niemand war bei uns im Unterdorf zu

sehen gewesen, keine Feuerwehr. Nur die nächste Nachbarschaft und wir waren zum Helfen da. Viele Häuser um uns brannten ab, ohne daß ein einziger Mensch dem Feuer gewehrt hätte oder etwas herauszuretten versuchte.

Am Nachmittag suchten die Brandgeschädigten ihr Eigentum aus dem Berg der geretteten Habseligkeiten in unserem Hof. Der Adlerwirt belud einen Wagen mit Möbeln und Betten und fuhr damit in sein Elternhaus am Mühlbach. Als er von dort zurückkam, war der arme Mann am Verzweifeln, denn Moserlandels (das Vaterhaus) stand auch nicht mehr. Es war zur gleichen Zeit mit Maier Georgs, Berger Karls und Hug Straßenwärts Häusern abgebrannt.

Nun halfen wir, den geretteten Hausrat irgendwo und irgendwie unter Dach zu bringen. Wir schleppten Wasser in Adlerwirts Keller, wo man versuchte, drei Riesenfässer Most zu retten. Kein Mensch hatte Zeit, auch nur mit halbem Ohr auf die Artillerie zu hören, die seit dem Vormittag ununterbrochen ins Dorf herinschoß. Nur ab und zu horchte man auf, wenn das Tacken der MGs sich ganz nahe anhörte. Vereinzelt noch durchkommende deutsche Soldaten berichteten, daß der Feind in Fußbach und Fröschbach sei, in den Wäldern noch weiter vorne, und daß wir bald überstanden hätten. Aber wir hatten nicht einmal Zeit, Angst zu haben.

Nach 17 Uhr kam Oberarzt Dr. Zehetner noch auf einen Sprung zu uns, um sich zu verabschieden. Er hatte meinen Vater als Patient behandelt und war öfters ein netter Gast bei uns gewesen. Nun wartete er jede Minute auf die Abberufung für sich und sein Revier, zwei Kilometer vom vorrückenden Feind entfernt. (In Steinach soll er schon in Gefangenschaft geraten sein, wird erzählt!)

Das MG-Getacke kam immer näher, man glaubte Panzerketten rasseln zu hören. Elfriede, Hedwig und ich fuhren immer noch mit dem Handwägele, um das Gerettete unserer obdachlosen Nachbarn vor den anrückenden Franzosen in Sicherheit zu bringen. — Wir waren mit Mosers Liesbeth und Marie am Kinzigdamm, um nach Adlerwirts ausgerissenen Kühen zu suchen, als wir deutlich Panzer anrollen hörten. Es war gerade am Dämmern, und ich schrie: „Jetzt müssen wir heim, schnell heim, ich glaub', sie kommen!“

Nochmals mußten wir Wasser pumpen, weil Adlerwirts Trümmer erneut aufbrannten. Und auf einmal, als wir am Brunnen hinter unserm Haus verschnaufen mußten: „Still, horcht doch, sie sind schon da! Hinter unserm Garten bei Straßenwärts lärmt es schon französisch!“ — Tatsächlich! Es parlierte in lautesten Tönen! Jetzt war es also soweit!

Gleich darauf fuhren französische Panzer am Mühlbach rauf. Als wir durchs Fenster unserer vorderen Haustüre hinausspähten, konnten wir über die heruntergebrannten Häuser auf die Hauptstraße sehen. Im gespenstischen Feuerschein der glutenden Trümmer wurden die Silhouetten der französischen Panzer sichtbar, die auf der B 33 einfuhren und Biberach in Besitz nahmen.



# Entstehung und bauliche Entwicklung der Stadt Haslach im Kinzigtal

## Versuch einer Rekonstruktion

*Von Franz Schmider*

*Wer das Wesen einer Sache erkennen will,  
muß deren Entwicklung möglichst von Anfang an kennen.*

### *I. Die Landschaft*

Nach allgemeiner Auffassung war die Talsohle der Kinzig in der Frühzeit nicht besiedelt. Dies hatte einen natürlichen Grund: Ungebändigt durchfloß die Kinzig das Tal, bei den großen Hochwassern ständig ihren Lauf ändernd und in Arme geteilt, manchmal die ganze Talbreite einnehmend. Auffallend ist im mittleren Kinzigtal, insbesondere auf der Strecke zwischen Hausach und Biberach, daß der Flußlauf fortwährend von einem zum andern Ufer hin und her wechselt. Grund dafür sind die einmündenden Seitenbäche, die durch ihre Geröllmassen den geraden Weg versperren. So drückt die von Triberg kommende Gutach östlich von Hausach das Kinzigbett bis dicht an den nördlichen Bergfuß. Unterhalb Hausach strömen gleichzeitig zwei Bäche aus den beiden Seitentälern der Gemeinde Einbach auf die Kinzig zu, so daß der Hauptfluß in der Talmitte verbleibt. Unterhalb von Hausach genügen schon die beiden kleinen Bäche aus dem Sulzbach- und dem Adlersbachtal, um die Kinzig oberhalb des Martinshofes ganz an den nördlichen Talrand zu drücken, während der einmündende Fischerbach die Kinzig wieder auf die andere Talseite schiebt am Schwiggenstein und an der Einbuchtung des Gweihlochs. Am Zusammenfluß der beiden Talbäche von Mühlenbach und Hofstetten hat sich ein ausgedehnter Schutthügel gebildet, auf dem später die Stadt Haslach entstanden ist und der bewirkt hat, daß die Kinzig dicht am Fuß des Herrenbergs entlangfloß. Der Bach aus dem Tal Welschbollenbach trieb den Fluß wieder auf die andere Talseite an den Fuß des Artenbergs, der heute durch große Steinbrüche abgesprengt wird. Unterhalb von Steinach finden wir, verursacht durch den Zufluß des Welschensteinacher Talbaches, die Kinzig wieder auf der nördlichen Talseite, wo heute eine feste Brücke eine Überfahrt über die Kinzig bildet. In dem sich dann stark verbreiternden Tal kann sich der Fluß in mehrere

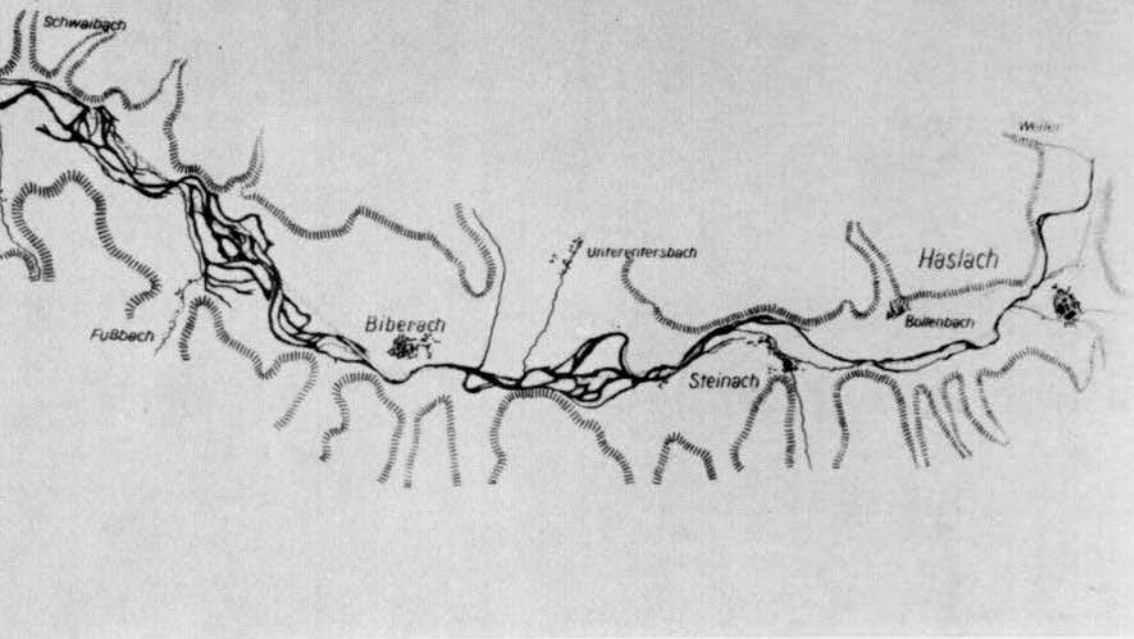


Abb. 1  
 Lauf der Kinzig von  
 Haslach bis unterhalb  
 Biberach vor ihrer  
 Korrektur.

Arme teilen, die aber alle von dem einmündenden Harmersbach nach dem Reiherwald hin abgedrängt werden<sup>1</sup>. Hierzu Abb. 1. Lauf der Kinzig zwischen Hausach und Biberach vor der Eindämmung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wie er aus einer Karte des Wasserwirtschaftsamtes Offenburg herausgezeichnet wurde. Bemerkt wird dazu, daß schon vor der planmäßigen Eindämmung für die Kinzigflößerei mancherlei Einengungen des Laufs durch Uferbefestigungen, Floßkanälen u. dgl. vorgenommen wurden<sup>2</sup>.

## II. Die Römerstraße durch das Kinzigtal

Eine erste geschichtlich feststehende Kunde über das Kinzigtal erhalten wir durch die um das Jahr 74 n. Chr. unter Vespasian durch den Legaten Cnaeus Cornelius Clemens erbaute Militärstraße vom Legionslager Argentorate (Straßburg) nach dem Kastell Waldmössingen, nach der Niederlassung Arae Flaviae (Rottweil) und an die obere Donau. Die schriftliche Urkunde dazu lieferte der im Jahre 1840 in Offenburg gefundene Meilenstein<sup>3</sup>.

Einen guten Einblick in die damaligen Verhältnisse und in die Ereignisse jener Jahre in der vom Rhein eingeschlossenen Südwestecke Deutschlands bietet die Schrift von Ernst Fabricius „Die Besitznahme Badens durch die Römer“<sup>4</sup>. Die Grenze des von der römischen Militärregierung besetzten Gebietes nördlich der Alpen bildeten zunächst Rhein und Donau. Die Grenze am Mittelrhein und an der Donau war durch militärische Aufstände beunruhigt, während im Gebiet des

<sup>1</sup> In der Topographischen Karte als Reigerwald bezeichnet. Nach dem Oberdeutschen Flurnamenbuch von M. R. Buck ist Reiher = Reigel = Reiger.

<sup>2</sup> Vgl. Wilhelm Deecke, Geologie rechts und links der Eisenbahnen im Schwarzwald, Freiburg i. Br., Selbstverlag des Badischen Schwarzwaldvereins, S. 138 ff.

<sup>3</sup> Näheres darüber bei Ernst Wagner, Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden Teil I, Tübingen 1908, S. 248.

<sup>4</sup> Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission, NF 8, Heidelberg 1908.



Rheinknies verhältnismäßig Ruhe und Frieden herrschte. Titus Flavius Vespasian (69 n. Chr. zum römischen Kaiser ausgerufen, gest. 79) unternahm nach Niederschlagung der Aufstände am Niederrhein und an der Donau 73 einen Vorstoß zur Eroberung des oberen Neckartales, und zwar von der Schweiz her, ausgehend von dem Legionslager Vindonissa, dem heutigen Windisch am Zusammenfluß der Aare und der Reuß. Dem gelungenen Feldzug folgten im folgenden Jahr 74 gleich zwei richtige Straßenbauten, die eine von Windisch mit dem Rheinübergang über Hüfingen (Brigobanne) am Übergang der vereinigten Brigach und Breg bis nach Rottweil und die schon oben genannte Kinzigtalstraße von Straßburg nach Rottweil. Die letztere Straße wurde aber über den Neckar hinweg noch weitergeführt bis in die Gegend von Tuttlingen und über die obere Donau mit Fortsetzung bis Augsburg, so daß diese Straße schon damals eine Fernstraße für Militärtransporte darstellte. Es bildete sich so schon vor nahezu 2000 Jahren eine Situation heraus, wie wir sie heute wieder vorfinden, nachdem Straßburg zur Europastadt erklärt worden ist.

Der Verlauf der Römerstraße auf dem Gemeindegebiet von Haslach konnte bisher nicht festgestellt werden. Zwar wurde nach den nachträglichen Angaben von Polizeiwachtmeister Brüstle<sup>5</sup> beim Ausgraben des Fundaments für das Haus Kinderspielplatz Nr. 8 ein Stück Pflaster aufgedeckt. Der Fund wurde aber nicht genau untersucht, so daß nicht klar festgestellt ist, ob es sich um ein Stück römisches Straßenpflaster handelte. Möglich wäre es, weil die meisten Funde in dieser Umgebung gefunden wurden, die Töpferscherven in der Mühlenstraße und im Gebiet Spießacker, der wertvollste Fund auch am Kinderspielplatz beim Ausgraben des Fundaments für das Haus Nr. 3, das kunstvoll gearbeitete Relief eines römischen Ehepaars<sup>6</sup>.

Anfangs entstand die Streitfrage, ob es sich bei dem Relief, das sich als ein wichtiges Stück im Haslacher Hansjakob- und Heimatmuseum befindet, um ein Götterbild oder ein Grabbild handelt. Nach mehrfachen ähnlichen Bildnissen im Römischen Museum in Klagenfurt, der Hauptstadt Kärntens, wo die überlieferten Stücke sehr viel zahlreicher sind, darf angenommen werden, daß es sich um Grabdenkmale handelt. Im Haslacher Museum werden auch die zahlreichen Scherven in einem Schaukasten aufbewahrt. Sie wurden vom Amt für Ur- und Frühgeschichte in Freiburg katalogisiert und registriert<sup>7</sup>.

Für die Annahme, daß im Zusammenhang mit der Römerstraße auf dem Haslacher Gebiet eine kleine Ansiedlung, etwa eine Rast- und Übernachtungsstation, bestanden hat, ist kein Anhaltspunkt vorhanden; es wurde bisher nicht der geringste Rest von Mauerwerk entdeckt. Wenn eine solche notwendig gewesen wäre, würde nur ein Platz östlich der späteren Stadt, etwa an der Stelle, wo nach dem ersten Weltkrieg ein bebauter Kinderspielplatz angelegt wurde, in Frage kommen, weil dort Quellwasser aus dem Urenwald zur Verfügung stand.

<sup>5</sup> Kurz vor seinem 90. Geburtstag, als ältestes Mitglied des Hist. Vereins für Mittelbaden, 1958 gestorben.

<sup>6</sup> Fundbericht in: Die Ortenau 5 (1914), S. VII.

<sup>7</sup> Siehe Badische Fundberichte, 20. Jahrgang 1956, S. 228.



Abb. 3. Steinrelief eines römischen Ehepaares, aufgefunden im Jahre 1912 oder 1913, jetzt im Hansjakob- und Heimatmuseum Haslach.

### III. Ältere Besiedlung in den Seitentälern des mittleren Kinzigtals

Wenn das Haupttal der Kinzig auch ursprünglich unbesiedelt blieb, so waren es die Seitentäler doch nicht. Diese waren von Menschen des großen Stammes der Kelten bewohnt und wirtschaftlich genutzt. Als die Römerstraße gebaut und das Gebiet unter römische Oberhoheit gekommen war, wurden diese Kelten von römischen Zuwanderern überlagert und ihnen römische Kultur aufgezwungen, wie das auch sonst allgemein der Fall war. Man konnte dann von Keltoromanen oder von Welschen sprechen. Zeugen haben sich davon erhalten in Flurnamen, die besonders im Mühlenbacher Tal häufig sind. Zu nennen sind in Mühlenbach:

*Gürtenau*, 1454 und 1493 *Gurtny*<sup>8</sup>. Weitere mittelalterliche Schreibweisen werden in Mühlenbacher Urkunden nicht angeführt. Dafür aber in Urkunden von Welschensteinach<sup>9</sup>, 1275 *Gurtenah*, 1330 *Gurtnaie*, 1331 *Gurtnai*, 1347 *Gurtne*.

<sup>8</sup> Fürstenbergisches Urkundenbuch, Bd. VI, Nr. 54, Anm. 7, und FUB VII, Nr. 163, S. 294.

<sup>9</sup> FUB V, Nr. 200, Anm. 1, 5, 7 und 12.

Der Bearbeiter des Fürstenbergischen Urkundenbuches hat zur Erklärung dieser Bezeichnungen die Forschungen M. Bucks beigezogen. Dessen Auskunft lautet: dieser Name ist romanisch, und zwar zur alpinen, nicht zur französischen Gruppe gehörig. Die Bezeichnung ist aus „curtinario“, d. i. Baumgarten, entstanden. Dieser Name hat sich aber im Welschensteinacher Tal nicht erhalten. Die Erklärung Bucks<sup>10</sup> darf also ohne weiteres auf Mühlenbach übertragen werden, dies um so mehr, als das heutige Gewann Gürtenau eine sonnige Lage aufweist, die zur Anlage eines Baum- und Obstgartens durchaus geeignet ist.

*Pfau*s, 1452 *Pfouß*<sup>11</sup>, 1493 *Pfoß*, *Unterpfoß* und *Oberpfoß*<sup>12</sup> wird aus dem lateinischen Wort „fossa“ abgeleitet.

*Fannis*. Dieser Name wird in der Regel auch bei der Aufzählung der keltoromanischen Flurnamen aufgeführt und auf verschiedene lateinische Begriffe bezogen: *Vanna*, das „Klause“ bedeuten soll, schreiben die einen, in der Schreibweise „*Wannas*“ bringt es Kurt Erich Maier in der 1966 herausgegebenen Geschichte von Welschensteinach<sup>13</sup> ohne Angabe, woher das Wort stammt und was es bedeutet, und schließlich will Heinrich Hansjakob das Wort *Fannis* zurückführen auf die lateinische Bezeichnung „*Fanum*“, heiliger Hain oder geweihter Ort<sup>14</sup>. In keinem dieser Fälle wird aus mittelalterlichen Urkunden eine Wortbildung angeführt, die sich zu einem keltoromanischen Wort in unmittelbare Beziehung bringen läßt und zu der heutigen Bezeichnung hinüberleitet. Solange dies nicht der Fall ist, besitzt die Erklärung keine Beweiskraft.

In Hofstetten begegnet uns vorerst nur ein solches Wort, das Tal „*Ullerst*“, 1351 *muliers*, was „feuchte Wiese“ bedeutet<sup>15</sup>, 1493 *müllers*<sup>16</sup> und 1502 *mulers*<sup>17</sup>. Von dem Wort „*Müllers*“ zum heutigen „*Ullerst*“ ist nur ein kleiner Schritt, mit dem Vorwort „im“ gesprochen verschwindet das M des Hauptworts allein. Daß Anfangsbuchstaben von Geländebezeichnungen verschwinden, kommt auch sonst vor: der Haslacher Urenwald hieß nach den Feststellungen von Otto Göller früher „*Murenwald*“, was nach der Beschaffenheit des Waldes ganz richtig und zutreffend war. In Hofstetten selbst führte das Tälchen „*Altersbach*“ im Mittelalter die Bezeichnung „*Waltersbach*“.

In Mühlenbach ist ein wertvoller Römerfund zu vermerken. Wagner berichtet<sup>18</sup>: „Altarstein der Diana Abnoba wurde im Oktober 1778 infolge einer Überschwemmung in der Nähe des Pfarrhauses aus dem Boden des Pfarrguts zutage gefördert. Der damalige Fürst Joseph II. von Fürstenberg schenkte den Stein 1783 dem Abt Gerbert von St. Blasien, und von da kam er bei Aufhebung des Klosters

<sup>10</sup> Michael Richard Buck, geb. in Ertingen am Bussen, seit 1874 als Oberamtsarzt in Ehingen tätig, starb dort 1888. Sein Flurnamenbuch ist als „Oberdeutsches Flurnamenbuch“ 1931 in Bayreuth erschienen.

<sup>11</sup> FUB VI, Nr. 41, Anm. 8.

<sup>12</sup> FUB VII, Nr. 163, S. 294 und 295.

<sup>13</sup> Vgl. S. 30.

<sup>14</sup> Schneeballen II. Reihe, Neuauflage 1966, S. 205, Anm. 1.

<sup>15</sup> FUB II, Nr. 287.

<sup>16</sup> FUB VII, Nr. 163, S. 296—298.

<sup>17</sup> FUB IV, Nr. 336.

<sup>18</sup> Vgl. Fundstätten und Funde, I. Bd., S. 251.

Abb. 4  
Römischer Altarstein aus  
Mühlenbach.



1807 in die Universitätsbibliothek in Freiburg i. Br., wo er sich heute noch befindet.“ Der Stein steht heute unter der Obhut des Amtes für Ur- und Frühgeschichte im Erdgeschoßflur des Adelhauser Klosters. Die Stadt Haslach hat sich schon in der Zeit vor 1914 bemüht, den Altarstein in sein Museum nach Haslach zu bekommen, aber ohne Erfolg. Im Jahr 1953 bei der Neueinrichtung des Museums wurde dieser Versuch wiederholt, wiederum ohne Erfolg. Auch das Bemühen, von dem Altarstein einen Abguß zu erhalten, schlug fehl. Als Ersatz stellte das Amt für Ur- und Frühgeschichte eine wohlgelungene photographische Aufnahme zur Verfügung, die im Hansjakob- und Heimatmuseum nun aufgehängt ist.

In der guterhaltenen Inschrift sind die Stifter des Opfersteins genannt: Cassianus, des Casatius Sohn, und dessen Bruder Attianus. Durch Nennung des Consulatsjahrs kann der Altarstein genau auf das Jahr 193 n. Chr. datiert werden, also zu einer Zeit, als das Gebiet noch nicht durch Alemanneneinfälle beunruhigt wurde. Die beiden Täler Mühlbach und Hofstetten müssen den Welschenorten des mitt-

leren Kinzigtales zugeordnet werden, auch wenn sie nicht die Vorsilbe Welsch tragen wie Welschensteinach und Welschbollenbach. Aloys Schulte<sup>19</sup> hat auf die Welschenorte aufmerksam gemacht. In der Folgezeit haben bis in die Gegenwart hinein aus den verschiedensten Wissensgebieten kommende Gelehrte über das Problem der romanischen Bevölkerung nachgedacht und geforscht und sind dabei auf mehr oder weniger abwegige Lösungen verfallen. K. E. Maier ist diesen verschiedenen Theorien nachgegangen und hat sie in seiner Geschichte von Welschensteinach<sup>20</sup> aufgeführt, ohne selbst zu einer eindeutigen klaren Vorstellung durchzufinden. Dabei ist nach den vorstehenden Darlegungen der Sachverhalt und die Erklärung so einfach: Die fruchtbaren Seitentäler des mittleren Kinzigtales waren in früherer Zeit von kleineren Gruppen des großen Volks der Kelten besiedelt. Nach dem Bau der römischen Militärstraße durch das Kinzigtal im Jahre 74 n. Chr. mußten die römischen Feldherren darauf bedacht sein, daß der Verkehr auf der Straße durch die keltischen Nachbarn nicht gestört werden konnte. Was lag näher, als römische Siedler in die Täler zu schicken und die Bewohner mit römischer Kultur und Sprache zu überziehen, wie das auch sonst geschah. Hier konnte es wohl ohne Kampf und in vollem Frieden geschehen. Die Kelten scheinen dafür besonders empfänglich und aufnahmefähig gewesen zu sein. Aus meiner weit zurückliegenden Schulzeit erinnere ich mich noch, daß Gajus Julius Caesar in seiner Geschichte des Gallischen Kriegs einmal von den Galliern, d. h. von den Kelten, sagte, sie wären „*novarum rerum cupidus*“, nach neuen Dingen begierig. Nur so wird erklärlich, warum Gallien, d. h. Frankreich, römische Sprache und Kultur so vollständig übernommen hat, daß von der keltischen Sprache und Eigenart nicht mehr viel übrigblieb. Die Anwesenheit des Mischvolks der Kelto-Romanen in den Seitentälern ist eindeutig bewiesen durch die überlieferten kelto-romanischen Flurnamen und insbesondere durch den in Mühlenbach aufgefundenen Altarstein der Diana Abnoba. Ein zweiter solcher der Schwarzwaldgöttin geweihter Opferstein fand sich auf dem römischen Gutshof auf der Brandsteig oberhalb von Schiltach.

Nicht folgen können wir Aloys Schulte, wenn er behauptet, daß die Kelto-Romanen durch die Völkerwanderung aus den stillen Seitentälern des Kinzigtales vertrieben wurden. Bei der Völkerwanderung waren große Volksstämme auf der Suche nach weiträumigen Gebieten, die ihnen Möglichkeiten zur dauernden Niederlassung boten. Diese fanden sie nicht in den bescheidenen kleinen Seitentälern. Die Kelto-Romanen konnten deshalb ruhig dort wohnen bleiben, und sie sind es auch, sonst wären die von ihnen herstammenden Flurbezeichnungen nicht bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben. Damit stimmt auch überein, daß die Bewohner der Täler auch in den folgenden Jahrhunderten immer noch als Wälsche bezeichnet wurden. In der Gerichtsurkunde vom Jahr 926 erscheint als Grenzbezeichnung der Markgenossenschaft Ettenheim das „*Commarchium Alemanorum*“ und das „*Confinium Alemannorum*“. K. E. Maier, dem Verfasser des

<sup>19</sup> 1889 in seinem Beitrag „Über Reste romanischer Bevölkerung in der Ortenau“ in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins.

<sup>20</sup> Vgl. S. 34—37.



Heimatbuches von Welschensteinach, ist entgangen, daß auf der Grenzhöhe zwischen der Gemarkung Welschensteinach und Hofstetten sich ein Punkt befindet, der den allen Wanderern bekannten Namen „Alemannorum“ trägt und heute noch durch einen Grenzstein gekennzeichnet ist. Der Grenzpunkt zum Alemannorum bildet den östlichen Endpunkt der südlichen Grenzlinie der Ettenheimer Waldgenossenschaft: Er führt in der Urkunde die Bezeichnung Commarchium Alemannorum. Den Endpunkt der nördlichen Grenzlinie, das Confinium Alemannorum auf den Steinfirst zu verlegen, dürfte ein abwegiger Gedanke sein. Auch dieses Confinium dürfte an der Welschensteinacher Gemarkungsgrenze zu suchen sein, wenn nicht gar am gleichen Punkt wie das Commarchium Alemannorum, was durchaus möglich ist, weil dann die Ettenheimer Markgenossenschaft im Osten in eine Spitze auslaufen würde, wodurch erklärlich wird, daß in der Urkunde für die Markgenossenschaft keine Ostgrenze angegeben wird. Die Alemannengrenze in der Urkunde von 926 bezog sich nicht nur auf das Welschensteinacher Tal, wie das meistens angegeben wird, sondern auch auf das früher ebenfalls von Welschen bewohnte Hofstetter Tal. Das Bewußtsein vom Vorhandensein romanischer Bevölkerungsreste in Welschensteinach setzte sich auch im Mittelalter noch fort, so daß es notwendig wurde, das im Haupttal entstandene Dorf im Gegensatz zu Welschensteinach „Tüschchen Steinach“ (Deutschen Steinach) zu nennen<sup>21</sup>. Die romanisierten Täler konnten natürlich auf die Dauer keine Sprachinseln bleiben. Rings von deutschsprechenden Nachbarn umgeben, mußte mit der Zeit eine Eindeutschung erfolgen, die sich wohl ohne besonderes Zutun von selbst vollzog.

Abschließend darf noch in der Frage der romanischen Bevölkerungsreste die Meinung von Friedrich Metz<sup>22</sup> angeführt werden. Er hat die vielen Lösungsversuche aufmerksam verfolgt und äußerte darüber gegen Schluß seiner Tätigkeit hinsichtlich der Entstehung der Bevölkerungsreste mir gegenüber: „Am Ende hat Aloys Schulte in der Sache doch recht.“

#### IV. Vergleichende Untersuchung über die Entstehung der Städte im Kinzigtal

##### 1. Hausach

Ausgangspunkt von Hausach ist die Gemarkung des Einbachtals, die sich heute noch von einem Bergkamm (Schneeschlipfe) über die Kinzig hinweg bis zum gegenüberliegenden Bergkamm erstreckt.

Das Bild zeigt die typische Gestalt der Talgemeinde Einbach mit der Einzeichnung des Hausacher Stadtgebiets, das nachträglich aus dem Gebiet der Gemarkung

<sup>21</sup> 1381, FUB II, Nr. 491, andernorts auch 1411 und 1464.

<sup>22</sup> Prof. Friedrich Metz, dem wir durch seine Veröffentlichungen und seine Vorträge viele Kenntnisse und Erkenntnisse unserer Heimat zu verdanken haben, war am Schluß seines Lebens, wie schon vorher seine Frau, völlig erblindet. Er starb am Weihnachtsabend 1969.

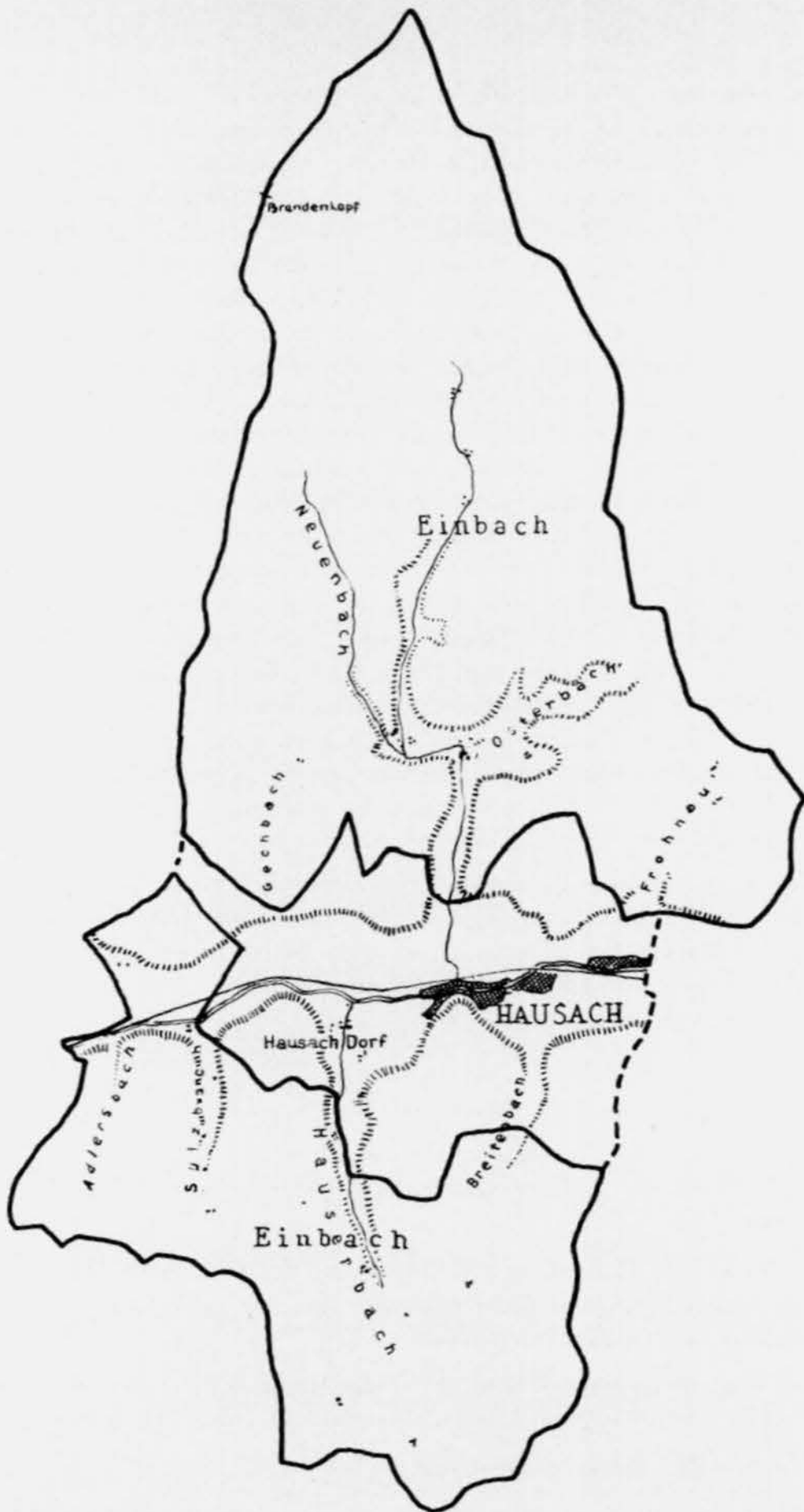


Abb. 5. Gemarkung der Gemeinde Einbach.

Abb. 6

Eingang auf der Nordseite der Hausacher Dorf-  
kirche mit dem romanischen Tympanon.



Einbach herausgeschnitten wurde. Einbach ist die Form einer Talgemeinde, wie sie sich auch anderwärts in früher Zeit herausgebildet hat. Durch die Abtrennung der Gebiete für die Burg Husen und das an ihrem Fuß entstandene Burgstädtchen wurden die Talgemeinden Einbach in zwei Teile auseinandergerissen, in den nördlichen Teil, der den Namen Einbach behielt, und in den südlichen Teil, der die Bezeichnung Hauserbach erhielt. Am Talausgang des südlichen Teils wurde nach der Christianisierung des Gebiets in gewissem Abstand von der Landstraße die erste Kirche für die Bewohner der in den beiden Talseiten liegenden Höfe errichtet. Der Zeitpunkt der Errichtung des heute vor uns stehenden Kirchenschiffs ist durch keine Urkunde überliefert. Einen Anhalt bietet nur das dreieckige Tympanon über der Eingangstür auf der nördlichen Langseite (Abb. 6). Wingenroth datiert diesen Türsturz in das Ende des 11. oder den Anfang des 12. Jahrhunderts, wobei man der letzteren Annahme den Vorzug geben möchte<sup>23</sup>. 1148 wird die Kirche erstmals in den Urkunden des Klosters St. Georgen im Schwarzwald erwähnt. Wann die Burg Husen entstanden ist und wann an ihrem Fuß das spätere Städtlein Hausach erbaut wurde, hat sich bis jetzt urkundlich nicht fest-

<sup>23</sup> M. Wingenroth, Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg, Tübingen 1908, S. 617.



Abb. 7. Blick auf die Hausacher Dorfkirche, von dem westlichen Hang aus gesehen.

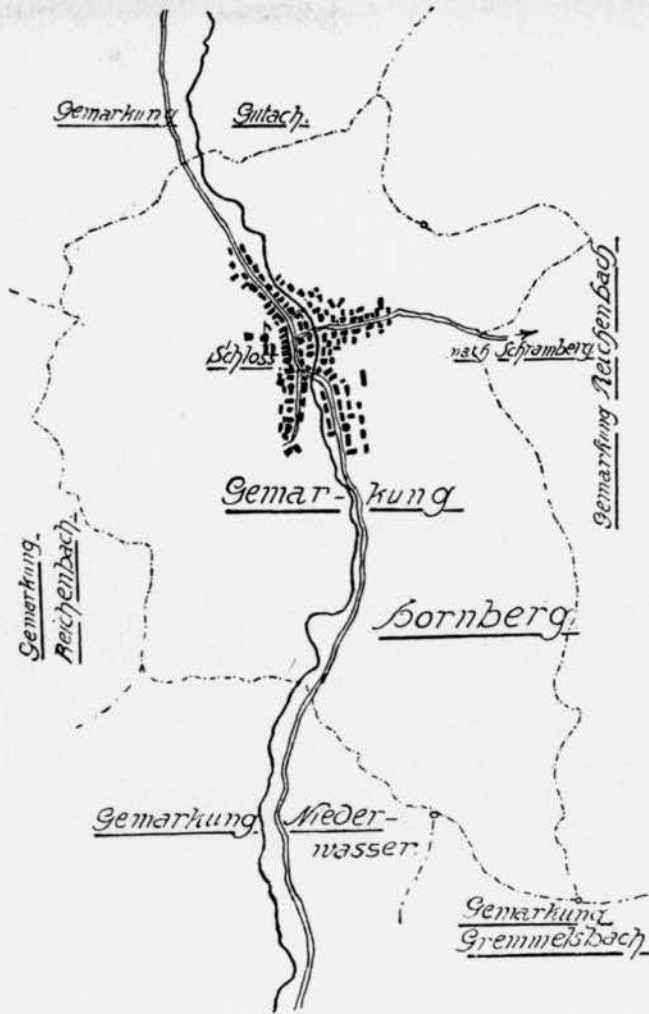
stellen lassen. Aber eins wissen wir genau, daß die alte Dorfkirche im Hauserbacher Tal Stadtkirche und Pfarrkirche von Hausach geworden und geblieben ist bis zur Erbauung einer eigenen Pfarrkirche im Stadtgebiet selbst in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts, obwohl die Dorfkirche 20 Wegminuten von der Stadtmitte entfernt lag. Die Beerdigungsstätte für Hausach wie für die Gemeinde Einbach blieb bis heute der ummauerte Kirchhof der alten Dorfkirche, die bis in die heutige Zeit nur von einigen Gebäuden umgeben war. Wegen der naheliegenden Burgstadt, welche die Bevölkerung an sich zog, kam es bei der alten Kirche zu keiner Dorfbildung. Mehr Häuser als heute werden auch früher nicht um die Kirche herum gestanden haben, ein Pfarrhaus, ein Mesnerhaus (ein Kaplaneihaus besteht schon seit 1784 in Hausachs Hauptstraße), ein Dorfwirtshaus und das eine und andere Handwerkerhaus werden alles gewesen sein, was sich neben der Kirche angebaut hatte. So ist die alte Dorfkirche für uns bis heute als Vorbild einer kirchlichen Niederlassung erhalten geblieben, und darin besteht neben dem Denkmalswert der alten Kirche, die um das Jahr 1515 durch den Anbau eines stilvollen, durch ein reiches Netzgewölbe überdeckten Chores erweitert wurde, eine besondere geschichtliche Bedeutung.

## 2. Hornberg

Ausgangspunkt für die Stadtentwicklung ist auch hier wie in Hausach die Gemarkung eines schon früher bestandenen Dorfes, nur in viel größerem Ausmaß: Das Gebiet des Dorfes Reichenbach erstreckte sich von der Paßhöhe am Fohrenbühl

Abb. 8

Die Siedlung Hornberg im Reichenbacher Tal.  
Abbildung aus dem Aufsatz von Konrad Heck  
in: Die Ortenau, 12. Heft 1925.



über das Tal der Gutach hinweg bis zur Höhe des Karlsteins an der Prechtaler Grenze. Die Gemarkung der Stadt Hornberg ist erst später aus der Gemarkung Reichenbach herausgeschnitten worden, wie aus der Abbildung 8 eindeutig und klar hervorgeht.

Konrad Heck hat den Sachverhalt bei der Entstehungsgeschichte der Stadt Hornberg richtig erkannt, wenn er im Bericht über seinen Vortrag bei der Jahresversammlung des Historischen Vereins in Hornberg 1925 schreibt: „Reichenbach und Schwanenbach mit ausgeprägter Gemarkung und nicht unbedeutender Besiedelung sind als Bestandteile des einstigen Herrschaftsgutes der Freiherren von Hornberg auf der Althornburg viel älteren Datums als Hornberg“, und „die Siedlung, aus der die Stadt Hornberg entstanden ist, erfolgte eben viel später als die von Reichenbach“<sup>24</sup>. Es darf als feststehende Tatsache angesehen werden, daß die auf dem östlichen Ufer der Gutach erstellte Kirche als solche für die weit verteilte Bauernhofsiedlung erbaut wurde, bevor die städtische Siedlung auf dem westlichen Ufer der Gutach am Fuß des Burgbergs entstand. Nachweisbar ist auch durch den erhaltenen Flurnamen „Hohenweg“, daß die Verkehrsstraße von Gutach her ursprünglich auf dem östlichen Gutachufer verlief, was richtig und natürlich war, weil die Fortsetzung in der Richtung nach der Baar und der Donau auf der von den ersten Freiherren von Hornberg angelegten Straße durch das Schwanenbachtal und später durch das Reichenbachtal erfolgte. Eine Fortsetzung der Verkehrsstraße der Gutach entlang über Hornberg hinaus bestand nicht;

<sup>24</sup> Vgl. Die Ortenau 12 (1925), S. 12.



Abb. 9. Stadt und Burg Hornberg nach Merian 1643.

von Triberg her führte der Gutach entlang bis 1835 nur ein Karrenweg, der Ausbau zu einer Verkehrsstraße erfolgte erst in den Jahren 1835 und 1840.

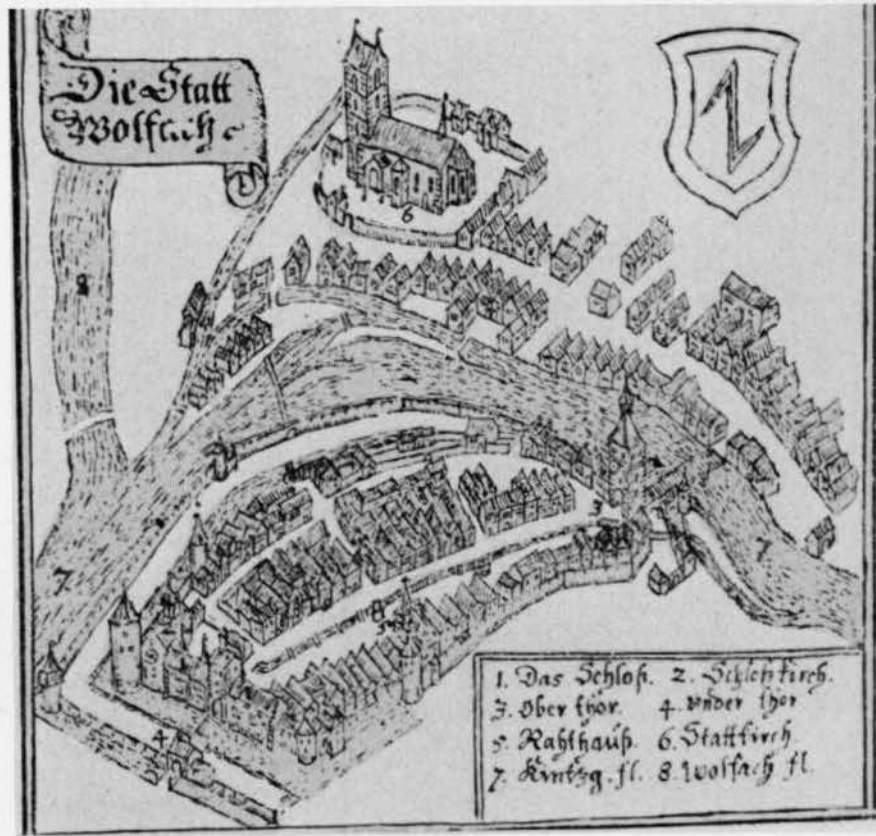
Die erste Kirche stand also an der alten Verkehrsstraße mit dem sie umgebenden Kirchhof und dem neben ihr stehenden Pfarrhof und der ihr gegenüberliegenden Herberge zum „Roten Löwen“, die zugleich Vorspanndienste leistete für die von hier stark ansteigende Verkehrsstraße zum Windkapf und zur Benzebene. Es lohnt sich nachzulesen, was Karleopold Hitzfeld über die für die Dorfgemeinde Reichenbach erstellte Herberge zum „Roten Löwen“ geschrieben hat<sup>25</sup>. Wie die ursprüngliche Dorfkirche nach der Entstehung der Burgstadt Hornberg zur Stadtkirche geworden ist, wurde auch die dörfliche Herberge zum Gasthaus der Stadt, ohne jedoch die alten Beziehungen zu Reichenbach zu verlieren. Kirche und Kirchhof sind auch weiterhin Kirche und Friedhof für Reichenbach mit seinen Nebentälern und Zinken geblieben, und in dem Gasthaus neben der Kirche hat Reichenbach bis in die Neuzeit herein seine kirchlichen Versammlungen und wertvollen Veranstaltungen abgehalten<sup>26</sup>.

In dem Merianstich von 1643 ist die ganze Entwicklung Hornbergs abzulesen: auf dem Schloßberg die Schloßbauten der Herren von Hornberg, am Fuß des Schloßbergs die ummauerte Burgstadt, im Vordergrund, außerhalb der befestigten Stadt auf der rechten Gutachseite die Kirche, mit der Stadt durch eine Brücke verbunden. Hier also eine Entwicklungsform analog der in Hausach, nur die Kirche in näherer Verbindung mit der Burgstadt.

<sup>25</sup> K. Hitzfeld, Hornberg, Vergangenheit und Gegenwart, Bühl 1970. S. 21 f.

<sup>26</sup> Über die spätere Geschichte des Gasthauses zum „Roten Löwen“ und die Umwandlung zum „Hotel Post“ hat Konrad Heck in der Ortenau 28 (1941), S. 35, einen Beitrag veröffentlicht, der auch als Sonderdruck erschienen ist.

Abb. 10  
Ansicht der Stadt Wolfach vom Jahre 1655.



### 3. Wolfach

Auch für Wolfach wird ein altes Stadtbild vom Jahre 1655 beigelegt (Abb. 10)<sup>27</sup>, woraus ohne weiteres die Entwicklung der Stadt mit der älteren, ursprünglich für sich alleinstehenden Kirche abgelesen werden kann. Der ummauerte Kirchplatz mit den neben ihm stehenden Gebäuden, Pfarrhaus, Kaplaneihaus, Mesnerhaus usw., liegt an der Einmündung des ausgedehnten Wolfals in das Haupttal der Kinzig, so daß die Bewohner der in den Tälern zerstreut liegenden Bauernhöfen auf kürzesten Wegen zur Kirche kommen konnten. Der Kirchhof war auch hier ursprünglich Begräbnisstätte, doch wurde er 1840 wegverlegt.

„Aus den vorhandenen Archivalien läßt sich nicht feststellen, wann die erste Kirche in Wolfach erbaut wurde“, schrieb Franz Disch in seiner ausführlichen, 1920 erschienenen Chronik von Wolfach. Josef Krausbeck in Wolfach hat versucht, in das Dunkel der Entstehungsgeschichte von Wolfach etwas Licht zu bringen durch Heranziehung der Wahl der Kirchenpatrone für die ältesten Kirchen im Kinzigtal<sup>28</sup>. Für Wolfach kam er für die Laurentiuskirche etwa auf das Jahr 960, für die Mauritiuskirche in Hausach-Dorf auf 980, und etwa um die gleiche Zeit für die Kirchen mit dem Patron Johannes des Täufers, Hornberg und Schiltach. Diese Zeitangaben dürften in die Zeit der Christianisierung des Kinzigtales hineinfallen und gewinnen dadurch Wahrscheinlichkeit.

<sup>27</sup> Die Abbildung ist eine Federzeichnung von Jakob Mentzinger auf seine Karte der Fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal im Fürstl. Fürstenbergischen Archiv in Donaueschingen. Siehe darüber den Aufsatz von Otto Göller in: Die Ortenau 28 (1941), S. 64, mit einer Abb. der Karte. 1796 erfolgte eine Nachzeichnung des Wolfacher Stadtbildes durch August Ekkardt (siehe Die Ortenau 15 [1928], „Die Ortenau im Bilde“ von Adolf Siefert, S. 60, Wolfach Ziff. 1054 und 1055).

<sup>28</sup> Siehe Beitrag im Offenburger Tageblatt vom 19. September 1953 „Wie alt ist Wolfach?“ aus Anlaß der Tagung des Hist. Vereins für Mittelbaden in Wolfach.



Abb. 11. Die Stadt Schiltach nach Merian 1643.

Im Anschluß an die alte Kirche entstand zunächst eine dörfliche Siedlung, die sich auf der rechten Kinzigseite als Vorstadt noch erhalten hat, während die eigentliche Stadt Wolfach als herrschaftliche Stadt mit dem herrschaftlichen Schloß auf dem von der Kinzig in großem Bogen umflossenen linken Ufer entstanden ist.

#### 4. *Schiltach*

Schiltach unterscheidet sich gegenüber den übrigen Kinzigtalstädten dadurch, daß die früh erbaute und für sich in der Landschaft stehende Kirche wegen der Enge des Tales nicht auf dem Talgrund, sondern auf einem Bergvorsprung erbaut wurde, so daß urmittelbar daneben kein ebener Platz vorhanden war für Pfarr- und Mesnerhaus und auch der zugehörige Kirchhof als Begräbnisplatz auf den dahinterliegenden Berghang verlegt werden mußte, wo er sich heute noch befindet. Man muß auch hier annehmen, daß die Kirche ursprünglich für die weit auseinander zerstreut in der Landschaft liegenden Einzelhöfe erbaut wurde. Die Stadt Schiltach entstand als reines Burgstädtchen jenseits der hier in das Kinzigtal einmündenden Schiltach unterhalb der nur noch als Ruine vorhandenen Burg Schiltach, also ohne baulichen Zusammenhang mit der früher erbauten Kirche, wie dies auf dem beigefügten Merianbild (Abb. 11) klar ersichtlich ist. Die Gemarkung Schiltach hatte früher einen viel größeren Umfang: 1817 wurden die bäuerlichen Siedlungsteile von ihr abgetrennt und bildeten von da an eine selbständige Gemeinde Lehengericht, die heute ihr Rathaus im Stadtgebiet von Schiltach unmittelbar unterhalb der Kirche hat<sup>29</sup>.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist die Schiltacher Kirche abgebrannt, sie wurde aber an der alten Stelle in vergrößerter Form wieder aufgebaut.

<sup>29</sup> Siehe Hermann Fautz, Die Gemeinden Schiltach und Lehengericht, in: Die Ortenau 28 (1941), S. 49—63.



## 5. Zell am Harmersbach

Auch in Zell steht die Kirche außerhalb der einst befestigten Stadt und ist älter als die Stadt selbst. Sie steht, ähnlich wie in Wolfach, an einem Punkt, wo zwei größere Täler, hier das Harmersbach- und das Nordrachtal, zusammenstoßen. Die beiden Täler haben sehr spät eigene Kirchen und Pfarrämter erhalten, Oberharmersbach erstmals 1289 erwähnt, Nordrach im gleichen Jahr die Kirche, die Pfarrei aber erst im Jahre 1608. Die Stadt Zell, wohl als Marktstadt zu beiden Seiten der Talstraße in das Harmersbachtal entstanden, war von Mauer und Graben umgeben, abgerundet in sich abgeschlossen (Abb. 12). Das Kirchspiel von Zell umfaßte große Gebiete und Dörfer außerhalb von Zell, so heute noch Unterharmersbach und Entersbach, früher auch Nordrach und Biberach, solange diese Orte keine eigenen Pfarreien besaßen. Daß die Kirche außerhalb der befestigten Stadt lag, war für die Kirchenbesucher aus diesen außerhalb liegenden Orten besonders in früherer Zeit, als aus Sicherheitsgründen die Stadt sich stark nach außen abschloß, kein Nachteil, weil sie auf Wegen, die heute noch vorhanden sind, außerhalb der Stadtbefestigung zur Kirche und zum Friedhof gelangen konnten.

## 6. Prinzbach

Prinzbach ist zwar heute keine Stadt, es war aber eine Zeitlang befestigte Bergwerkstadt, wie im Alemannischen Jahrbuch 1950 durch Hektor Ammann und

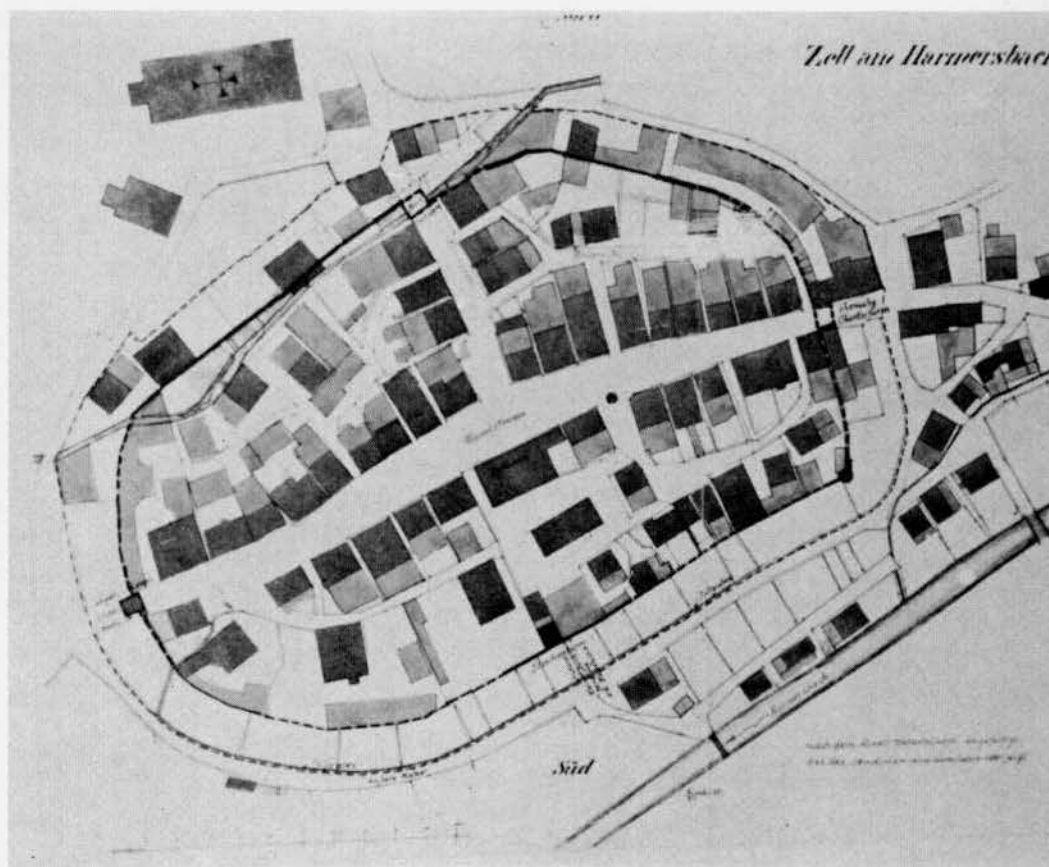


Abb. 12  
Grundriß der Stadt  
Zell am Harmersbach.

Rudolf Metz nachgewiesen wurde. Auch hier blieb die ältere Kirche mit Kirchhof und Pfarrhaus und einem einzeln daneben stehenden Bauernhaus für sich allein oberhalb des geschlossenen Ortsteils in der Landschaft stehen für die Talbewohner. Prinzbach gehörte einst zur Herrschaft Geroldseck, und seine Kirche war Gotteshaus für die Bewohner der Burg Hohengeroldseck. Das unterhalb der Burg liegende Dorf Schönberg ist heute noch nach Prinzbach eingepfarrt, obwohl es sich jenseits der Wasserscheide weit ins Schuttertal hinunter erstreckt.

Voraussetzung für diese frühen Kirchenbauten war, daß im Hinterland, in den Tälern und auf den Höhen schon eine weitgehende Besiedelung mit Einzelhöfen vorhanden war zu einer Zeit, als es in unserer Landschaft noch keine geschlossene Dorfsiedlungen und Städte gab. Die im Kinzigtal festgestellte Tatsache, daß in den meisten Fällen zunächst ein Kirchenbau entstand, trifft nicht nur für das Kinzigtal zu, sie findet sich auch anderwärts und in weit entlegenen Gebieten. Es seien dafür noch einige auf Reisen festgestellte Beispiele angeführt.

Die oberbayerische Stadt Traunstein hat sich zu einer größeren und wichtigen Kreisstadt entwickelt und doch hat sie ihren kirchlichen Anfang von der am Rande des Dorfes Haslach stehenden alten Dorfkirche genommen, und die Stadt bestattete bis in die Neuzeit hinein ihre Toten auf dem Kirchhof der Urkirche, obwohl die Entfernung von der Stadt bis zur Dorfkirche nicht weniger als zirka 2 km beträgt. Weil der Weg, auf dem die Toten hinausgetragen werden mußten, so weit war, wurde schon in spätgotischer Zeit etwa auf der halben Strecke eine Art Kapelle erbaut, die aber keine Kapelle war, sondern nur ein Durchgang, in welchem in der Mitte sich ein Steinklotz befand, auf welchem der Sarg abgestellt werden konnte, um den Trägern die Möglichkeit zu geben, einen Augenblick zu verschnaufen und zum Tragen die Seite zu wechseln.

An der Straße von Traunstein in Richtung Teisendorf steht am erhöhten Berg- rand eine wuchtige romanische Kirche und neben ihr nur ein größeres Gebäude mit Rathaus und Schule und in einiger Entfernung ein einzelnes großes Bauern- gehöft. Ich habe mir sagen lassen, daß die Kirche zu einem Dorf aus weit aus- einander liegenden Bauernhöfen gehört, das gegen 4000 Einwohner zählen soll. Es hat sich hier also die Urform unverändert erhalten, ohne daß es zu einer geschlossenen Ortsbildung kam.

Noch zwei Beispiele südlich der Alpen:

Nach Überschreiten des Brennerpasses erscheint als erste südtiroler Stadt Sterzing. Die Pfarrkirche „Unserer Lieben Frau in Moos“ steht etwa ein Kilometer weit vor der Stadt. Die Vorgängerin der heutigen Kirche hatte die kirchliche Betreu- ung der Bewohner ausgedehnter Täler schon vor der Gründung der Stadt, deren Lage durch den Verkehr auf der Etschtalstraße bestimmt wurde.

In Bruneck im Pustertal steht auch die ältere Pfarrkirche außerhalb der am Fuß der von den Bischöfen von Brixen erbauten Burg Bruneck entstandenen Stadt.

## V. Haslach im Kinzigtal

Bei dem Bericht über die Entstehung und erste Entwicklung der Stadt und über den Zeitpunkt, wann dies geschehen ist, können wir uns auf keine schriftlichen Urkunden stützen. Wir sind darauf angewiesen, aus dem, was wir heute noch vor Augen sehen, Schlüsse zu ziehen und den Versuch zu machen, aus unseren Beobachtungen ein ungefähres Entwicklungsbild zusammenzustellen.

Bei der Suche nach dem Urbild des Ausgangspunktes kommen wir zu dem gleichen Ergebnis wie bei den übrigen oben angeführten Kinzigtalstädten: am Anfang stand der Bau einer Kirche mit einem ummauerten Kirchhof, einer Anlage, die noch ohne weiteres aus dem heutigen Stadtgrundriß herauszulesen ist und die in der Abbildung 13 schematisch dargestellt ist.

Der Bau der ersten Kirche kann frühestens in der Zeit der Christianisierung des Kinzigtales erfolgt sein. Die Christianisierung ging in der Regel von den frühen Klöstern aus. Für das Gebiet von Haslach war dies das Kloster Gengenbach, dessen Gründung durch den iro-schottischen Mönch Pirmin in die Zeit zwischen 734 und 737 verlegt wird. Die Ausstattung des Klosters mit Landbesitz erfolgte durch sogenanntes Königsgut, d. h. un bebautem und unbesiedeltem Land, hier im mittleren und unteren Kinzigtal. Dadurch wird bestätigt, daß in der frühen Zeit das Haupttal der Kinzig im wesentlichen unbesiedelt war, was zu Beginn dieser Darstellung schon aus natürlichen Gründen als Annahme herausgestellt worden ist<sup>30</sup>.

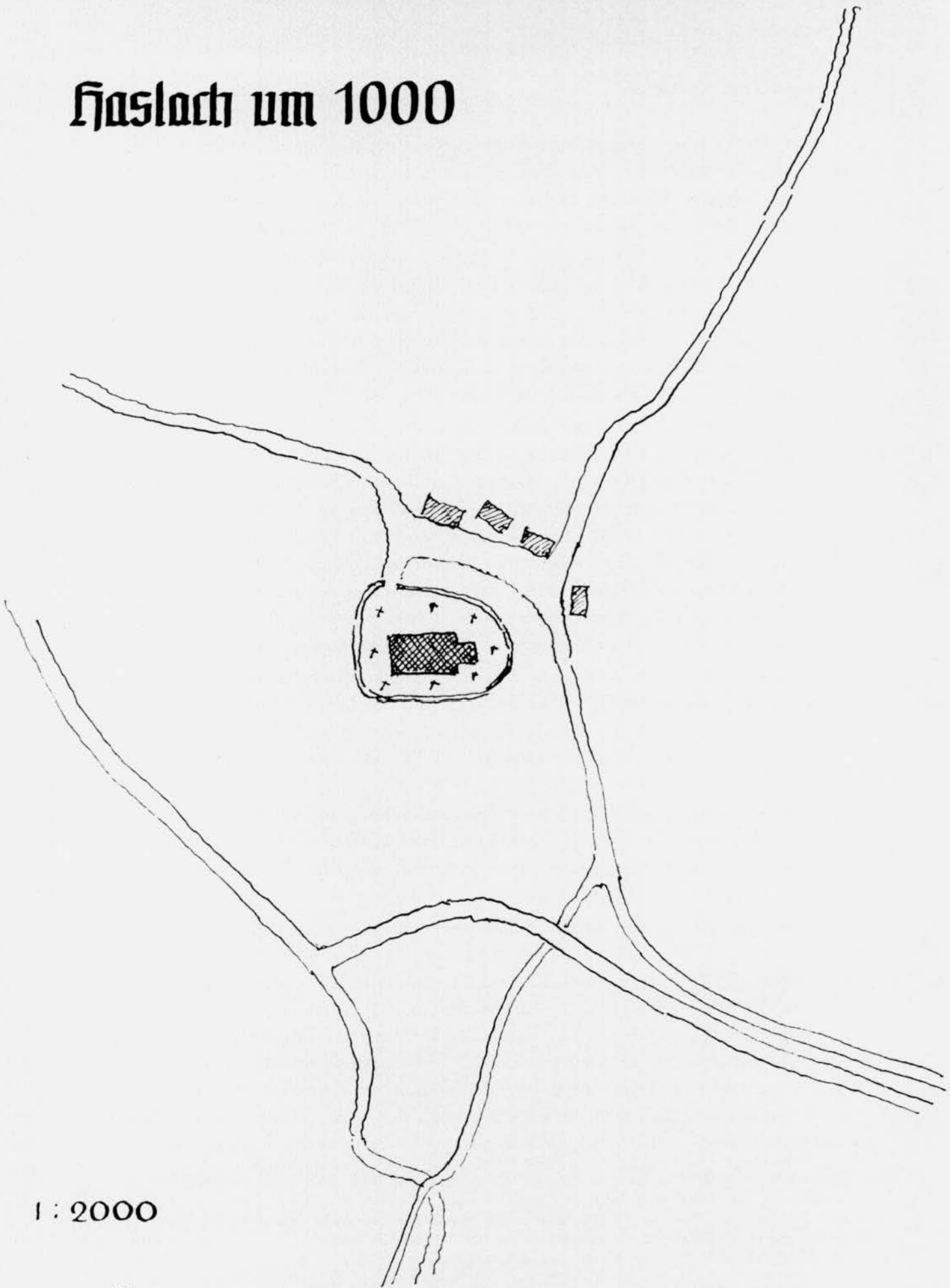
Die Grenze des Klostergebiets, die gleichzeitig Grenze des Bistums Straßburg und Gaugrenze war, bildete einige Kilometer oberhalb der heutigen Stadt Haslach der Talbach von Fischerbach auf der Nordseite der Kinzig und der Schwiggenstein (der geschwiegene Stein) auf der Südseite des Flusses. Das Haslacher Gebiet gehörte so von Anfang an zum Gengenbacher Klostergebiet. Neben der kirchlichen Betreuung gehörte auch die wirtschaftliche Erschließung des Gebiets zu den Aufgaben des Klosters, die von den weltlichen Herrschaften und später vor allem durch die weltlichen Vögte des Klosters unterstützt wurde. Eine Trennung von Kirche und Staat gab es damals noch nicht.

Als Erbauungszeit für die Kirche müssen wir mangels urkundlicher Unterlagen mit einer großen Zeitspanne rechnen, etwa von 750, das ist nach der Gründung des Klosters Gengenbach, bis zum Ende des 1. Jahrtausends, dem wahrscheinlichen Abschluß der Christianisierung<sup>31</sup>. Zum Kirchenbau gehören aber auch Menschen, die für den Kirchenbesuch in Frage kommen. In Haslach selbst bestand damals ja noch keine Ansiedelung. Es kamen daher als Einzugsgebiet nur die Seitentäler der Kinzig, insbesondere Mühlenbach und Hofstetten, in Betracht. Die dort nachgewiesenen kelto-romanischen Bevölkerungsreste, die in erster Linie die Talgründe besiedelten, kamen allein als ausreichende Bevölkerung nicht in Frage. Es muß

<sup>30</sup> Näheres lese man darüber nach in: Gengenbach, Vergangenheit und Gegenwart, 1960, Abschnitt „Geschichte der Abtei und Stadt“ von K. Hitzfeld, S. 15.

<sup>31</sup> Aufschluß über die kirchlichen Verhältnisse unseres Gebietes in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gibt die Schrift von Joseph Sauer „Die Anfänge des Christentums und der Kirche in Baden“, Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission, NF 14, 1911.

# Haslach um 1000



1 : 2000

angenommen werden, daß in der Zwischenzeit ein Zuzug alemannischer Bauern vom Osten her erfolgt ist, die sich mit ihren Viehherden auf den Berghöhen niederließen und dort neben der Feldgraswirtschaft vornehmlich Weidewirtschaft betrieben. Deren Höfe lagen so weit oben wie möglich am Quellhorizont über dem Urgestein, und sie brachten als alteuropäische Konstruktionsart die Firstsäulenhäuser als sogenannte Heidenhäuser mit<sup>32</sup>.

Über die Besiedelung des nördlichen Schwarzwaldes hat Gotthold Knödler in jahrelanger Arbeit Untersuchungen angestellt und diese veröffentlicht in seiner Schrift „Wirtschafts- und Siedlungsgeographie des nordöstlichen Schwarzwaldes und der angrenzenden Gäulandschaften“ 1930. Eine gleich umfangreiche Untersuchung sollten wir haben für den mittleren Schwarzwald für die Besiedlung von Osten her. Hier tappen wir vorerst reichlich noch im Dunkel. Aus den Seitentälern werden die Bauern in der ersten Zeit zu den Sonntagsgottesdiensten in die Kirche zusammengeströmt sein, und hierbei wird sich auch der erste Markt angebahnt haben. Zur bildhaften Erläuterung dieses Vorgangs möchte ich die Schilderung eines kleinen Erlebnisses einschalten: Jahrzehntlang hat die Ortsgruppe des Haslacher Schwarzwaldvereins jeweils im August an dem Geroldsektreffen der Ortsgruppen des Schuttertals teilgenommen. Um mit den Wanderwegen dorthin abzuwechseln, führte die Wanderung einmal über das Dorf Prinzbach. Zeitlich wurde die Wanderung so eingerichtet, daß in der dortigen Dorfkirche der Hauptgottesdienst besucht werden konnte. Die mit dem Kirchhof und dem Pfarrhaus allein im Gelände liegende Kirche war aber mit stehenden Männern bis zur hinteren Türe so angefüllt, daß für alle Wanderer kein Platz mehr war. Die übrigen setzten sich gegenüber der Kirche auf einen Stoß Langholz und warteten das Ende des Gottesdienstes ab. Gegen Ende des Gottesdienstes erschien ein Bäckerjunge mit einem Korb frischer Brezeln auf dem Rücken und stellte sich vor dem Friedhofstor auf, um dem aus der Kirche kommenden Bauernvolk seine Brezeln zu verkaufen. Darauf sagte ich zu meinen Mitwanderern: „Ihr habt jetzt einen geschichtlich bedeutsamen Vorgang miterlebt, ‚die Uranfänge eines Marktes‘.“ So ähnlich, nur in größerem Umfang, müssen wir uns auch in Haslach vor dem Tor des Kirchhofes die Entstehung des Marktes vorstellen. Wandernde Kaufleute werden sich nach dem Gottesdienst mit ihren Waren zum Verkauf vor dem Kirchhofstor aufgestellt und schließlich dort auch fliegende Stände aufgebaut haben, um den Bauern Waren zu verkaufen, die sie auf den einsamen Höfen sich nicht beschaffen konnten. So bildete sich der erste Markt und ganz von selbst der erste Marktplatz, der über tausend Jahre hinweg den Namen Marktplatz getragen hat, bis er in den letzten Jahren, nun allseits von Häusern umbaut, die Bezeichnung „Mühlenbacher Straße“ erhalten hat.

Die von allen Seiten kommenden Straßen als Zufahrtswege führen alle in gerader Richtung auf diesen Marktplatz zu, der auch den Zugang zur Kirche bildete, wie dies auf Abbildung 13 ersichtlich gemacht ist. Neben der Kirche am Marktplatz wird ein Pfarrhaus und ein Mesnerhaus entstanden sein, auch einzelne Hand-

<sup>32</sup> Siehe Hermann Schilli, Das Schwarzwaldhaus, 1953, Kapitel „Das Schwarzwälder Heidenhaus“.

werker, ein Schmied und ein Wagner (in Haslach Krummholz geheißen) können sich angesiedelt haben. Sie verrichteten handwerkliche Arbeiten, welche die Hofbauern, sonst auf Selbstversorgung eingestellt, nicht selbst verrichten konnten. Und ein Wirtshaus wird auch nicht gefehlt haben. Auch Kaufleute werden sich nach und nach sesshaft gemacht haben. Angezogen durch Verdienstmöglichkeiten werden auch andere Menschen sich am Ort niedergelassen haben. So wuchs mit der Zeit die Notwendigkeit, den ursprünglichen Marktplatz zu einer kleinen Stadtanlage zu erweitern, die in Abbildung 14 anhand des späteren Stadtgrundrisses aufgezeichnet wurde.

Das kleine Städtchen ist schon befestigt mit Mauer und Graben und mit zwei Toren versehen. Die Kirche ist mit ihrem ummauerten Kirchhof in die Befestigung mit einbezogen. Der Stadtgrundriß ist sehr einfach, eine breite Hauptstraße, zwei hintere Gassen, ein Grundrißtyp, der auch sonst in kleinen mittelalterlichen Städten üblich war und auch sonst vorkommt. Die Hauptstraße war Geschäftsstraße und diente für den vergrößerten Markt auch als Marktstraße. Auffallend ist die rechtwinklige Knickung der Hauptstraße. Diese Knickung hatte einen Sinn und einen natürlichen Grund. Der obere Torturm hielt die im Kinzigtal gefürchteten kalten Ostwinde ab, während das längere Stück der Hauptstraße in Nord-Süd-Richtung verlief, in welcher Richtung wegen der abschließenden Berge Winde nur ganz selten auftreten. Das untere Tor riegelte die westlichen Regenwinde ab. Daß die Erbauer der ersten Stadtanlage bei ihrer Planung auf diese von der Natur gegebenen Gesichtspunkte Rücksicht nahmen, beweist, daß sie noch eng mit der Natur verbunden waren. Schon mehr als 1000 Jahre vorher schrieb der römische Festungsbaumeister und Architekt Vitruvius Pollio zehn Bücher „De Architectura“ und behandelte dabei auch die Stadtbaukunst. Dabei verlangte auch er schon bei der Planung von Straßen auf die vorherrschende Richtung von Winden Rücksicht zu nehmen. Es ist nicht anzunehmen, daß den Baumeistern von Haslach dieses antike und älteste Lehrbuch der Baukunst bekannt war.

Um über die Beschaffenheit der ältesten Stadtbefestigung Klarheit zu erhalten, ist es notwendig, das älteste Stadtbild von 1655, eine Federzeichnung auf der Mentzingerschen Karte<sup>33</sup> (Abb. 15) zur Betrachtung heranzuziehen. Dort erkennen wir, daß auf der Südseite kurz nach dem Anschluß der Stadtmauer an die Kirchhofmauer ein Befestigungsturm angeordnet wurde, der nur Befestigungsturm, Wehrturm, kein Torturm war. Dies hatte zur Folge, daß die früher von Mühlenbach und Hofstetten her in den alten Marktplatz einmündenden Straßen nicht mehr möglich waren. Es mußte also schon damals für die Mühlenbacher Straße eine neue Zufahrt zur Stadt geschaffen werden. Dies geschah durch die heutige Sandhaasstraße, die zum oberen Stadttor führte. Im Stadtbauplan vom Jahre 1920 führt diese Straße noch die Bezeichnung „Alte Mühlenbacher Straße“, und in einem Kaufkontrakt vom Jahre 1655 werden Almendgärten außerhalb der Stadt am „Mühlenbacher Gäßlein“ genannt. Ob der Verkehr von Hofstetten ebenfalls durch die neue Zufahrtsstraße zum oberen Tor geleitet wurde, oder ob er schon

<sup>33</sup> Siehe darüber den Aufsatz von Otto Göhler über Mentzinger, in: Die Ortenau 28 (1941), S. 64.

# Haslach um 1150

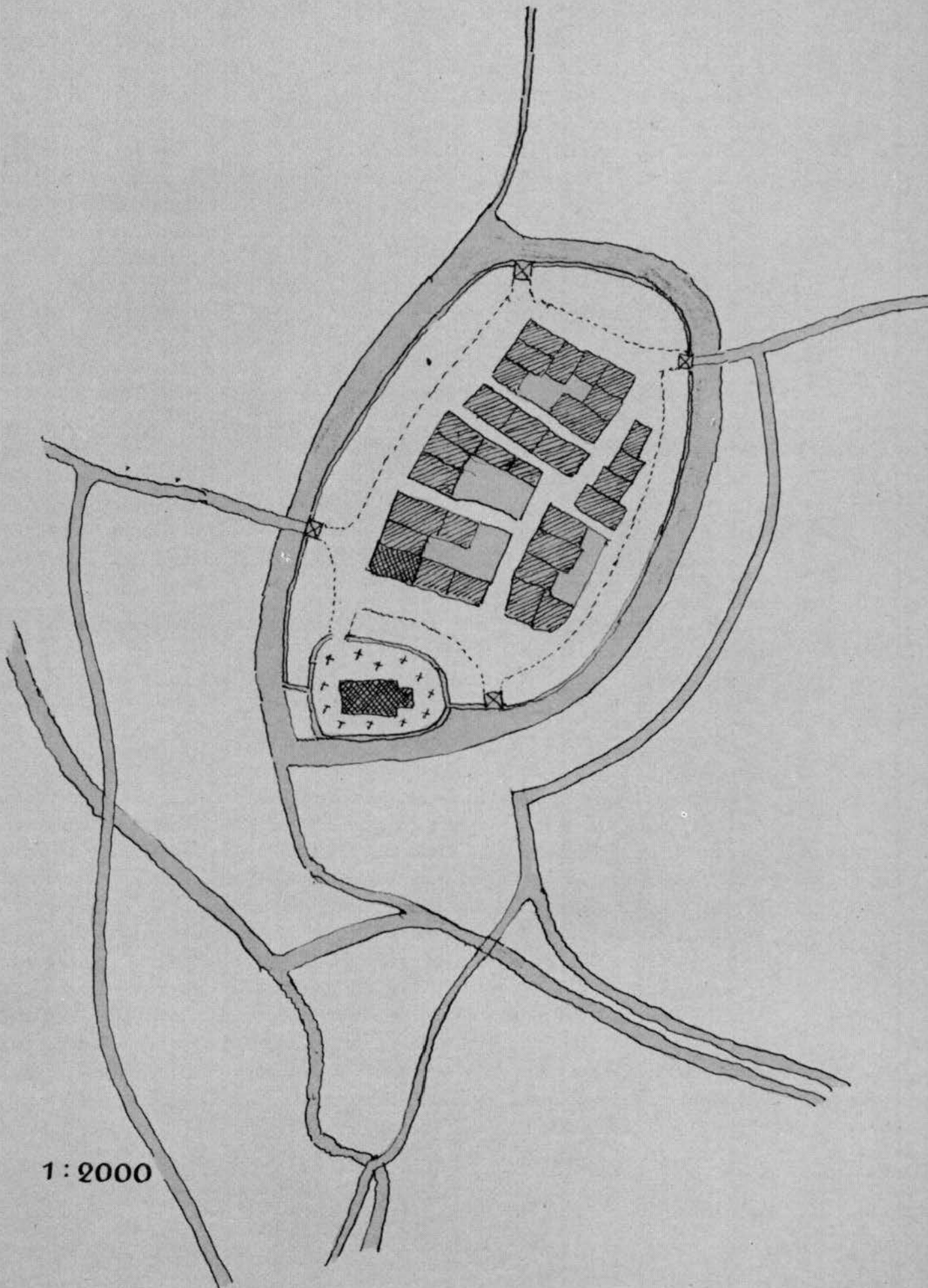


Abb. 14

1 : 2000

damals wie heute zum unteren Tor geleitet wurde, läßt sich nicht feststellen. Die heutigen Häuser an der Pfarrgasse stehen mit ihren rückwärtigen Fronten auf der ersten Stadtmauer. Nachweisen läßt sich dies am Hause Pfarrgasse 4 (heutiger Besitzer Wilhelm Dietz). Der obere Torturm stand von Anfang an an der gleichen Stelle zwischen dem heutigen Haus Bergmeister und dem Haus Franz, bis er im Jahre 1831 abgebrochen wurde. Auf der ersten Stadtmauer steht auch die Rückseite des Patrizierhauses des Simon Finckh und der nachfolgenden Gebele von Waldstein (heute Haus Kilgus-Flechtmann, Hauptstraße 45). Aus der rückseitigen Mauer ist heute eine rundbogige Türe ausgebrochen als Ausgang nach dem Inneren Graben. Bei dem vor einigen Jahren durchgeführten Neubau des Nachbarhauses Hauptstraße 43 (jetzt Haus Papirnyik) wurde der Rest der einstigen Stadtmauer abgebrochen. Im Gasthaus „Zur Sonne“ (Hansjakobs Geburtshaus) sind im Keller noch Reste der alten Stadtmauer erhalten, und zwar als Zwischenmauer, weil nach Ausweis des Brandkatasters vom Jahre 1843 im Jahre 1839 über die alte Mauer hinaus das Haus über dem einstigen Graben erweitert wurde. Im Anschluß an die alte Mauer stand in der heutigen Straße zwischen dem Gasthaus „Zur Sonne“ und der heute neu gebauten Metzgerei Hättich der „Hohe Turm“, der auf dem Bild von 1655 zu sehen ist. Der Turm war kein Torturm, sondern ein reiner Wehr- und Wachturm. Über seinen Abbruch liegen bisher keine Akten vor, er scheint beim großen Stadtbrand von 1704 ein Raub der Flammen geworden und nicht wieder aufgebaut worden zu sein. Beim Neubau der Metzgerei Hättich wurden seine Fundamente freigelegt und abgebrochen. Dabei fand sich an einer Stelle unter dem Fundament ein Holzbalken aus Tannenholz, während sonst in solchen Fällen meist Eichenholz verwendet wurde.

In der rückwärtigen Häuserreihe entlang der Bachgasse dürften vermutlich auch noch Reste der alten Stadtmauer stecken. Die Bachgasse war der Graben der ersten Stadtbefestigung. Überrest davon war bis vor einigen Jahren der hier durchfließende Stadtbach, der aber jetzt, in Verkennung der Aufgabe, die den alten Stadtgräben heute noch zukommt, zugeschüttet wurde.

Das untere Tor muß in der Straße zwischen dem heutigen Rathaus und dem Platz zwischen der Bierwirtschaft „Krämer“ und dem Rohrbrunnen gestanden haben und hat bei der ersten Stadterweiterung dem Verkehr weichen müssen. Mauerreste von der ersten Stadtmauer sind aber noch im sogenannten Burggäßchen vorhanden. Vor einigen Jahren wurde beim Ausgraben eines Kellers für das Kaufhaus Giesler ein Stück der alten Mauer freigelegt und ausgebrochen. Dabei konnte nicht nur die Mauerstärke mit etwa 60 cm gemessen, sondern auch festgestellt werden, daß die Bruchsteinmauer als Bindemittel nicht Kalk, sondern Lehm aufwies, was verständlich ist, weil im Kinzigtal kein Kalk aufzufinden war, sondern weit hergeholt werden mußte. Außerdem war in dem ausgebrochenen Mauerteil ein beschädigter Kopf aus Sandstein vermauert gewesen, von dem heute noch nicht geklärt werden konnte, wo und wozu er vordem einmal verwendet wurde, vermutlich als Wasserspeier an einem Brunnen oder an einem Dach. Es ist unerfindlich, an welchem Bauwerk in Haslach in dieser frühen Zeit der Kopf hätte



verwendet sein können. Auch die Veröffentlichung in der „Ortenau“<sup>34</sup> und der Schriftwechsel mit dem Denkmalamt für Nordbaden in Karlsruhe konnten keine Aufklärung über den Zweck des Kopfes bringen, außer einem Hinweis, daß ähnliche Köpfe an karolingischen Bauten verwendet worden seien. In Haslach gab es jedoch bestimmt keine karolingischen Bauten. An der Nordseite schloß die Stadtbefestigung wie auf der Südseite an die Kirchhofmauer an. Ein größeres Stück der alten Kirchhofmauer ist in beträchtlicher Höhe im Anschluß an die südliche Giebelseite des 1550 erbauten Kastens (Zehntscheuer) noch erhalten.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß Haslach, abgesehen von Zell a. H., eine ganz andere Entwicklung genommen hat als die übrigen Kinzigtalstädte. Diese waren herrschaftliche Gründungen, Burgstädte und Burgstädtchen, im Anschluß an ein Schloß oder eine Burg entstanden, ganz unabhängig von der früher schon vorhandenen Kirche in kleinerer oder größerer Entfernung von ihr. Ganz anders Haslach, hier ist keine Burg und kein Schloß Ausgangspunkt der städtischen Entwicklung gewesen, wie in dem Büchlein von Schneider-Strittmatter über Einbach (S. 3) falsch zu lesen ist. Hier bildete sich von Anfang an von der Kirche aus zuerst ein Markt und dann eine Marktstadt, die sich auch weiterhin und bis zum heutigen Tag als Marktstadt weiterentwickelte.

Es wird dann und wann immer wieder behauptet, Haslach sei eine Gründung der Herzöge von Zähringen, baulich ist dazu nicht der geringste Anhaltspunkt vorhanden. Die Zähringer waren zwar die fortschrittlichsten Städtegründer dieser frühen Zeit. Ihre Stadtgründungen erhielten dadurch einen charakteristischen Zug, daß die Reihung der nebeneinandergestellten Giebelhäuser aufgegeben wurde und statt dessen die Häuser mit der Traufe an die Straße gestellt wurden, so daß sie ohne Traufgäßchen miteinander verbunden und nur eine trennende Mauer zwischen sich hatten. Diese Lösung hatte den Vorteil, daß die großen Stadtbrände jener frühen Zeit vermieden wurden. In dem allgemein geschichtlich wohlbegründeten Buch „Schwarzwald“ von Richard Schmidt, erschienen 1965 im Deutschen Kunstverlag, wurde der mißglückte Versuch unternommen, die Altstadt Haslach in eine Zähringerstadt umzukrempeln, indem behauptet wurde, daß der Stadt durch den Brand vom Jahre 1704 die für die Zähringerstädte charakteristische geschlossene Bauweise mit der Traufenstellung der Häuser verlorenging. Diese Annahme wird überzeugend widerlegt durch das Stadtbild vom Jahre 1655 (Abb. 15), das schon vor dem Brand von 1704 eine Stadt mit lauter Giebelhäusern zeigt. Nach der Ansicht des Buchverfassers hätte eine Entwicklung vom Traufenhaus zum Giebelhaus erfolgt sein müssen, was geschichtlich nirgends nachweisbar ist; die Entwicklung ging stets umgekehrt — vom Giebelhaus zum Traufenhaus<sup>35</sup>. Ein so kleines Städtchen, wie Haslach es bei seinem Entstehen darstellte, kam für eine Zähringer Stadtgründung nicht in Frage, dazu lag auch kein strategischer Grund vor.

<sup>34</sup> F. Schmider, Ein merkwürdiger Fund in Haslach i. K., Die Ortenau 42 (1962), S. 155 ff.

<sup>35</sup> Eingehende Auskunft über die Zähringischen Stadtgründungen gibt das Buch von Ernst Hamm „Die Städtegründungen der Herzöge von Zähringen in Südwestdeutschland“. Freiburg i. Br. 1932.

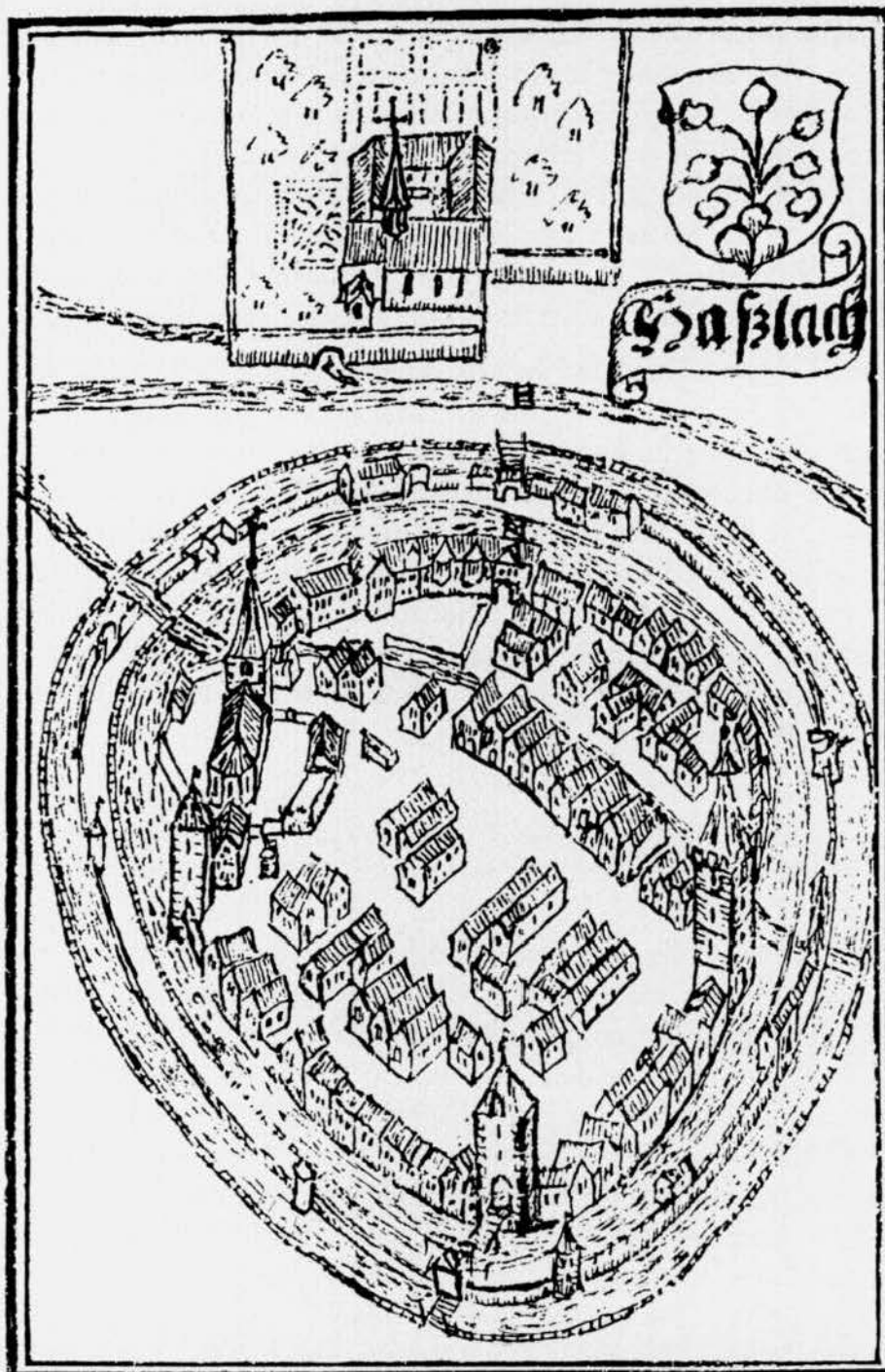


Abb. 15  
 Haslach, nach einer  
 Federzeichnung auf der  
 Karte der Herrschaft  
 Kinzigtal aus dem  
 Fürstlich Fürstenbergi-  
 schen Archiv zu  
 Donaueschingen  
 von 1655.

Die Gründung von Freiburg wird datiert auf das Jahr 1120, von Villingen 1119, von Rottweil am Neckar zwischen 1120 und 1150, Neuenburg am Rhein zwischen 1171 und 1180. Wenn Haslachs Stadt auch keine Zähringer Gründung ist, schließt das doch nicht aus, daß Haslach einst zum Herrschaftsgebiet der Zähringer gehörte. Wie es dazu kam, erklärt sich daraus, daß die Zähringer die Hochgerichtsbarkeit und die Schirmvogtei über das Kloster Gengenbach hatten<sup>36</sup>. Die Gemarkung Haslach lag ja im Herrschaftsgebiet des Klosters. Diese Rechte der Zähringer

<sup>36</sup> Siehe „Die Stadt- und Landgemeinden des Kreises Offenburg“, Ein historisch-topographisches Ortslexikon des Hist. Vereins für Mittelbaden, S. 47.



Abb. 16

Tympanonrelief der früheren romanischen Kirche in Haslach, jetzt im Erdgeschoß des alten gotischen Kirchturms eingemauert.

wurden nach Gründung des Bistums Bamberg im Jahre 1007 durch König Heinrich II. noch dadurch verstärkt und erweitert, daß Herzog Berthold I. von Zähringen vom Reich aus die Vogtei über die Besitzungen des Bistums und Hochstifts Bamberg in ganz Schwaben übertragen wurde<sup>37</sup>.

Wann Haslach das Stadtrecht verliehen wurde, steht nicht fest. Johann Karl Kempf, ein geborener Haslacher, behauptet zwar in seinem in den zwanziger Jahren erschienenen „Führer von Haslach“, daß zwischen 1152 und 1186 durch Berthold IV. (nicht VI. wie fälschlich angegeben) das Stadtrecht an Haslach verliehen wurde. Diese Angabe läßt sich aber nicht urkundlich belegen. Erst etwa 100 Jahre später wird Haslach in einer Urkunde vom Jahre 1278 erstmals als „oppidum“ genannt<sup>38</sup>. Darin bestätigt König Rudolf von Habsburg dem Grafen Heinrich von Fürstenberg für seine Städte Villingen, Fürstenberg, Haslach und Dornstetten die Befreiung von auswärtigen Gerichten.

Nach dem Tode des 1218 kinderlos verstorbenen Herzogs Berthold V. von Zähringen kam Haslach als Erbteil an den Grafen von Urach, dessen Nachkommen sich „von Fürstenberg“ nannten. Die Erbansprüche und Erbstreitigkeiten nahmen kein Ende, wobei Haslach eine Zeitlang das Bistum Straßburg als Lehensherrn über sich hatte. Die Streitigkeiten fanden erst ihr Ende, als es dem Grafen Hein-

<sup>37</sup> Siehe Heyck, Geschichte der Herzöge von Zähringen, Freiburg i. Br. 1891, S. 19 und S. 513: „Haslach unter den Zähringer Orten des Großherzogtums Baden.“

<sup>38</sup> FUB I, Nr. 525.

rich von Fürstenberg gelang, von König Rudolf, mit dem er in verwandtschaftlichem Verhältnis stand und dem er in seinen Reichsgeschäften große Dienste geleistet hatte, zu erreichen, daß er ihm im Jahre 1283 die Städte Villingen und Haslach als Reichslehen unmittelbar übertrug<sup>39</sup>.

Dafür, wie die erste Kirche Haslachs ausgesehen hat, fehlen alle Anhaltspunkte. Auch über die Größe und Gestalt der romanischen Kirche wissen wir nichts. Doch ist von ihr wenigstens ein Bildwerk erhalten, das Tympanon der Eingangstüre, nach oben kreisförmig abgeschlossen und mit der Darstellung von Gott Vater und Adam und Eva im Paradies (Abb. 16). Die Eingangstüre mit dem bildhauerisch geschmückten Türsturz dürfen wir uns so vorstellen, wie sie heute noch an der alten Hausacher Dorfkirche vorhanden ist. Wingenroth<sup>40</sup> setzte das Bildwerk etwa in das 12. Jahrhundert.

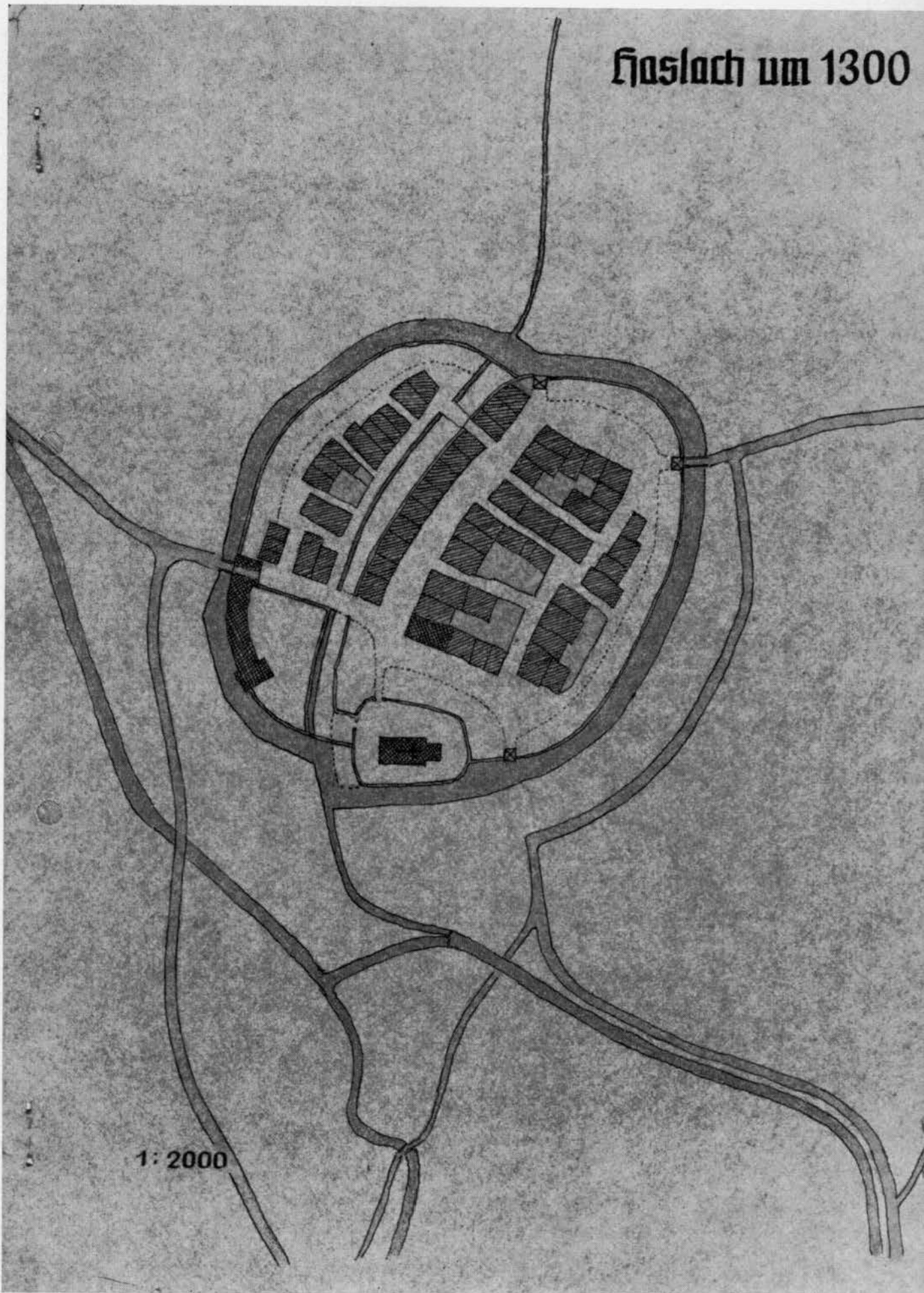
### *Die erste Stadterweiterung*

Die Söhne des Grafen Heinrich I. von Fürstenberg, Graf Friedrich I. und Graf Egen, teilten das ererbte Gebiet. So entstand unter Graf Friedrich in der südlichen Baar eine ältere Linie und im Kinzigtal mit der Stadt Haslach und in der nördlichen Baar mit den Städten Villingen und Vöhrenbach unter Graf Egen eine jüngere Linie. Villingen war von den drei Städten der jüngeren Linie wohl die größte und wichtigste, so daß sie als Sitz für die jüngere Linie in Frage kam. Die Bürger von Villingen stellten aber in ihrem Bestreben nach möglicher Selbständigkeit solche Bedingungen, die sie auch durchzusetzen verstanden. Dabei weigerten sie sich auch, dem Bau einer Burg in ihrem Stadtgebiet zuzustimmen. So mußte sich Graf Egen nach einem andern Platz für seinen Herrnsitz umsehen, und dafür kam nur Haslach in Betracht. Diese Absicht war von einschneidendem Einfluß auf die bauliche Weiterentwicklung der Stadt. Innerhalb des Mauerrings der alten kleinen Stadt war kein Platz für eine Burg oder, besser gesagt, für ein Schloß als Herrnsitz der Grafen. So mußte der Platz außerhalb der Stadt gesucht, aber so gefunden werden, daß der Bau in den Schutz von Mauer und Graben mit einbezogen wurde. So kam es zur ersten größeren Stadterweiterung, wie sie auf Abb. 17 „Haslach um 1300“ dargestellt ist. Auch hier erhalten wir durch die Akten keinerlei Auskunft, weder über den Schloßbau noch über die Stadterweiterung. Erst in einer Urkunde vom Jahre 1350 hören wir in Haslach von einer „Núwenstat“, einer „Neuen Stadt“. Der Bearbeiter des Urkundenbuchs wußte zunächst mit dieser Neustadt nichts Rechtes anzufangen, schrieb aber dann doch in einer Anmerkung darunter: „Eher ein Teil von Haslach, als Neustadt im Schwarzwald.“ Die Urkunde ist interessant genug, sie hier in vollem Umfang wiederzugeben: „Claus von Búchern, Vogt und Schultheiß zu Hasela, vermachet vor dem edeln, seinem gnädigen Herrn Grafen Heinrich und Hug von Fürstenberg und mit deren lehensherrlicher Zustimmung seinen Kindern Walthern und Clausen,

<sup>39</sup> FUB I, Nr. 584. Näheres bei Georg Tumbült, Das Fürstentum Fürstenberg, Freiburg i. Br. 1908, S. 15.

<sup>40</sup> Wingenroth, a. a. O., S. 597.

Gaslach um 1300



1: 2000

welche die Mererin sel. bei ihm hatte, und Hansen und Nesen, welche Anne die Jegerin jetzt bei ihm hat, eine gilt zu Wiler in dem Dorf ensit der Kinzigen, eine Matte vor Hagspach, die an den Milenbach stößt, und sein Haus in der Stat Hasela an dem bach und den Garten in der Núwenstat. Geben an Montag nach der alten vastnaht 1350.“<sup>41</sup> Zwei Dinge sind in der Urkunde städtebaulich bemerkenswert, einmal, daß in dem erweiterten Baugebiet innerhalb der Ummauerung noch Platz war für private Gärten, dies ist für jene frühe Zeit nichts Außergewöhnliches. In Urkunden aus jener Zeit kann man immer wieder feststellen, daß sich noch vielfach Gärten innerhalb der engen befestigten Stadt befanden, zum andern das Haus am Bach. Mit diesem Bach kann nur der Stadtbach gemeint sein, der inzwischen an die Stelle des Festungsgrabens der ersten Stadtbefestigung getreten ist, und der der Bachgasse den heutigen Namen gegeben hat. Dieser Stadtgraben floß jetzt mitten durch das vergrößerte Stadtgebiet. Bei den Überlegungen wegen der Planung der ursprünglichen Stadtanlage bildete dieser Stadtgraben ein Rätsel, solange nicht erkannt war, daß der Kern der Altstadt in zwei Abschnitten entstanden und dies der Grund für die Bildung des Stadtbaches war. Diesem Stadtbach fielen verschiedene Aufgaben zu: Er diente den an ihm liegenden Gewerbebetrieben, in erster Linie den Gerbern, die in dem fließenden Wasser ihre Felle wässerten, dann lieferte er bei Bränden das Löschwasser, später war er wichtig für die Pumpen der Feuerwehr, von der ein Haslacher, der Schmid Josef Sandhaas (1704—1760), angeblich die erste Feuerspritze erfunden haben soll<sup>42</sup>. Und später, als das Löschwasser nicht mehr mit Eimern in die Spritze getragen werden mußte und die Spritzen selbst ein langes Rohr hatten und dieses einfach in den Stadtbach hineingehängt zu werden brauchte, wurde er immer noch gebraucht. Schließlich konnte auch das Oberflächenwasser in den Straßen in den Kanal geleitet werden, der in geradem Lauf durch die Vorstadt in die Kinzig geleitet wurde. In das heutige Stadtbild paßte der offene Stadtbach nicht mehr recht, es wurde deshalb angefangen, ihn zu überbrücken und ihn zu einem unterirdischen Kanal zu machen. Als dann vor einigen Jahren die letzte Gerberei am Stadtbach verschwunden war, sah man den Zeitpunkt gekommen, auf ihn ganz zu verzichten, und fing an, ihn zuzuschütten. Ob diese Maßnahme richtig und vertretbar war, wird eine spätere Zeit einmal erweisen. Gewiß, Gewerbebetriebe brauchten den Stadtbach nicht mehr, auch das städtische Waschhaus, durch welches der Stadtbach offen hindurchfloß, an welchem die städtischen Wäscherinnen die schmutzige Wäsche von ganz Hasle wuschen und aus welchem die Waschfrauen im Sommer 1841 den kleinen Hansjakob herausfischten und ihm das Leben retteten<sup>43</sup>,

<sup>41</sup> FUB II, Nr. 277. Der Ausdruck „nach der alten Vastnacht“ in dieser frühen Zeit fällt auf, und es läßt sich nicht ohne weiteres eine Erklärung dafür finden. Man könnte vermuten, daß der Begriff „alt“ mit einer Verschiebung der Fastnacht auf einen neuen Zeitpunkt zusammenhängt. Aber ein Blick in das Wörterbuch der deutschen Volkskunde“ (Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 1955, S. 189) zeigt, daß auch eine andere Deutung möglich und wahrscheinlich ist, wenn dort ein Altfaseltag, Altfasend erwähnt und von Geschlechts-, Alters- und Berufsgruppen gesprochen wird, denen gewisse Narrentage vorbehalten sind (Weiber-, Mädchen-, Buben-, Bauernfastnacht usw.). Noch deutlicher drücken sich Bezeichnungen aus wie Altweibermarkt und Altweibertanz, die im Zusammenhang mit der Fastnacht genannt werden.

<sup>42</sup> Siehe Heinrich Hansjakob, „Wilde Kirschen“, Kapitel „Die Sandhaasen“, Neuaufll. 1962, S. 175.

<sup>43</sup> Siehe Heinrich Hansjakob, Aus meiner Jugendzeit, Neuaufll. 1960, S. 83 und 84.



Abb. 18. Ehemaliges Wachhaus der Stadt Haslach.

ist längst abgerissen (Abb. 18), um dem Neubau der städtischen Sparkasse (heute Volksbank) Platz zu machen. Aber die übrigen Aufgaben des alten Stadtbaches blieben und bleiben auch weiterhin bestehen, in Brandfällen hätte der Stadtbach für alle Zeiten eine nicht versiegende, immer wirksame Löschwasserreserve bilden können. Jetzt verläßt man sich nur noch auf die Hydranten der städtischen Wasserleitung, ohne daran zu denken, daß diese einmal versagen oder in einem Katastrophenfall ganz ausfallen können.

Als Platz für das Schloß der Fürstenbergischen Grafen wurde der südlichste Teil der Stadterweiterung im Anschluß an den ummauerten Kirchhof gewählt, und das war günstig so. Bei der Verlängerung der westlichen Zufahrtsstraße wurde für den herrschaftlichen Bau ein verhältnismäßig großer, in sich geschlossener Raum geschaffen, getrennt von dem übrigen Wohngebiet. Die Verlängerung der Hauptstraße führte nach Abbruch des unteren Tores des alten Stadtteils unmittelbar auf die alte Hauptstraße zu. Beim Bau des Schlosses wurde die westliche Einfahrt in die Stadt überbaut, so daß das untere Geschosß des westlichen Schloßflügels Tordurchfahrt und unteres Tor wurde, also eine Lösung zustande kam, wie sie größer und monumentaler heute noch am Wolfacher Schloß vorhanden ist. Dadurch wurde der Bau eines besonderen Torturms nicht erforderlich. Über das Schloß Haslach und seine Geschichte hat Otto Göller und neuerdings Manfred Hildenbrand aufgrund weiterer Forschungen in der „Ortenau“ geschrieben, so daß darüber hier nicht näher eingegangen zu werden braucht<sup>44</sup>.

<sup>44</sup> Vgl. O. Göller, Das Schloß Haslach, Die Ortenau 21 (1934), S. 387 ff., und M. Hildenbrand, Das Schloß Haslach, Die Ortenau 50 (1970), S. 463 ff.

Der Wohnteil der Stadterweiterung war notwendig, weil mit der Niederlassung der Grafen von Fürstenberg und dem Schloßbau sich auch die Einwohnerzahl vergrößerte. Es entstanden dadurch zwei neue Gassen: die Bachgasse und die heutige Metzgergasse. Das Schloßgebiet und der neue Wohnteil wurden mit Mauer und Graben in die Befestigung einbezogen. Der neue Befestigungsring schloß sich einerseits an den Mauerring des Kirchhofs an und nahm an der anderen Seite in der Gegend des Hochturms Verbindung auf mit der älteren Befestigung. Der Gesamtgrundriß der Stadt erhielt so eine natürliche Abrundung und eine nahezu kreisrunde Form. Die Erweiterung ist so geglückt, daß wir Heutigen Mühe haben zu erkennen, ob der Stadtgrundriß aus einem Guß entstanden ist, und geschichtliche Untersuchungen anstellen müssen, um festzustellen, daß die Stadt nacheinander in zwei Etappen entstanden ist. Bei näherem Hinsehen fällt an einer Stelle doch etwas auf. Da, wo die beiden Gassen, die Bachgasse und die heutige Metzgergasse, an ihrem nördlichen Ende zusammenstoßen, ist ein stiller Wohnwinkel, entstanden, der in späterer Zeit einmal sogar den Namen „der goldene Winkel“ erhalten hat<sup>45</sup>, von dem aber keine vollwertige Verkehrsstraße nach der Hauptstraße durchgebrochen wurde. Dies wirkt sich jedoch erst bei dem heutigen stark angewachsenen Verkehr als nachteilig aus. Das schmale Gäßlein zwischen der Bäckerei vom Müllerbeck (Bäckerei Neumaier, Hauptstraße 34) und der Färberei Hansjakob (Hauptstraße 29) erfüllt heute den Zweck nicht mehr.

Von den Grafen der Haslacher Linie war der 1341 verstorbene Graf Götz der bedeutendste und ist für uns Haslacher immer noch wichtig und erwähnenswert. Er fand seine Grablege in der romanischen Stadtkirche, und über seinem Grab baute sich ein Grabmal auf, in der Form, wie dies bei hervorragenden fürstlichen Personen üblich war. Über einem sarkophagähnlichen Aufbau, einer Tumba (lat. = Grab), darüber auf einer Steinplatte die in Stein ausgehauene Gestalt des Verstorbenen, ein Grabmal, wie solche da und dort in Kirchen noch erhalten sind, z. B. in sehr reicher Form in der Stiftskirche in Pforzheim für den Markgrafen Ernst von Baden-Durlach<sup>46</sup>. Von dem Haslacher Grabmal ist nur die in Stein ausgehauene Gestalt des Grafen Götz noch erhalten und in der heutigen Pfarrkirche senkrecht an der Wand aufgestellt, er ist als solcher „der steinerne Mann von Hasle“ geworden (Abb. 19). Das Steinbild ist kulturgeschichtlich wichtig, weil es Auskunft über die Kleidung fürstlicher Personen der damaligen Zeit gibt<sup>47</sup>. Dies dürfte auch der Grund sein, weshalb ein Abguß des Steins in die Sammlung des Germanischen Museums nach Nürnberg kam.

An der gegenüberliegenden Kirchenschiffwand befindet sich die Grabplatte der Gemahlin des Grafen Götz, der Gräfin Anna von Montfort, die wenige Monate vor ihrem Mann gestorben ist und in der Dominikanerkirche in Freiburg beigesetzt

<sup>45</sup> Der goldene Winkel soll seinen Namen deshalb erhalten haben, weil das Goldwarengeschäft Eisenmann (der Goldisemännle) einmal dort seinen Laden hatte, bevor er in die Hauptstraße in den einstigen Laden des Großvaters und der Großmutter Kaltenbach umzog.

<sup>46</sup> Die Abbildung des Grabmals ist enthalten in dem Werk von Hans Rott, Kunst und Künstler am Baden-Durlacher Hof, Tafel I.

<sup>47</sup> Siehe hierüber Wingenroth, a. a. O., S. 599.





Abb. 19  
Grabmal des Grafen Götz von Fürstenberg, der  
Steinerne Mann von Hasle.



Abb. 20  
Grabplatte der Gräfin Anna von Montfort, der  
Gemahlin des Grafen Götz.

wurde. Ihre Grabsteintafel kam erst 1802 nach Haslach (Abb. 20). Der Grabstein zeigt das Fürstenbergische und das Montfortsche Wappen.

Anzumerken ist noch, daß eine Tochter Adelheid des Grafen Hug, des Sohnes des Grafen Götz, den Grafen Friedrich von Hohenzollern heiratete und als Mitgift die Stadt Bräunlingen mit in die Ehe brachte. Auf diese Weise ist eine Haslacherin Stammutter des Hauses Hohenzollern und damit auch des Hohenzollernschen deutschen Kaiserhauses geworden.

Die 1286 gegründete Haslacher Linie der Fürstenberger war nicht von langer Dauer, sie starb im Jahre 1386, also genau nach 100 Jahren, wieder aus durch Graf Johann, den Sohn des Grafen Hug. Johann starb in der Schlacht bei Sempach im Freiheitskampf der Schweizer Kantone, ohne männliche Nachkommen

zu hinterlassen. Noch bei seinen Lebzeiten hat Johann 1374 der Bürgerschaft von Haslach ihre hergebrachten Rechte bestätigt und alle Freiheiten der Stadt Freiburg gewährleistet<sup>48</sup>.

Haslach wird in den Urkunden nun nicht mehr nur als Stadt angeführt, sondern erscheint auch mit der Bezeichnung „Burg und Stat“, so 1358<sup>49</sup>.

Über die Erbschaftsstreitigkeiten, die sich nach dem Tode Johanns wegen des „sloßes Haselaha“ einstellten, brauche ich, weil ohne Einfluß auf Bausachen, hier nicht einzugehen, Tumbült hat sie in seinem Buch über das Fürstentum Fürstenberg ausführlich beschrieben<sup>50</sup>. Die ältere Linie der Fürstenberger kam schließlich nach langen Kämpfen in den Besitz der Güter und Gerechtigkeiten der jüngeren Haslacher Linie. Für die Stadt Haslach sprang dabei ein Vorteil heraus: Der Fürstenberger Graf Heinrich IV. stellte ihr für die ihm geleistete Huldigung einen neuen umfangreichen Freiheitsbrief aus, der über die Verbriefungen seiner Vorfahren hinausging.

In der Zeit nach 1400 befanden sich die Fürstenberger Grafen finanziell in sehr bedrängter Lage, so daß auf baulichem Gebiet in dieser Zeit nichts zu berichten ist. Heinrich VI. erst brachte in seiner langen Regierungszeit (1432—1490) durch Umsicht und Klugheit Ordnung in diese mißlichen Verhältnisse. Dies wirkte sich auch auf die Bautätigkeit aus, über die des Grafen Schreiber, Michel Spiser, berichtet<sup>51</sup>: 1447 wurde erneuert und gebaut „das Huß (Schloß) zu Haselach“ und das „nuw kornhus zu Haselach vor der burgk“. Wo das neue Kornhaus (Zehntspeicher) gestanden haben soll, ist nicht festzustellen, es ist wieder verschwunden. Aus dem Wort „neues Kornhaus“ ist zu schließen, daß schon ein älteres bestanden hat, von dem wir aber auch nichts wissen. 1463 baute Graf Heinrich „die usser múly zu Haselach vor der statt“, die aber schon 1470 abbrannte und wieder aufgebaut wurde. Es muß aber vorher schon eine Mühle in Haslach bestanden haben, da eine solche schon im Jahre 1402 erwähnt wird<sup>52</sup>. Da bei der 1463 neu gebauten Mühle so sehr betont wird, daß sie außerhalb der Stadt erstellt wurde, darf man vielleicht annehmen, daß die ältere Mühle in der Stadt, etwa in der Vorstadt, gestanden hat und durch den Abfluß des Stadtbachs angetrieben wurde.

Die Aufzeichnungen Spisers reichen nicht bis zum Ende der Regierungszeit des Grafen Heinrich. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurde in Haslach an öffentlichen Gebäuden noch mehr gebaut, worüber die Akten leider keine Auskunft geben. Das größte und wichtigste Bauwerk war die Erstellung einer gotischen Kirche anstelle der alten romanischen Kirche. Sie ist auf dem Stadtbild von Mentzingers Karte vom Jahre 1655 (Abb. 15) als einschiffige Kirche sichtbar. Das gotische Kirchenschiff ist heute vollständig verschwunden, es hat im 18. Jahrhundert einem Kirchenneubau Platz machen müssen. Erhalten ist nur der gotische Kirchturm. Auf einer Inschrifttafel am Turm über dem stadtseitigen Durchfahrts-

<sup>48</sup> Tumbült, a. a. O., S. 36.

<sup>49</sup> FUB II, Nr. 332.

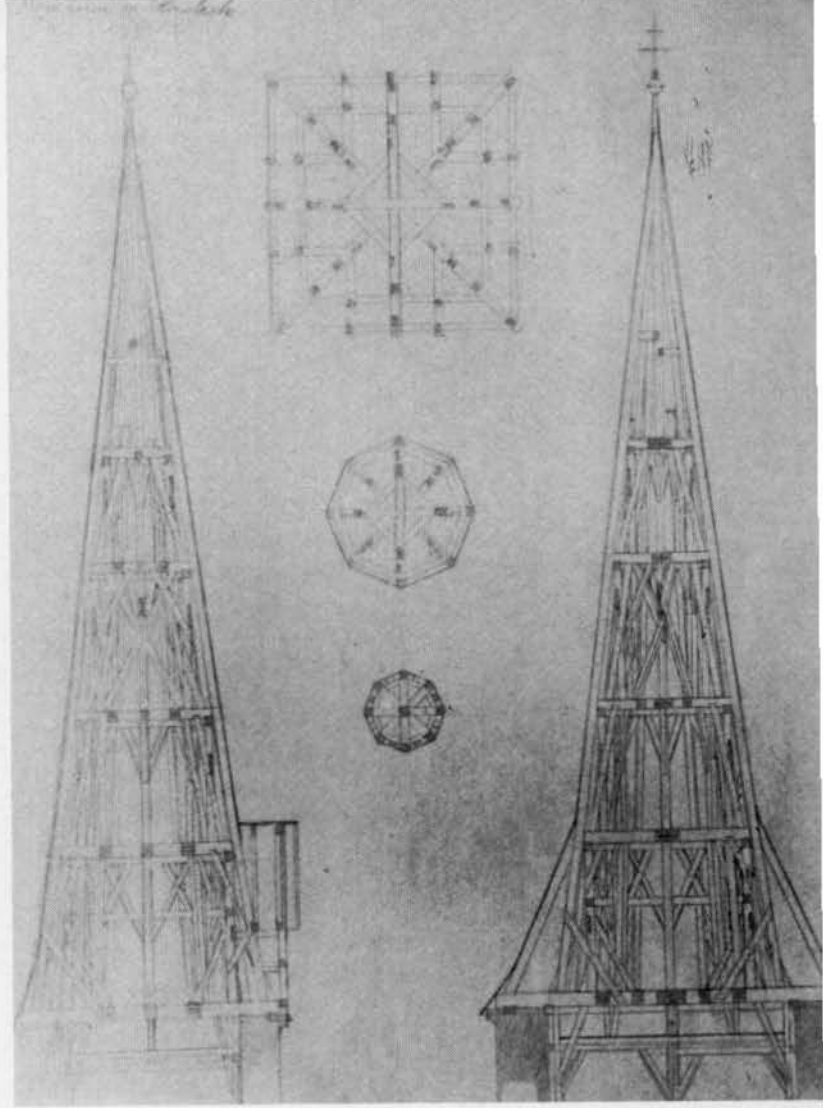
<sup>50</sup> Tumbült, a. a. O., S. 38 ff.

<sup>51</sup> FUB III, Nr. 371.

<sup>52</sup> FUB IV, Nr. 50.

Abb. 21

Dachstuhl auf dem alten Kirchturm von Haslach.  
Aufnahme und Zeichnung von Franz Schmider  
aus dem Jahre 1906.



bogen lesen wir, daß der Turm im Jahre 1481, also während der Regierungszeit Heinrichs VI., erbaut wurde. Es darf ohne weiteres angenommen werden, daß dies auch die Bauzeit der gotischen Kirche ist. Der Turm baut sich wohlproportioniert in vier Geschossen auf, wobei das oberste Geschoß den Glockenstuhl enthielt und mit Schallöffnungen mit gotischem Maßwerk versehen ist. Der Turm trägt einen hohen spitzen Helm, der heute noch mit einigen noch zu erwähnenden Änderungen erhalten ist. Ich habe als Student an der Technischen Hochschule in Karlsruhe in den Jahren 1905—1910 bei meinem verehrten Lehrer, Professor Friedrich Ostendorf, Vorlesungen über mittelalterliche Baukunst und im Zusammenhang damit auch über die Geschichte des mittelalterlichen Dachwerks gehört. Dadurch ange-regt, bin ich im alten Dachstuhl des Kirchturms herumgeklettert und habe den alten Dachstuhl genau aufgemessen und aufgezeichnet, und habe in gleicher Weise die Schallöffnungen des Glockengeschosses ausgemessen und aufgezeichnet, so daß ich in der Lage bin, meine Zeichnungen hier abzubilden (Abb. 21 und 22). Vermutlich um die Jahrhundertwende, aber wohl noch unter der Regierung Heinrichs VI., muß nach den Bauformen des steinernen Unterbaues auch das Haslacher Rathaus gebaut worden sein. Mit den Rundbogen und der offenen Halle, die den größten Teil des Erdgeschosses einnimmt, entspricht es ganz dem Typus eines Rathauses, wie er in jener Zeit üblich war. Ganz analog sah auch das alte Wolfacher Rathaus aus, das 1892 einem Brand zum Opfer fiel, abgebrochen und durch

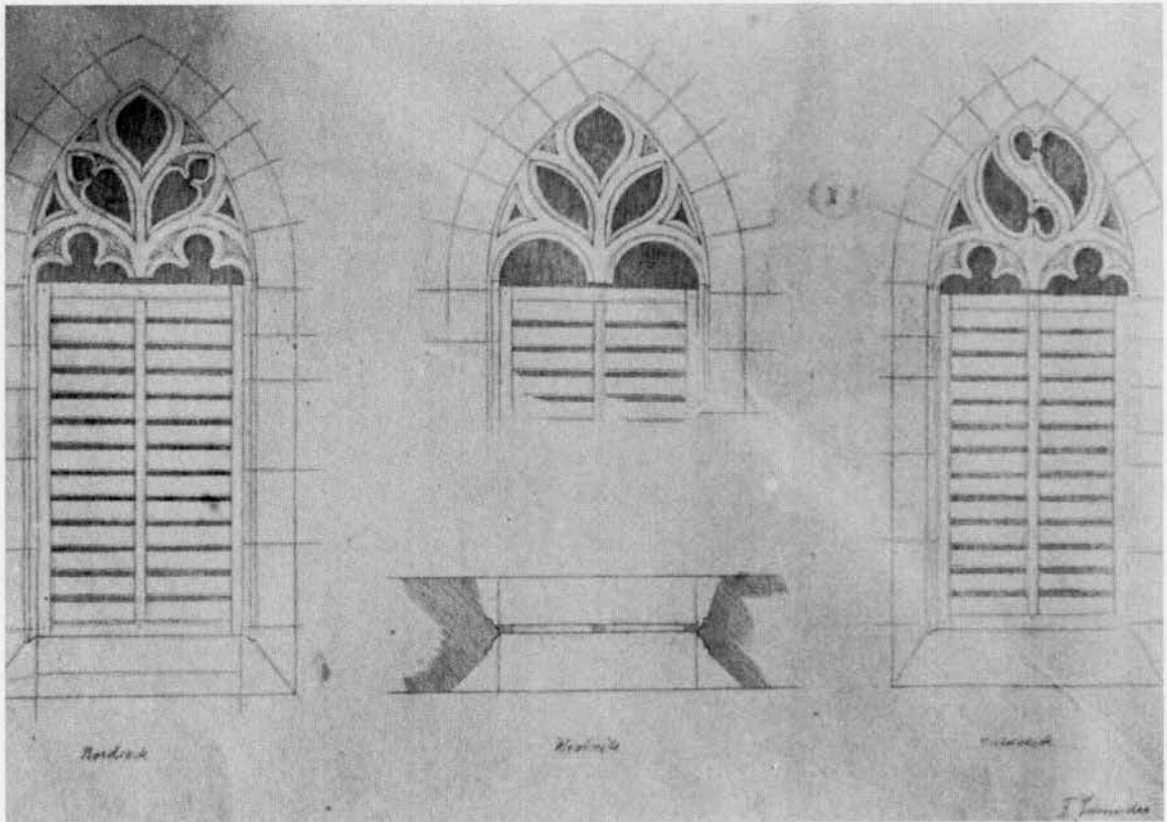


Abb. 22. Schallöffnungen mit gotischem Maßwerk am alten Kirchturm in Haslach. Aufnahme und Zeichnung von Franz Schmider im September 1906.

einen Neubau ersetzt wurde. Der mit seiner Bogenhalle weit über die Bauflucht in die Hauptstraße vorspringende Hauptteil des Rathauses wurde nachweisbar im Jahr 1500 vollendet<sup>53</sup>.

Am Haslacher Rathaus ist auf der Marktplatzseite eine Wappentafel des Fürstenbergischen Grafen Albrecht (gest. 1599) eingemauert, welche die Jahreszahl 1572 trägt (Abb. 23). Diese Jahreszahl hat dazu verleitet, den Bau des Rathauses in dieses Jahr zu verlegen und dem Grafen Albrecht zuzuschreiben, wie es im Inventarisationswerk S. 603 geschehen ist und von anderen nachgeschrieben wurde, die nicht wußten, daß diese Tafel mit dem Fürstenbergischen Wappen nicht vom Rathaus, sondern vom oberen Torturm stammte, und erst nach Abbruch des Torturms an das Rathaus verlegt wurde, worüber Otto Göller ausführlich in einem Zeitungsbeitrag „Der Hochturm von Haslach i. K.“ berichtet hat. Gemeint ist hierbei aber nicht der frühere Hochturm, sondern der zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch alleinstehende obere Torturm.

Das Erdgeschoß mit der offenen Halle und den anschließenden geschlossenen Räumen war natürlich ganz auf den Marktbetrieb ausgerichtet, und das in erster Linie auf den Wochenmarkt, der sich jede Woche in kleinem Rahmen abwickelte, wobei es sich in der Hauptsache um die Lebensmittel für den täglichen Bedarf handelte. In der offenen Halle konnte er auch bei schlechtem Wetter, gegen Regen geschützt,

<sup>53</sup> Wingenroth, a. a. O., S. 689; Abb. des alten Wolfacher Rathauses.

Abb. 23

Wappentafel des Grafen Albrecht von Fürstenberg vom Jahre 1572, vom abgebrochenen oberen Torturm stammend, jetzt am Rathaus eingemauert.



stattfinden. In den anschließenden Räumen wurde Butter, Speck und dergleichen abgewogen.

Das Obergeschoß war von Anfang an in Fachwerk erstellt worden, weshalb es auch beim Stadtbrand von 1704 mitzerstört wurde, während das massive Untergeschoß den Brand überstanden hat. Im Laufe der Zeit war das Rathaus in seinem Verwendungszweck mancherlei Wandlungen und dadurch auch wiederholten Umbauten unterworfen. Darauf soll hier nicht näher eingegangen werden. Otto Göller ist diesen Dingen schon geschichtlich nachgegangen und hat seine Ergebnisse in Zeitungsaufsätzen veröffentlicht<sup>54</sup>. In den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts befand sich im Rathaus auch die untere Schule mit den drei unteren Klassen der Volksschule, wobei der Schulsaal die ganze Giebelseite an der Hauptstraße einnahm.

Heute ist das alte Rathaus für den immer mehr anwachsenden Geschäfts- und Bürobetrieb zu klein geworden, und es ist deswegen schon der Gedanke ausgesprochen worden, das alte Rathaus aufzugeben und ein neues an einer andern Stelle zu bauen. Einem eingesessenen Haslacher, in dem Heimatgefühl noch lebendig ist, muß dieser Gedanke abwegig erscheinen. Es sollten Lösungen gesucht und gefunden werden, das Rathaus an seiner alten Stelle zu erhalten und zu erweitern, wo

<sup>54</sup> Vgl. Kinzigtäler Nachrichten vom 23. 8. 1929 mit Fortsetzung und Offenburger Tageblatt vom 11. 1. 1943, ebenfalls mit Fortsetzung.

es von alters her Mittelpunkt der Stadt war und wo es auch für die vergrößerte Stadt noch weiterhin Mittelpunkt sein und bleiben kann.

An der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit trat eine einschneidende Änderung in der Verkehrsfrage auf. Während des ganzen Mittelalters gab es ganz allgemein keinen Durchgangsverkehr durch die befestigten Städte. Sicherheit war der oberste Grundsatz gewesen. Deshalb wurde die Zahl der Tore auf die geringst mögliche Weise beschränkt, und nachts wurden die Tore geschlossen, so daß niemand hinaus oder herein konnte. Der Durchgangsverkehr wurde um die Städte herumgeleitet, in Haslach geschah dies durch die Engelstraße, an der als Poststation, als Vorspann- und Umspannstelle das Gasthaus „Zum Engel“ lag, das der Straße auch den Namen gab. Ähnliche Verhältnisse lassen sich auch für andere Städte nachweisen. Als Beispiele seien nur einige genannt: Freiburg im Breisgau, wo die Durchgangsstraße nach Basel ursprünglich am Kaiserstuhl entlangging, Kenzingen, an dem die Rheintalstraße ursprünglich auch außen vorbeiführte, Lahr, wo die Schuttertalstraße einstmals um die befestigte Stadt herum am Hang entlang verlief, und auch Villingen, wo die von den Fürstenbergern in den ersten Jahren nach 1300 gebaute neue Straße von Villingen über den Hohlen Graben und das Wagensteigtal nach Freiburg nicht durch Villingen hindurch, sondern an der Stadt vorbeigeführt wurde, und die vom Kinzigtal zur oberen Donau führende Straße ebenfalls an der Stadt vorbeigeführt hatte, inzwischen jedoch völlig eingegangen war, heute aber wieder an der alten Stelle als moderne Umgehungsstraße erstanden ist.

Das Auftreten der Schußwaffen hat einen Umschwung der mittelalterlichen Auffassungen herbeigeführt, die mittelalterlichen Befestigungen hatten mehr oder weniger ihre Wertung eingebüßt. Die Folge davon war, das abschließende Prinzip aufzugeben und die Städte für den Verkehr zu öffnen. Obrigkeitliche Verfügungen kamen diesen Bestrebungen entgegen. So erhielt schon in den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts die Stadt Lahr durch eine kaiserliche Verfügung die Erlaubnis, die Schuttertalstraße durch die Stadt hindurchzuführen. Für Haslach folgte im gleichen Sinne eine Fürstenbergische Urkunde vom 14. März 1505. Im Fürstenbergischen Urkundenbuch, Band IV, steht darüber (S. 389, Nr. 426, Anm. 2): „Ein Freiheitsbrief des Grafen Wolfgang für die Stadt Haslach wegen Abänderung der Straße durch die Stadt, auch Wochenmärkten, Handwerkern etc. So die Aufschrift eines leeren Umschlags, auf dem auch vermerkt ist: ‚Orig. nacher Wolfach geschickt‘. Vielleicht befindet sich das Orig. also in dem für uns unzugänglichen Wolfacher Stadtarchiv.“<sup>55</sup> Die Urkunde befand sich jedoch nicht im Wolfacher, sondern im Haslacher Stadtarchiv und ist der Vernichtung durch den Brand vom August 1704 zusammen mit einigen anderen Archivalien entgangen. Otto Göller hat bei seinen Forschungen schon die Urkunde gefunden, ist aber auf ihren Inhalt und ihre Bedeutung nicht näher eingegangen.

<sup>55</sup> Zur Erklärung, weshalb das Wolfacher Archiv für den Donaueschinger Bearbeiter des Urkundenbuches unzugänglich war, wird im Vorwort zum ersten Band S. VI erläutert. Der Stadtrat von Wolfach glaubte, die Benützung seines Archivs verweigern zu müssen. Gleichzeitig wird vielen andern Stellen, darunter auch dem Stadtrat von Haslach, der Dank für ihre Mitarbeit ausgesprochen.

Der für diese Betrachtung wichtigste Satz der Urkunde sei hier auszugsweise angeführt und dabei in einfaches heutiges Deutsch übertragen: „Zur Verbesserung der Verhältnisse in der Stadt zu Haslach und der Landschaft werden für des Heiligen Reiches Straße etliche Tore, so vor Jahren geschlossen gewesen, aufgetan und diese durch die Stadt gerichtet, um mit Wagen und Rossen durchzufahren ewiglich, d. h. für alle Zeiten.“

Eine solche Maßnahme war möglich geworden durch die große Wandlung, die inzwischen vor sich gegangen war. Sie hatte Folgen nicht nur für die künftige Verkehrsgestaltung in der Stadt, sondern auch in wirtschaftlicher Beziehung. Eine unmittelbare Folge war die Einrichtung von Zollstellen an den Toren, also eine rein kommerzielle Angelegenheit, die Zolleinnahmen flossen sowohl der Herrschaft als auch der Stadt zu.

Eine weitere Folge war, daß für den von Mühlenbach kommenden Verkehr ein weiteres Zufahrtstor in die alte Stadtbefestigung gebrochen werden konnte. Es erhielt den Namen Neutor oder auch „Sautor“; Sautor, weil die Mühlenbacher die von ihnen vorzugsweise gezüchteten Schweine durch dieses Tor zum Haslacher Markt brachten. Es lag da, wo heute noch die Mühlenbacher Straße in die Stadt hineinführt. Ein besonderes Torgebäude wurde anscheinend nicht errichtet, wenigstens ist uns darüber nichts bekanntgeworden. Auch der Zeitpunkt, wann dieser Tordurchbruch erfolgte, konnte bisher nicht festgestellt werden. Die Straße führte nun wieder wie in der Gründungszeit geradewegs auf den ursprünglichen Marktplatz. Für den Verkehr von Hofstetten wäre der kürzeste Weg in die Stadt auch durch das Neue Tor gewesen, aber man hat den Fußgängerverkehr über den sogenannten Schafsteg in die Stadt geleitet, wie dies bis in die heutige Zeit der Fall war, während der Wagenverkehr auf der schon vorhandenen Straße mit einer Brücke über den Klosterbach verblieb. Bei einer Verlegung des Straßenverkehrs von Hofstetten auf den kürzeren Weg hätte man eine neue Fahrstraße und eine befahrbare Brücke über den Hofstetter Bach bauen müssen, dem wollte man anscheinend aus dem Wege gehen. So ist es bis in unsere Zeit hinein bei dem Schafsteg, einem schmalen hölzernen Fußgängersteg, geblieben, der erst in jüngster Zeit, allerdings aus einem ganz anderen Grund, einer massiven Brücke weichen mußte.

Die Urkunde vom Jahr 1505 enthält außer der Änderung des Verkehrs durch die Stadt noch eine ganze Anzahl Anordnungen für den Betrieb und die Einschränkung von Handwerk und Handel in den umliegenden dörflichen Ortschaften, die, mit Ausnahme von Schnellingen, alle namentlich aufgeführt werden, zugunsten der bevorrechteten Bürgerschaft der Stadt. Auffallend ist dabei, daß für die Vorstadt von Haslach die gleichen einschränkenden Vorschriften verfügt werden wie für die angeführten Dorfschaften. Die Vorstadtbürger waren damals keine Vollbürger, sie führten deshalb die Bezeichnung „Ausbürger“ oder auch „Pfahlbürger“ und nahmen an den Privilegien der Bürger innerhalb der Stadtmauern keinen Anteil.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle, die sich vorzugsweise mit baulichen Dingen beschäftigen will, ausführlich auf die umfangreichen Bestimmungen ein-

zugehn, die in der Urkunde enthalten sind. Es wird statt dessen der Inhalt der ganzen Urkunde als Anhang diesem Beitrag beigegeben und der Öffentlichkeit als wichtiges geschichtliches Dokument zur Kenntnis gebracht.


Bevor das rekonstruierte Bild der nächsten Aufbaustufe der Stadt angeführt wird, soll auf Bauwerke und Baureste eingegangen werden, die aus der Zwischenzeit erhalten sind:

Zu erwähnen ist zunächst ein altes Pförtchen in dem schmalen Gäßchen, das heute Burggäßchen genannt wird. Das Pförtchen mit einem spätgotischen Türsturz, einem sogenannten Eselsrückenbogen, trägt die Jahreszahl 1491 (Abb. 24), also ein Jahr nach dem Tode des Grafen Heinrich VI., so daß man annehmen darf, daß die Jahreszahl die Zeit der Fertigstellung der Pforte angibt und die Absicht zur Erstellung des Pförtchens noch in die Regierungszeit Heinrichs VI. fällt. Das Pförtchen hatte offenbar den Zweck, den Bewohnern des Schlosses einen kurzen Weg zur Kirche zu ermöglichen, unabhängig von den allgemein begangenen Verkehrswegen. Sie mußten dabei den vor der ersten ehemaligen Stadtmauer vorbeifließenden Stadtbach überschreiten. Im Inventarisationswerk Band Offenburg ist S. 592 ein Bild der Pforte wiedergegeben und daneben ein Querschnitt durch Türe und Mauer nebst einem Schnitt durch den Stadtbach mit eingetragenen



Abb. 24  
Alte Pforte vom Jahre 1491 in der  
früheren Stadtmauer im heutigen Burg-  
gäßchen.



Maßen, gezeichnet von  Otto Linde, dem damaligen Konservator für Denkmalspflege. Diese Schnittzeichnung gibt den früheren Zustand des Stadtbaches wieder, den 1,10 m breiten und 0,70 m tiefen Graben, in dem das Wasser offen dahinfließ, und daneben ein nur 0,80 m breiter, mit Steinplatten belegter Gehweg. So habe ich selbst den Stadtbach an dieser Stelle noch in Erinnerung. Heute ist, wie oben schon gesagt, der Stadtbach mit einer Betonplatte abgedeckt und das Burggäßchen in seiner ganzen Breite mit einem modernen Asphaltbelag versehen. Von dem früheren stimmungsvollen Eindruck ist daher nicht mehr viel vorhanden. Eines wird jedoch dankbar anerkannt, die denkmalspflegerische Erhaltung des alten Stadtmauerrestes mit dem Pfortchen ist sichergestellt. Die Mauer gehörte bis vor einigen Jahren als hinterer Abschluß und Einfriedigung zu den beiden Häusern am Ausgang zur Kirche (Hauptstraße 18 und 20). Beim Besitzwechsel der beiden Häuser wurde die Mauer davon abgetrennt und als Eigentum der Stadt ins Grundbuch eingetragen, so daß sie Änderungen durch private Seite entzogen ist.

Im Jahre 1550 wurde auf Anordnung des Grafen Friedrich ein neues Kastenhaus an den alten Kirchturm angebaut. Aus Gründen der Sparsamkeit wurde auf den Einbau von Gemächern verzichtet, es solle nur ein gutes Kastenhaus mit Luftfenstern und ein Keller für Wein und Früchte gebaut und den Steinmetzen solle verdingt werden, daß er vor Herbst trocken und der Wein darein kommen kann. Womöglich solle auch gleich der Giebel gemacht werden, da es nicht gut ist, das Dach in einem andern Jahr zu machen. Mit dem Zimmermann sei auch zu handeln, da er gern „köstlich Ding macht“. Er solle das Kastenhaus allein bauen „mit starken ‚threm‘ (Balken, Säulen), die ordentlich untereinander kommen, und zu tragen mit Unterzügen der Notdurf nach versehen“<sup>56</sup>. Das Gebäude ist bis auf wenige Änderungen noch gut erhalten, doch hat es heute eine andere Zweckbestimmung. Nach Aufhebung des Zehnten im 19. Jahrhundert ist seine eigentliche Aufgabe entfallen, und es hat seine öffentliche Bedeutung verloren. Der Kasten wurde deshalb an den Meistbietenden versteigert. Der Hauptsteigerer war der Sonnenwirt Fautz, der auch den Zuschlag erhielt. Ihm war es nur um den Weinkeller zu tun. Auf dem Erbwege ging er an die Weinhandlung Walther über und von dieser durch Kauf an die Weinhandlung Zimmermann. Im Jahre 1936 erwarb den Kasten die katholische Kirchengemeinde, die ihn zu einem Versammlungsraum für die Kolpingsfamilie umgestaltete. Dazu mußte eine Treppe in das Obergeschoß eingebaut und zur Gewinnung eines Saales die Holzstützen (früher als Säulen bezeichnet) herausgenommen und der Unterzug an der Dachkonstruktion aufgehängt werden. Im Erdgeschoß wurden zur Schaffung von Räumen für die Jugendgruppen der Mädchen Wände eingezogen. Als Abb. 25 wird eine Aufnahme des Südgiebels beigefügt. Aufmerksam muß dabei gemacht werden auf eine große Türöffnung im Dachgeschoß. Diese war mit einem Auslegearm versehen, an dem ein Rad mit Seil befestigt war, mit dem die Fruchtsäcke bis in das Dachgeschoß hinaufgezogen werden konnten. Die frühere Eingangstüre in das Erdgeschoß mit

<sup>56</sup> Mitt. aus dem F. Fürstenbergischen Archiv, I. Bd. Nr. 721.



Abb. 25  
Giebelseite des Kastengebäudes vom Jahre 1550, ehemalige Zehntscheuer, heute Kolpingheim.

der Jahreszahl ist jetzt zugemauert. Von dem leider viel zu früh verstorbenen Architekten Franz Neumaier ist während seines Studiums an der Technischen Hochschule in Karlsruhe als vorgeschriebene Übungsaufgabe das Kastengebäude aufgemessen und maßstäblich aufgezeichnet worden.

Weiter ist beigefügt als Abb. 26 ein Durchblick durch die Bogenöffnungen des alten Kirchturmes als reizvollstes Bild, das Haslach zu bieten hat.

An dieser Stelle muß die zweite Zehntscheuer angeführt werden, die vor dem Chor der früheren Kirche stand und deren südliche Außenmauer auf der ältesten Stadtmauer aufgesetzt war. Dieses Kastengebäude war einmal eines der stattlichsten Monumentalgebäude der Stadt gewesen. Es mußte aber zu Beginn unseres Jahrhunderts der Kirchnerweiterung weichen und ist vollständig verschwunden. Nur eine Säule zeugt noch von verschwundener Pracht. Zum Unterschied gegenüber dem vorher beschriebenen Kasten, wo die stützenden Säulen ein Werk des Zimmermanns sind, ist hier die erhaltene Stütze von Sandstein, die vom Steinmetz mit einem skulptierten Pflanzenwerk verziert wurde, ein Beweis, daß man auch bei diesem reinen Zweckbau auf schmückende Elemente nicht verzichtet hat. Die Säule ist als Erinnerungsstück auf der Südseite des neuen Chores aufgestellt und wurde durch die Krönung mit einer Marienfigur in eine Mariensäule verwandelt. Weil wir dieses Gebäude nicht mehr mit unseren Augen sehen können, müssen wir uns ganz auf das verlassen, was Wingenroth darüber im Inventarisationswerk geschrieben hat. Er stellte fest, daß das Gebäude, so wie es zuletzt vor uns stand,

Abb. 26

Durchblick durch die Tordurchfahrt unter dem gotischen Kirchturm.



vermutlich durch Umbau eines älteren Gebäudes entstanden ist. Er will an der äußeren Längswand einen älteren Mauerrest und ein kleines gotisches Fenster beobachtet haben, der ein Rest der alten Stadtmauer sein konnte. Er beschreibt aber auch das Gurtgesims zwischen den beiden Stockwerken des Gebäudes als gut ausgearbeitete gotische Wasserschräge. In das Erdgeschoß führte auf der Stadtseite ein Rundbogentor, dessen Profil aus der Beschreibung nicht klar hervorgeht. Einen bemerkenswerten Schmuck erhielten die verhältnismäßig kleinen rechteckigen Fenster durch eine reiche architektonische Ummalung, eine Methode in damaliger Zeit, Architektururteile, zu deren Ausführung man kein Geld hatte, an die glatt verputzte Wand zu malen (ähnliche Fensterummalungen befinden sich auch auf der Hofseite des Gengenbacher Klostergebäudes). Wingenroth<sup>57</sup> fand die Außenmalereien am Kastengebäude wichtig genug, sie in seinem Werk abzubilden. Um von dem verschwundenen Bauwerk in Haslach der Nachwelt soviel als möglich zu erhalten, soll diese Malerei hier abgebildet werden (Abb. 27). Der Sturz des einen der beiden dargestellten Fenster trägt die Jahreszahl 1619, also eine Zahl, die schon in den Dreißigjährigen Krieg hineinreicht. Über die äußere Erscheinung des Gebäudes können ebenfalls zwei photographische Aufnahmen beigegeben werden (Abb. 28 und 29). Die Abbildung von der Stadtseite ist bei Beginn der Abbrucharbeiten aufgenommen worden. Dadurch erklärt sich die davor versammelte Men-

<sup>57</sup> Wingenroth, a. a. O., S. 604.

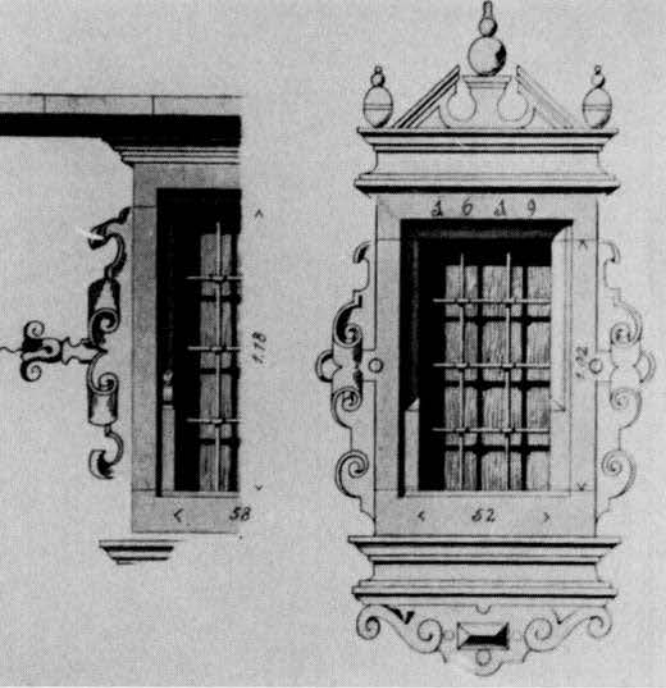


Abb. 27

Fenster mit gemalter Umrahmung an dem ehemaligen Fürstlich Fürstenbergischen Zehntkasten in Haslach. Abbildung aus Wingenroth „Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden“, Band Offenburg 1908, S. 604.

schenmenge<sup>58</sup>. Seitlich steht bereits die Rutsche zum Herablassen der Dachziegel. Nicht erklärlich ist, was die raue Putzfläche auf der Giebelseite zu bedeuten hat, ob hier einmal eine Art Torbau angebaut war, als das heutige Pfarrhaus noch nicht stand. Zwischen dem ehemaligen Kastengebäude und dem heutigen, 1706 nach dem großen Stadtbrand erbauten Pfarrhaus, dessen Hauskante auf dem linken Bildrand sichtbar ist, hat die Mühlenbacher Straße seinerzeit hindurchgeführt an der gleichen Stelle wie heute noch.

Die Außenansicht (Abb. 29) macht mit den kleinen Fenstern einen monumentalen Eindruck, der noch dadurch erhöht wird, daß das Gelände davor an der Stelle des früheren Stadtgrabens noch vertieft lag. Links stieg die alte Kirchhofmauer auf, die für den Umgang um den Chor der Kirche als einstige Festungsmauer noch erhalten war. Aus der Türe der Sakristei heraustretend hatte man von diesem erhöhten Platz aus ein imposantes Bild von der gewaltig wirkenden Wand des alten Kastengebäudes und dem davor vertieft liegenden Garten. Das Bild zeigt auf dem Dach noch das Storchennest. Nach dem Abbruch des Gebäudes wurde das Storchennest auf das Dach des Kastens neben dem alten Kirchturm versetzt und später wegen der Verschmutzung dieses Daches auf den stillgelegten hohen Brauereikamin angebracht, wodurch dieser zum Storchekamin wurde.

Zeitlich muß in diesem Bericht noch etwas zurückgegriffen werden. Im Jahre 1560 erfolgten Befehle und Bescheide der Vormünder des Grafen Albrecht von Fürstenberg wegen verschiedener Bausachen. Darunter befindet sich auch eine Anordnung zum Bau einer fürstlichen Trotte, also eines Gebäudes zum Keltern der Weintrauben. Der Auftrag lautete wörtlich: „Die Trotte zu Haslach wird nicht auf bodenseische Art gebaut, außer man hätte einen Baum gleich wohl bei der

<sup>58</sup> Die Aufnahme ist am 3. April 1906 hergestellt von Wilhelm Engelberg, der neben seiner Buchbinderei und seinem Einrahmungsgeschäft damals schon ein photographisches Atelier betrieb. Die Aufnahme wurde von dem Friseur Hauß, dem Vater des heutigen Friseurs Hauß, von Wilh. Engelberg erworben. Nach den Angaben von Friseur Hauß, in dessen Laden das Bild hängt, kann er unter den im Bild dargestellten Personen noch folgende alte Haslacher erkennen: von links nach rechts: der alte Küfer Zimmermann, Briefträger Lipp, Schwarzbeck Joseph Fackler, Altschlosser Haser, Hafner Neumaier, Friseur Hauß, der Vater und Erwerber des Bildes, der alte Blechner Thoma, die alte Frau Glücker mit Kindern, der alte Riedmüller Bäcker.

Abb. 28  
Ansicht der abgebrochenen ehemaligen Fürstlichen Zehnt-  
scheuer, Stadtseite.

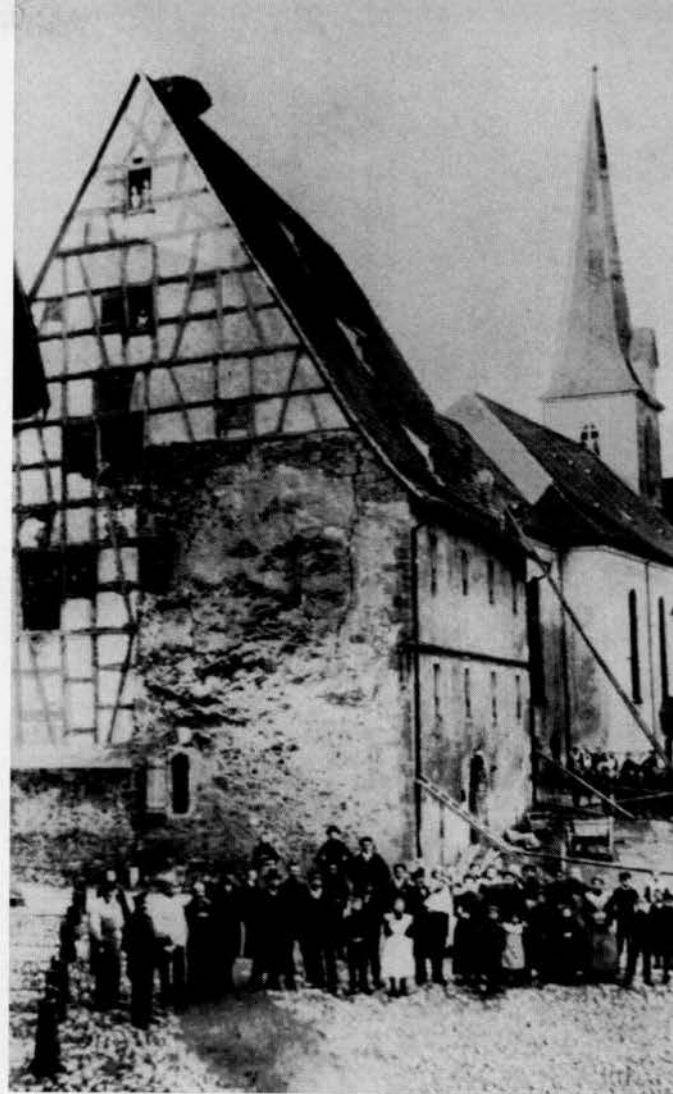


Abb. 29  
Ansicht der Außenseite der abgebrochenen ehemaligen Zehntscheuer.



Hand.<sup>59</sup>“ In jener frühen Zeit war es üblich, zum Pressen der Weintrauben gewaltige Torkelbäume zu verwenden, die zu ihrer Unterbringung weiträumige Gebäude verlangten. Am Bodensee waren solche Torkelhäuser noch vorhanden. Eine wohl-erhaltene Torkel hat Fritz Hirsch in einem Heft der „Badischen Heimat“ geschicht-lich erforscht und ausführlich beschrieben. In größerer Zahl sind solche Kelter-häuser noch im württembergischen Weinbaugebiet vorhanden. In Metzingen am Fuß der Alb stehen auf einem großen Platz der Stadt sieben solcher alten Kelter-häuser nebeneinander. Bei uns stehen in Fachwerk erstellte Kelterhäuser (Trotten) noch in Schnellingen und in Bollenbach, allerdings ohne die alten Torkeln mit den Torkelbäumen. In Schnellingen wird darin zwar noch Obst gekeltert, aber nur in modernen Obstpressen, die wenig Platz einnehmen, im übrigen wird das Gebäude als Gemeindescheuer benutzt. Das Bollenbacher Trotthaus, das frei für sich in der Landschaft steht, ist in eine vornehme Landhauswohnung umgebaut.

Die Haslacher Trotte ist wieder vollständig verschwunden. Sie stand in dem ersten Erweiterungsgebiet, in dem Block zwischen der Bachgasse und der heutigen Metzgergasse, etwa in der Mitte der Metzgergassenseite. Ich sage jeweils *heutige* Metzgergasse, weil sie nicht immer Metzgergasse hieß. In dem jetzigen Gasthaus „Zum Aiplefranz“ befand sich einmal die erste Apotheke in Haslach, und darnach hieß die Gasse damals „Apothekergasse“<sup>60</sup>.

Es muß angemerkt werden, daß in früheren Jahrhunderten der Weinbau eine größere Rolle gespielt hat. Schon die Klöster hatten einen großen Bedarf an Wein<sup>61</sup>. Aber auch die weltlichen Standesherrschaften hatten entsprechende Wün-sche und bemühten sich um Weinerträge. Schon 1558 gelang es Graf Friedrich von Fürstenberg nach langen nachbarlichen Streitigkeiten, den Abt Gisbert und den Konvent des Klosters Gengenbach dazuzubringen, daß sie mit Zustimmung des Bischofs Erasmus zu Straßburg ihm durch Vertrag den Weinzehnten zu Bol-lenbach, Schnellingen, Haslach, Herrenberg, Ellengrund und Weiler und andere Rechte in Fischerbach und Steinach und das Eigentum der abgegangenen Burg Schnellingen für 1500 fl. verkauften<sup>62</sup>. Es bedarf keiner besonderen Nachweisung, um einen Zusammenhang herzustellen zwischen diesem Kauf und dem zwei Jahre später erfolgten Auftrag zur Erstellung einer fürstlichen Trotte in Haslach. Das Hauptweingebiet für Haslach waren stets die Reben am Herrenberg. Sie wurden meistens zusammen mit Haslach genannt, obwohl sie auf Fischerbacher Gemar-kung liegen. Sie wurden fast ausschließlich bis in die Neuzeit herein von Has-lacher Bürgern genutzt. Heute ist der Weinbau nicht nur am Herrenberg, sondern schon früher auch in Schnellingen und Bollenbach, im Ellengrund und am Reichen-berg in Weiler vollständig zum Erliegen gekommen, er rentiert sich nicht mehr.

<sup>59</sup> Mitt. aus dem Fürstenbergischen Archiv, II. Bd., Nr. 10.

<sup>60</sup> In dem schmiedeeisernen Oberlicht der Eingangstüre ist noch der aus Freiburg im Breisgau stammende und mit M. Josefa Fernbach aus Haslach verheiratete Apotheker Nepomuk Ernst mit seinen Anfangs-buchstaben N.E. verewigt.

<sup>61</sup> Einen kleinen Einblick in diese Verhältnisse gewinnen wir durch den Beitrag „Der Haushalt der Abtei-herrschaft Gengenbach“ von K. Hitzfeld, in: Die Ortenau 44 (1964), S. 164, Anm. 13, mit den Angaben für die Weineinkünfte des Klosters für die Jahre 1780 bis 1789.

<sup>62</sup> Mitt. aus dem Fürstenb. Archiv, I. Bd., S. 883.

Gaslach um 1600

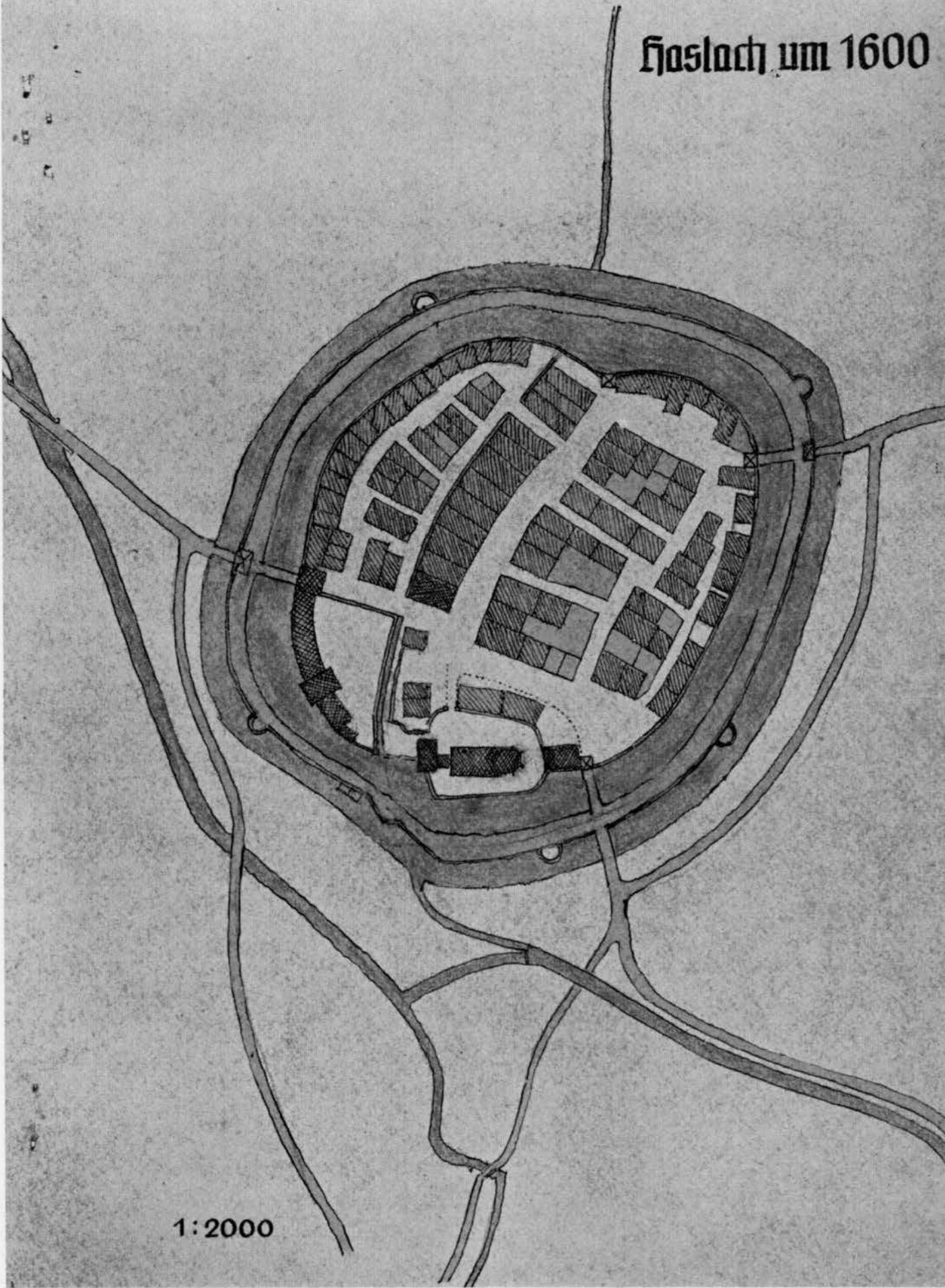


Abb. 30

1:2000

Beim Herrenberger muß man dies bedauern, denn der Wein, der dort an der sonnigen Halde wuchs, soll ein besonders feuriger gewesen sein. Reben wurden früher in Haslach auch an Stellen gepflanzt, wo man es heute kaum vermutet, z. B. am Eichenbach (1493), aber auch an sonnigeren Stellen wie am Spitzenberg auf der Südseite des in das Tal vorspringenden Schänzlebergs, in der Sommerhalde und am Helgenberg.

### *Haslach um 1600*

Das Hauptkennzeichen der Abb. 30 ist, daß die bisherige Stadtmauer mit Wohnhäusern bebaut ist und dadurch zur Verteidigung unbrauchbar wurde und deshalb ein weiterer Mauerring mit Wassergraben um die Stadt gelegt werden mußte. Der vorige Stadtgraben wurde dadurch zum „Inneren Graben“. Der breite frühere Graben wurde bis auf ein schmales, von Wasser durchflossenes Stadtbächlein zugeschüttet und zur Wohnstraße gemacht. Der Wasserzufluß erfolgte wie schon früher vom Mühlenbacher Bach her, wo durch ein eingebautes Wehr das Wasser gestaut wurde. Am Stadteingang teilte sich der Bach in drei Arme, in den älteren in der Mitte und den beiden den Inneren Graben entlangführenden Bäche, die sich am nördlichen Ende wieder mit dem mittleren Stadtbach vereinigten und gemeinsam der Kinzig zugeleitet wurden. So wurden, wie bisher die großen Stadtgräben, auch die beiden neuen Stadtbäche weiterhin mit Wasser aus dem Mühlenbacher Bach gespeist. Das obere Tor erhielt durch die Vorverlegung von Mauer und Graben ein Vortor, und am unteren Tor war eine ähnliche Maßnahme notwendig. Als Überreste dieser Maßnahme stand dort bis vor Jahrzehnten ein kleines Wachhäuschen, das sogenannte „Narrenhütle“. Es wurde zuletzt noch als Arrestlokal und als Wachstube für die Nachtwächter benutzt. Die neue Mauer erhielt auch noch einige Rondelle, halbrunde Vorbauten, die den Zweck hatten, die Mauer flankierend mit Schußwaffen zu bestreichen. Ob diese Rondelle noch turmartige Aufbauten hatten, die an der Innenseite meistens offen waren, darf angenommen werden. Das Stadtbild von 1655 (Abb. 15) läßt diese Annahme zu. Die Reste dieser Befestigungstürme sind heute alle verschwunden, zwei waren in meiner Jugendzeit noch vorhanden, ihre Beseitigung war nicht immer notwendig. Ein besonders malerischer voller Rundturm bestand noch bis in unser Jahrhundert gegenüber dem heutigen Verkehrsamt als Bestandteil des einzigen noch bestehenden, zusammenhängenden Restes der einstigen Stadtmauer hinter den Gärten an der Seilerbahn. Dieses Reststück, das auch noch eine alte Schießscharte aufweist, bedarf dringend denkmalpflegerischer Erhaltung. Um zu zeigen, welche malerische Reize einem auch so kleinen Festungstürmchen innewohnen, wird ein Bild dieses runden Türmchens auf Abb. 31 beigelegt. Auch der Abbruch dieses Baudenkmals war nicht notwendig, der Platz, an dem es stand, ist heute noch leer und unbenutzt. Auch da wurde nur nach dem Grundsatz gehandelt: „des alt Züg mueß weg!“

Zur Bebauung der Stadtmauer ist anzumerken: Ob das frühere Pfarrhaus schon





Abb. 31

Abgebrochener Rundturm der früheren Stadtbefestigung an der Hofstetter Straße am Eingang der Seilerbahn.

immer an der heutigen Stelle stand, ist aktenmäßig noch nicht geklärt. Vom heutigen Bau wissen wir, daß es mit der Rückseite auf der ältesten Stadtmauer steht. Im Verlauf der Pfarrgasse stehen Wohnhäuser auf der Stadtmauer. Bei dem einen oder andern Haus wird dies festzustellen sein. Bei einem wissen wir es genau, bei dem Anwesen Bachgasse 4, daß die rückwärtige Außenwand auf der alten Stadtmauer steht (heutiges Haus Wilhelm Dietz). Eine einmalige Überbauung der Mauer stellt das Haus Kilgus-Flechtmann dar (Hauptstraße 45). Es handelt sich dabei um ein altes Patrizierhaus des Oberamtmanns Simon Finckh, dessen Wappen über dem Eingangstor angebracht ist, wie schon oben erwähnt. Das abgebrochene Nachbarhaus Hauptstraße 43 bildete mit dem Haus Kilgus ein zusammenhängendes Doppelhaus. Die beiden Häuser waren durch keine durchgehende Wand voneinander getrennt und bildeten eine einheitliche Gruppe, die mit einem breiten Vorplatz hinter der Straße lagen und dadurch dem Stadtbild eine besondere Note gaben (Abb. 32). Die Mauer der ersten Stadterweiterung entlang der heutigen Metzgergasse ist dicht mit Häusern besetzt. Bei Bauarbeiten an diesen Häusern zeigt sich immer wieder, daß in ihren rückwärtigen Außenwänden Reste der Stadtmauer stecken.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurde der Friedhof aus der Stadt heraus verlegt. In der Beamtenordnung des Grafen Albrecht vom 27. September 1588 steht der Satz: „In den Kirchhof zu Haslach in der statt soll niemants begraben



Abb. 32  
Ehemaliges Patrizierhaus des  
Simon Finkh und der  
Gebele von Waldstein.

werden.“<sup>63</sup> Aufgrund dieser Anordnung wurde die Begräbnisstätte von der Kirche weg auf einen Platz unterhalb der Stadt verlegt, wo sie heute noch liegt. Im Jahre 1610 wurde dort auch die heutige Friedhofkapelle erstellt, zum Teil noch in gotischen Bauformen, obwohl schon seit 100 Jahren die spätgotische Zeit vorüber war. Otto Göller<sup>64</sup> schrieb über den Haslacher Friedhof und seine alten Grabmäler und berichtet darin auch über die Verlegung des Friedhofs vor die Stadt. Er erwähnt, daß im Jahre 1612 die Amtleute den Vorschlag machten, die für zwei Ehebrüche verhängten Geldstrafen außer für den Bau der Kirche in Weiler auch dazu zu verwenden<sup>65</sup>, „die capell S. Alberthi allhie vollends auszumachen“, ohne jedoch die Bezugsquelle für diese Angabe anzuführen<sup>66</sup>. Die Ausstattung mit Altären erfolgte erst nach und nach, die Erstellung des Hoch-

<sup>63</sup> Mitt. aus dem Fürstenb. Archiv, II. Bd., S. 568.

<sup>64</sup> Vgl. Die Ortenau 29 (1949), S. 27 ff.

<sup>65</sup> Ebda. S. 29, Anm. 4.

<sup>66</sup> Für Ehebrüche wurden in jener Zeit ganz empfindliche Strafen verhängt. In der Kinzigtäler Landordnung des Grafen Christoph vom Jahre 1607 (Mitt. aus dem Fürstenb. Archiv, II. Bd., Nr. 1107, S. 828) werden für Ehebruch folgende Strafen festgesetzt: „... Strafe für einen Mann oder eine Weibsperson das erste Mal, für einen Tagelöhner 40 fl., für einen Bürger oder Bauer 80 fl., dazu jeweils 6 Wochen Gefängnis, das zweite Mal 80 und 160 fl. und 12 Wochen Haft mit Wasser und Brot.“ Beim 3. Mal war nach kaiserlichem Recht die Hinrichtung mit dem Schwert vom Leben zum Tod zu erwarten.

altars nach der lateinischen Inschrift erst 1619 und die des Seitenaltars durch eine Stiftung des Jakobus Lipp, des Erzpriesters und päpstlichen Protonators in Haslach erst 1684<sup>67</sup>. Das aus Holz geschnitzte Wappen des Pfarrers Lipp hängt an der Emporenbrüstung der Friedhofkapelle, ein Wappen, das der Familie Lipp, wie Lederle angibt, dem Großvater Benedikt Lipp als kaiserlicher Notar 1581 durch Erzherzog Ferdinand von Österreich verliehen worden war. Jakob Lipp hat dem Wappen als Zeichen seines priesterlichen Berufs einen silbernen Kelch beigefügt.

Im Fußboden der Friedhofkapelle befindet sich auch ein Grab. Es ist das des 1755 verstorbenen Rats, Obervogts und Kirchenschaffners Baron Christoph von Hornstein. Das Grab ist mit einer Grabplatte aus Sandstein mit dem Wappen des Verstorbenen und mit einer lateinischen Inschrift abgeschlossen<sup>68</sup>.

An der Steinacher Straße, gegenüber dem Eingang zum Friedhof, stand ein anderes vor den Toren der Stadt erbautes Gebäude: das Siechenhaus, auch Leprosen- und Gutleuthaus genannt, das als ursprünglich einstöckiges Haus heute noch als hohes Untergeschoß in dem großen Gebäude der Gärtnerei Winterer steckt. Göller schrieb in seinem Aufsatz über den Haslacher Friedhof<sup>69</sup>, daß schon 1571 in Haslach ein Sondersiechenhaus erwähnt wird, ohne wiederum die geschichtliche Quelle dafür anzugeben. In den veröffentlichten Urkunden des Fürstenbergischen Archivs ist darüber nichts zu finden. In einer Urkunde von 1592<sup>70</sup> vermachte die Mutter des Grafen Albrecht, eine geborene Gräfin von Montfort, in ihrem Testament den drei Gutleuthäusern in Wolfach, Hausach und Haslach eine Summe von je 50 fl., und in einer Urkunde von 1593<sup>71</sup> beklagten sich die Bewohner, daß die Wölfe großen Schaden tun und den armen Leuten zu Haslach einen Hund vor dem Gutleuthaus weggerissen haben. Man darf deshalb wohl annehmen, daß das Gutleuthaus schon vor der Verlegung des Friedhofs bestanden hat und daß die Lage des Gutleuthauses vielleicht sogar für die Wahl des Platzes für den Friedhof mitbestimmend war.

Ein weiteres Bauwerk außerhalb der Stadtmauer ist dann der Bau der Mühlenkapelle im Jahre 1652 an der Hausacher Landstraße in der Nähe der schon genannten Stadtmühle. Stifter der Au- oder Mühlenkapelle war infolge eines Pestgelübdes der Fürstlich Fürstenbergische Landschaffner und spätere Oberamtmann Jakob Gebele (1601—1675)<sup>72</sup>.

Durch Kaufvertrag vom 18. Juli 1655<sup>72a</sup> erwirbt der Landschaffner Jakob Gebele

<sup>67</sup> Näheres über Jakob Lipp siehe Die Ortenau 34 (1954), S. 181 bis 183, den Aufsatz von Alfred Lederle über Fürstenbergische Beamte aus Ortenauern Geschlechtern.

<sup>68</sup> Vgl. O. Göller, Die Ortenau 29 (1949), S. 40. Hansjakob schreibt über eine Episode der Haslacher Bürger mit dem Obervogt Hornstein im Jahre 1752 in seinem Buch „Meine Madonna“, 1. Aufl. 1903, S. 101 bis 119.

<sup>69</sup> Die Ortenau 29 (1949), S. 28.

<sup>70</sup> Mitt. aus dem Fürstenb. Archiv, II. Bd., S. 824.

<sup>71</sup> Mitt. aus dem Fürstenb. Archiv, II. Bd., S. 855.

<sup>72</sup> Näheres darüber siehe „Das große Palatinat des Hauses Fürstenberg“ von Karl Siegfried Bader und Alexander von Platen, 1954, S. 103, und Lederle, in: Die Ortenau 33 (1953), S. 47 ff.

<sup>72a</sup> Kontraktenbuch der Stadt Haslach. Stadtarchiv Haslach.

und seine Frau Lucia Hamele für sich und ihre Erben von dem Gabriel Laba in Villingen und dessen Frau Anna Maria Engesserin „eine Hofstatt, gelegen auf dem Markt, einerseits Ludwig Cammerers sel. neu erbauter Behausung, andererseits und vorne auf die Marktgasse, hinten an Galle Hamlele stoßend, die dazu gehörige s. v. (salva venia) Mistlege, so von altem her hat zu dieser Hofstatt gehört, ist vor 6 Jahren halbiert worden, der hintere Teil bleibt bei der Hofstatt, der vordere Teil aber bei des Ludwig Cammerers Behausung“. In den Kauf eingeschlossen waren auch die Almendgärten außerhalb der Stadt zwischen dem Stadtgraben und dem Mühlenbacher Gäßlein, das oben schon einmal erwähnt wurde. Bei dem Kauf kann es sich nur um den Vorläufer des späteren „Hohen Hauses“, des heutigen Gasthaus „Zur Ratsstube“ gehandelt haben. An dem gekauften Haus hat wohl Jakob Gebele das in Stein ausgehauene Allianzwappen von sich und seiner zweiten Frau, geborenen Hamele, angebracht, das noch erhalten ist an einem Wirtschaftsgebäude am Inneren Graben hinter der Kirche, früher zum Gasthaus „Zum Kreuz“ gehörend, heute Werkstatt der Blechnerei Neumaier<sup>73</sup>. Der Wappenstein hat zu dem Nebengebäude im Inneren Graben keinerlei Beziehungen und sollte dort weggenommen und dem Heimatmuseum übergeben werden.

Das Haus des Jakob Gebele vererbte sich auf seinen Sohn Simon Gebele von Waldstein (1623—1709). Das Buch „Das große Palatinat des Hauses Fürstenberg“ berichtet auf S. 106, daß 1704, nach Abzug der französischen Cantonierung, sein Haus und Hof verbrannt sind. Ob und wann und durch wen das Haus wiederaufgebaut wurde, konnte noch nicht festgestellt werden. In dem im städtischen Archiv erhaltenen Verzeichnis der abgebrannten Häuser erscheint als Besitzer des Hauses nicht Simon Gebele, sondern sein Bruder aus der zweiten Ehe des Jakob Gebele, Philipp Jakob Gebele († 1711). Erklärlich wird dies vielleicht dadurch, daß Simon Gebele als Verwalter beider Kinzigtäler Quartiere seit 1685 Oberamtmann in Haslach und Wolfach war und deshalb zeitweise auch wohnhaft in Wolfach war, wo er 1709 auch starb. Durch die Forschungen Otto Göllers<sup>74</sup> erfahren wir, daß das Eckhaus am Markt 1720 von der Fürstlich Fürstenbergischen Verwaltung angekauft wurde, um darin nach der Zerstörung des Schlosses Behörden und Beamte in zwei Zimmern des 1. Obergeschosses und außerdem ein Absteigequartier für die fürstlichen Herrschaften unterzubringen. Diesen Zwecken diente das Haus bis zum Jahre 1810. Über die weiteren Schicksale dieses Hauses, in dem heute das Gasthaus „Zur Ratstube“ untergebracht ist, gibt ein Zeitungsartikel vom Verfasser dieser Abhandlung „Einst war die Ratstube das ‚Hohe Haus‘“ Aufschluß<sup>75</sup>.

Eine Bereicherung erhielt das Stadtbild durch den Bau des Kapuzinerklosters in den Jahren 1630 bis 1633 durch den Grafen Friedrich Rudolf. Über diesen

<sup>73</sup> Otto Göller hat diesen Zusammenhang in tiefeschürfender Forschung festgestellt in „Wandernde Wappensteine“ (Offenburger Tageblatt vom 4. 11. 1938 mit Fortsetzungen).

<sup>74</sup> Vgl. O. Göller, Des Rentnermeisters Traum, in: Offenburger Tageblatt vom 23. 1. 1937 mit 4 Folger

<sup>75</sup> Offenburger Tageblatt vom 11. 12. 1965.

Klosterbau und sein Schicksal ist in geschichtlicher Hinsicht so viel geschrieben worden, daß hier nicht mehr darauf eingegangen zu werden braucht<sup>76</sup>.

Neuerdings ist es Manfred Hildenbrand gelungen, die von den Kapuzinermönchen lateinisch geschriebene Chronik des Klosters wieder ausfindig zu machen. Sie war einmal im Besitz von Heinrich Hansjakob gewesen. Wie Hansjakob in den Besitz der lateinischen Klosterchronik kam, läßt sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit ergründen. Der letzte Kapuzinerpater des Haslacher Klosters, Leopold Marxner, mußte seine Klosterzelle verlassen, als das Kloster im Jahre 1843 in den Besitz der Stadt Haslach übergegangen war und endgültig seine Funktion als Kloster verloren hatte. Wie Hansjakob in seinem Buch „Aus meiner Jugendzeit“<sup>77</sup> berichtet, verlegte Pater Leopold seinen Wohnsitz ins Städtle zum Kastenvogt. Das geschah 1844. Über seinen Aufenthalt im Hause von Hansjakob Vetter, dem Bäcker und Kastenvogt Eduard Hansjakob, wird im Buch „Aus meiner Studienzeit“<sup>78</sup> ausführlich berichtet und dabei erwähnt, wie Pater Leopold die lateinische Sprache beherrschte, so daß er jungen Haslachern, die Pfarrer werden wollten, Lateinunterricht gab, um sie auf das Gymnasium vorzubereiten.

Die letzten Eintragungen in der lateinischen Klosterchronik stammen vom Pater Leopold und sie reichen bis zum Jahre 1843, also bis zu dem Zeitpunkt, als er das Kloster verlassen mußte. Er muß daher als letzter Haslacher Kapuziner die Chronik besessen haben. Nach seinem 1851 erfolgten Tod wurden seine Bücher und Mobilien versteigert. Der junge Hansjakob hat der Versteigerung selbst beigewohnt, und es ist ihm gelungen, mit Hilfe des Bergfidele ein dickes lateinisches Lexikon für 13 Kreuzer zu ersteigern, das ihm sein Leben lang als lateinisches Wörterbuch gedient hat. Die Klosterchronik wurde nicht mitversteigert. Diese hatte der Kastenvogt wohl in Kenntnis ihres Werts und ihrer Bedeutung zurückbehalten, sonst wäre sie vielleicht von dem Schuhmacher Räßle, der nebenbei im kleinen mit Speck und Viktualien handelte, auch als Einwickelpapier für Speck verwendet worden, wie er es mit dem alten lateinischen Wörterbuch vorhatte. Erst etwa 15 Jahre später, anno 1867, kam die Chronik in den Besitz Hansjakobs, so lange hatte offenbar der Vetter Eduard diese in treuer Verwahrung bei sich behalten. Durch eine Beischrift in der Chronik hat Hansjakob den Emp-

<sup>76</sup> Es sei darüber lediglich die vorhandene Literatur angeführt:

- a) Das Kapuzinerkloster zu Haslach im Kinzigtal von Heinrich Hansjakob im Freiburger Diözesan-Archiv 4 (1869).
- b) Das ehemalige Kapuzinerkloster und die Loretokapelle in Haslach i. K., ihre Baugeschichte und die Wiederherstellungsarbeiten in den Jahren 1912/14 von Franz Schmider, in: Die Ortenau 6 und 7 (1919 und 1920), S. 70 ff.
- c) Ein Besuch der Grafengruft im Haslacher Kapuzinerkloster von Otto Geiger, in: Die Ortenau 10 (1923), S. 13 ff.
- d) Graf Christoph II. von Fürstenberg und der Maler Mathäus Gundelach von Otto Göller, in: Die Ortenau 18 (1931), S. 99 ff.
- e) Zur Geschichte des Grafen Christoph II. von Fürstenberg (1580—1614) und das Kapuzinerkloster in Haslach i. K. von Otto Göller, in: Die Ortenau 20 (1933), S. 151 ff.
- f) Das Epitaph des Grafen Maximilian Franz von Fürstenberg (1634—1681) von Otto Göller, in: Die Ortenau 26 (1939), S. 137 ff.

<sup>77</sup> Neuaufl. 1960, S. 23.

<sup>78</sup> Neuaufl. 1966, S. 35 ff.

fang im Jahr 1867 aktenmäßig festgehalten. So konnte er sein Wissen um die Geschichte des Haslacher Kapuzinerklosters, die er 1869 veröffentlichte, aus der Chronik schöpfen. Die Chronik blieb bis gegen Ende des Jahrhunderts im Besitz von Hansjakob. Er selbst kämpfte für die Wiedereinführung religiöser Orden in Baden. Auf einer Volksversammlung in Haslach im Jahre 1888 hielt er zur Verfolgung dieses Zieles eine große Rede. Bei seiner Vorliebe für die Kapuziner hätte er es am liebsten gesehen, wenn wieder Kapuziner in das Haslacher Kloster eingezogen wären<sup>79</sup>. Als sein Wunsch und Ruf nach den Kapuzinern sich nicht erfüllte, mußte er daran denken, der Klosterchronik eine sachgemäße Erhaltung zu sichern. So übergab er sie 1897 dem elsässischen Kapuzinerkloster Sigolsheim<sup>80</sup> zur Aufbewahrung. Dort blieb sie auch bis zum zweiten Weltkrieg. Als dieses Kloster aufgehoben wurde, kam sie in das Zentralarchiv der Kapuziner in Koblenz-Ehrenbreitstein. Hildenbrand erreichte, daß dieses Archiv von der Chronik eine Fotokopie anfertigte und diese zu einem mäßigen Preis der Stadt Haslach überließ. Dadurch sind wir in Haslach zu dieser wertvollen Geschichtsquelle gekommen. Manfred Hildenbrand hat ihren Inhalt benützt für seinen Festvortrag auf der Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Haslach am 12. Oktober 1969<sup>81</sup>.

Die Fürsten von Fürstenberg haben einmal ihre Städte malen lassen. Darunter befindet sich auch ein Ölbild vom Jahre 1688 von Haslach (Abb. 33), das auf dem Schloß Heiligenberg hängt. Dieses Gemälde wurde von dem Kanonenwirt und Maler Rudolf Thoma (1823—1899) kopiert. Die eine Kopie hängt im Hansjakob- und Heimatmuseum der Stadt Haslach, die zweite befindet sich im Besitze von Fräulein Maria Ketterer in Freiburg i. Br. im Treppenhaus ihres Hauses Richard-Wagner-Straße 7<sup>82</sup>. Das Bild weicht von späteren Darstellungen des Stadtbildes insofern ab, als die Stadt und ihre Umgebung von der Westseite her dargestellt ist. Es konnte auf diese Weise manches klarer und deutlicher wiedergegeben werden, worauf es dem Maler der damaligen Zeit ankam. Als Maler des Bildes wird von Adolf Siefert<sup>83</sup> Martin Meurad von Hüfingen angegeben, hat den Namen aber mit einem (?) versehen. Auf dem Bild ist alles zu sehen, was in Haslach zu zeigen ist: das Kapuzinerkloster, der Klosterbach, die Straße nach Steinach mit einem Kapuzinerpaar, die Stadtmauer mit dem unteren Tor, das Häusergewirre, überragt von dem Hohen Turm und dem oberen Torturm, die Stadtkirche mit dem Kastengebäude, um das Wichtigste zu nennen; von der umgebenden Landschaft ein Stück Kinzig, im Hintergrund, das Stadtbild beherrschend, der Uren-

<sup>79</sup> Siehe Hansjakob-Bibliographie von Bernhard Kremann, Nr. 17 „Rede über Einführung religiöser Orden in Baden“, und Nr. 24 „Der Kapuziner kommt“.

<sup>80</sup> Von Kolmar aus über Kaisersberg zu erreichen. Mündel schrieb in seinem Vogesenführer von dem weithin leuchtenden Kapuzinerkloster von Sigolsheim, einem früheren Schloß eines in Sigolsheim geborenen Bischofs von Straßburg.

<sup>81</sup> Der Vortrag „Haslachs Vergangenheit im Spiegel der Geschichte des ehemaligen Kapuzinerklosters“ ist durch Umdruck vervielfältigt und käuflich zugunsten eines Fonds für die Erhaltung des Klostergebäudes.

<sup>82</sup> Wie Maria Ketterer zu dem Bilde kam: Sie ist eine Urenkelin des Malers und Kanonenwirts Rudolf Thoma.

<sup>83</sup> A. Siefert, Die Ortenau im Bilde, Die Ortenau 15 (1928), S. 49.

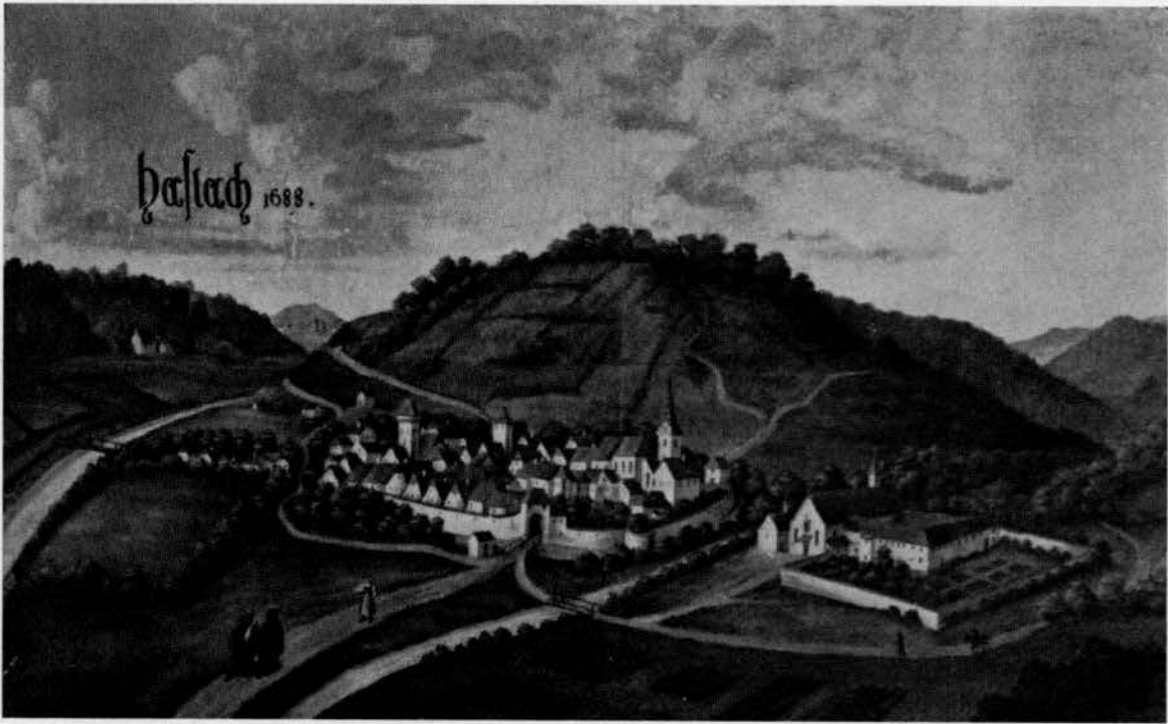


Abb. 33. Haslach, Ansicht im Jahre 1688.

wald mit einer besonders stark hervortretenden, zum Ried hinaufführenden Straße.

Am 31. August 1704 ist die Stadt, mit Ausnahme der Kirche und den Kasten-gebäuden, beim Rückzug der Franzosen niedergebrannt worden. Wie schon erwähnt, ist ein Verzeichnis der niedergebrannten Häuser mit Angabe ihres Bauwerts in Gulden noch vorhanden<sup>84</sup>. Das Fürstenbergische Schloß ist nicht wieder aufgebaut worden. Am Straßenplan ist beim Wiederaufbau nichts geändert worden, die Häuser wurden von den Bewohnern an der gleichen Stelle wieder aufgebaut, so daß der ursprüngliche Stadtgrundriß unverändert überliefert ist.

#### *Haslach um 1800*

Hier ist die zuletzt um die Stadt gezogene Mauer schon teilweise verbaut, der davorliegende Wassergraben aber noch nicht zugeschüttet, dies geschah erst in dem nun folgenden Jahrhundert.

In dem Plan ist nun aber auch die Vorstadt eingezeichnet, was schon in den vorangegangenen Grundrissen hätte der Fall sein sollen, aber der klaren Übersicht wegen unterblieben ist. Die Vorstadt ist nicht in den zuletzt beschriebenen Zeitabschnitten entstanden, sondern schon im Mittelalter nachweisbar und nicht erst zu Beginn der Neuzeit, wo sie im Zusammenhang mit der Urkunde von 1505 erwähnt wurde. Für ihre Entstehung und bauliche Entwicklung fehlen aber alle geschichtlichen Unterlagen, so daß diese nicht rekonstruierbar und darstellbar

<sup>84</sup> Manfred Hildenbrand hat darüber im Offenburger Tageblatt vom 4. 9. 1968 mit Fortsetzungen ausführlich berichtet.

# Haslach um 1800

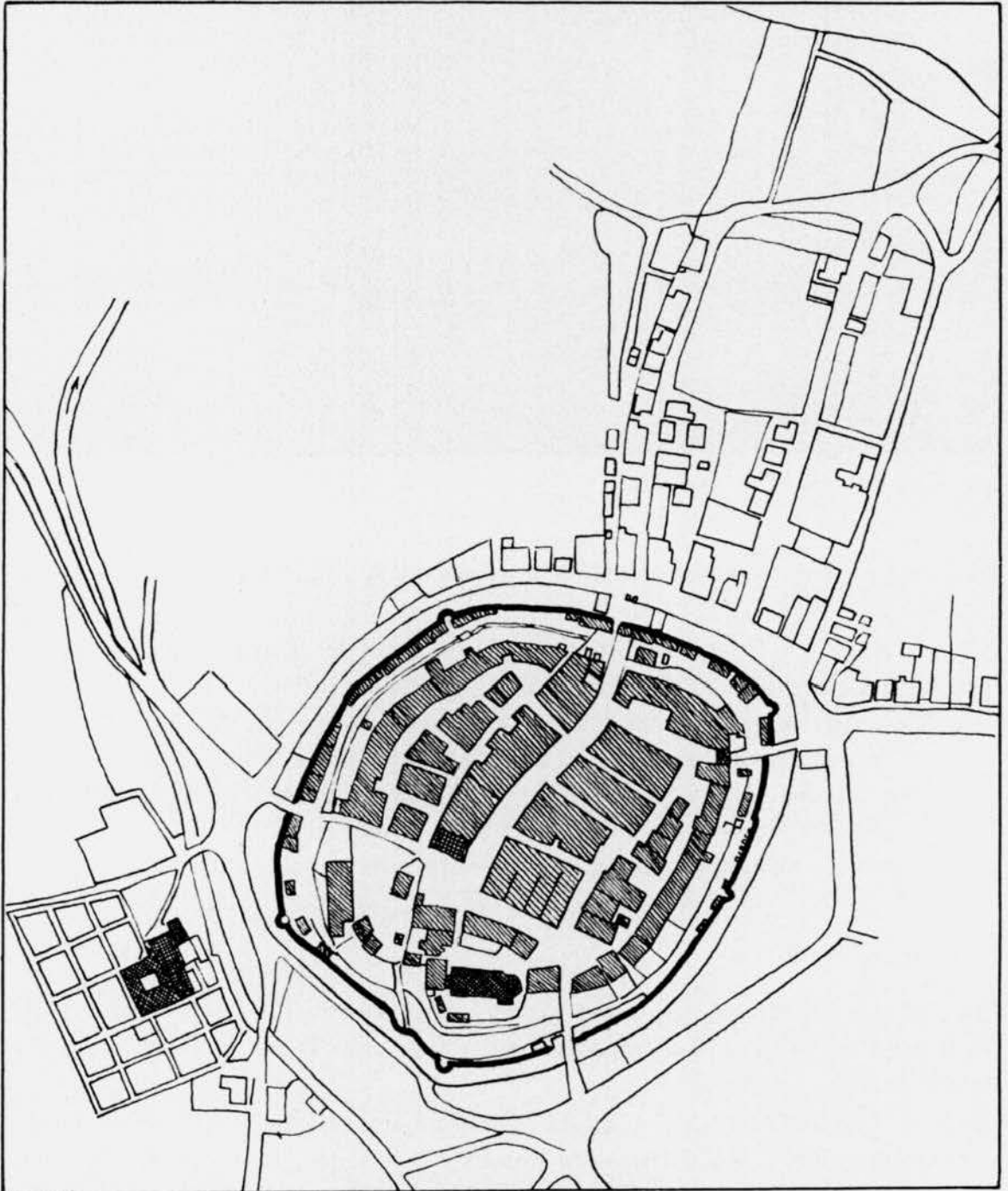


Abb. 34

sind. Die Vorstadt wird schon im Jahre 1346 im Fürstenbergischen Urkundenbuch erwähnt<sup>85</sup>. Johans Staheleg, Schreiber und Vogt zu Haslach, vermachte dem Kloster Wittichen eine Gilt aus zwei Häusern an dem Bach in der Vorstadt. Weitere Angaben erhalten wir in einem Beitrag von Hermann Fautz über die

<sup>85</sup> FUB VI, 100, Anm. 2.



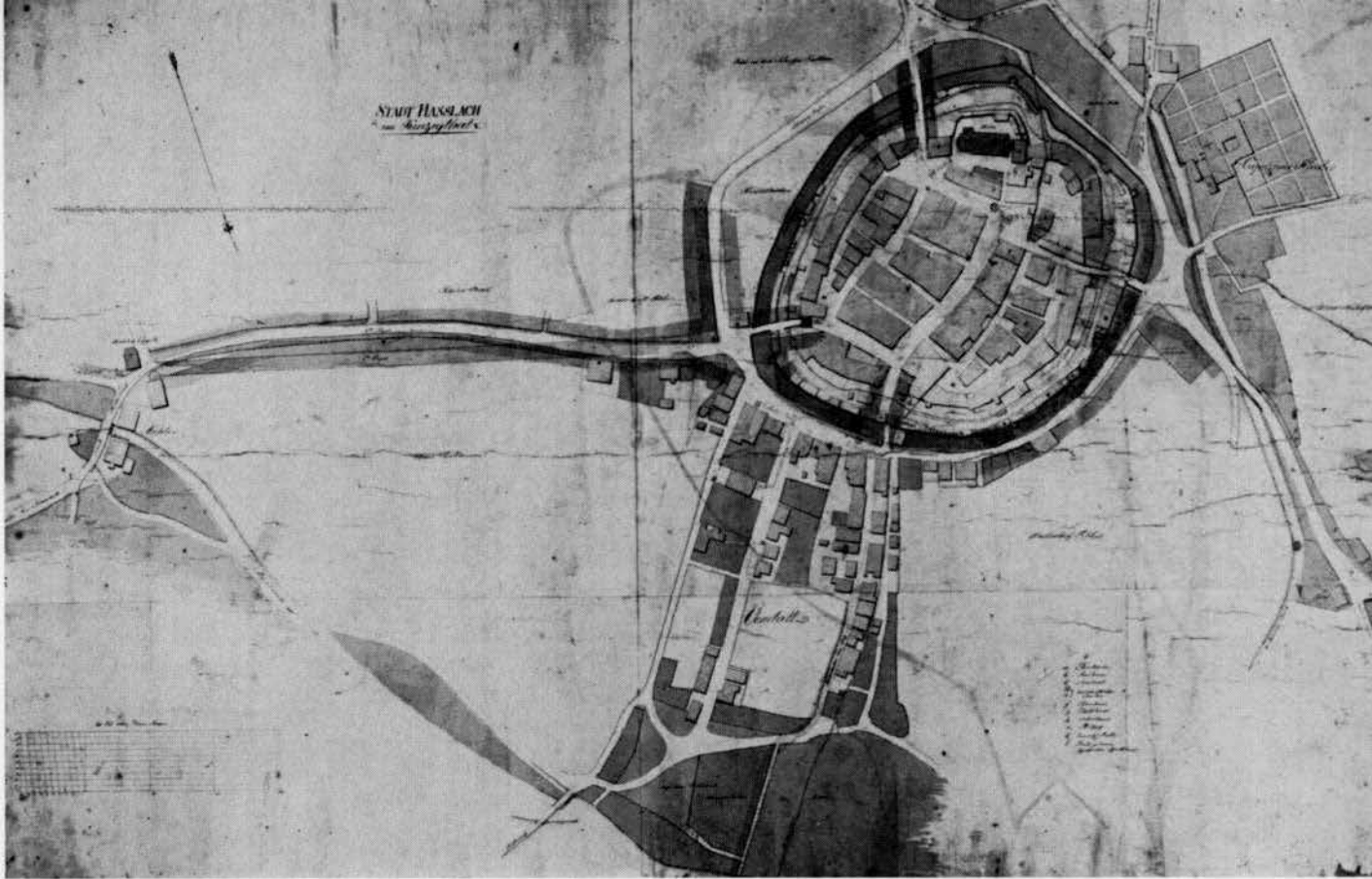


Abb. 35. Stadtplan vom Jahre 1812.

Briefschaften der Schaffnei Gengenbach des Klosters Wittichen<sup>86</sup>. In N/1 werden die zwei Häuser des Staheleg (auch Stacheleg und Stachely geschrieben) näher beschrieben. Es handelt sich erstens um des „Guldin Huß und Hoffstatt“ und zum andern der „Eptin Huß und Hoffstatt“ unterhalb dem erstgenannten Haus. In einer weiteren Ziffer N/4 wird 1373 ein „Füllewins Huß“ in der Vorstadt genannt und ein neben dem Haus liegender Garten. Unter Ziffer N/8 gibt 1451 Michael Musierer in Haslach dem Kloster Wittichen zu einem „Seelgeräte sinen Krautgarten in der Vorstadt, der stößt an der Oberseite an die Landstraß“, womit wohl die heutige Engelstraße gemeint ist, auf der Unterseite an Michel Schmid's Haus und auf der Nebenseite an Cuenradt Güsler's Haus.

Die Bewohner in der Vorstadt waren in früheren Jahrhunderten Menschen minderen Rechts und führten die Bezeichnung „Hintersassen“. Die Urkunde vom Jahre 1505 gibt darüber hinreichend Aufschluß, worauf an dieser Stelle noch einmal hingewiesen werden darf. Daß diese Unterbewertung der Vorstädtler bis zu einem gewissen Grad noch im 19. Jahrhundert wirksam war, beweist Hansjakob, wenn er in seinem Buch „Bauernblut“<sup>87</sup> von Haslachern zweiter Güte aus der Vorstadt spricht und dazu bemerkt: „Der Unterschied zwischen einem Haslacher erster Qualität und dem zweiter bestand in jenen Zeiten darin, daß der letztere noch durstiger und noch mittelloser war als der erstere, und dieser im ‚Städtle‘ wohnte, jener aber in der Vorstadt.“

Schon im Stadtgrundriß kam die Benachteiligung der Vorstädtler sichtbar zum

<sup>86</sup> Die Ortenau 36 (1956), S. 79 und 80.

<sup>87</sup> Volksausgabe, S. 105.

Ausdruck, da die Stadtbefestigung keine unmittelbare Verkehrsverbindung mit der Vorstadt zuließ. Der „Hohe Turm“ ermöglichte, solange er stand, überhaupt keine Fahrverbindung von der Innenstadt nach außen, und als dieser gefallen war, dauerte es noch lange, bis zwischen der Hauptstraße und der Engelstraße eine Fahrstraße hergestellt wurde, die uns heute so selbstverständlich erscheint<sup>88</sup>. Im Mittelalter war daher ein Verkehr zwischen Vorstadt und Innenstadt nur durch das obere und untere Tor möglich. Die Vorstadt grenzte aber an die alte Landstraße, die heutige Engelstraße, auf der sich auch nach der Öffnung der Stadttore im Jahre 1505 in den folgenden Jahrhunderten immer noch der große Durchgangsverkehr zum größten Teil abspielte. Eine Vorstellung davon gibt uns Hansjakob in seinem Buch „Schneeballen“, II. Reihe, in dem Kapitel „Der Jaköble in der Grub“<sup>89</sup>, und im Buch „Bauernblut“, im Kapitel „Der Sepple und der Jörgle“<sup>90</sup>.

Die Straßen der Vorstadt waren einst nur reine Wohnstraßen, die keinen Wagenverkehr nach außen aufzunehmen hatten. Fahrbare Brücken über die Kinzig zum jenseitigen Ufer gab es bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts nicht. Der Fuhrwerksverkehr nach Fischerbach zweigte nach der Flurkarte vom Mühlengrün aus dem Jahre 1805 von der alten Hausacher Straße ab auf einen heute noch vorhandenen Feldweg und führte in einer Furt durch die Kinzig hindurch auf den Weg nach Weiler. Für den Fußgängerverkehr nach Fischerbach bestand noch ein schmaler Fußgängersteg über die Kinzig in der Nähe des heutigen Schnellinger Wehrs und der Stelle, die als „Himmelreich“ bekannt ist. Der Weg dahin führte durch die heutige Sägerstraße, über die Brücke des Gewerbekanals und über einen Feldweg zum Kinzigsteg. In der Verlängerung der späteren Eisenbahnstraße ging auch nur ein hölzerner Fußgängersteg über die Kinzig hinweg nach Schnellingen. Den Bau einer von der Staatsregierung geplanten fahrbaren Brücke anstelle des Stegs wurde unbegreiflicherweise von der Haslacher Bürgerschaft etwa ein Jahrzehnt lang verhindert. In dem von dem Geometer Buelander 1830 aufgenommenen und gezeichneten Plan von der Banngrenze zwischen Haslach und Schnellingen ist noch der Fußgängersteg eingetragen. Die breitere Brücke wurde erst in den dreißiger Jahren erstellt. Sie war aus Holz erbaut mit Pfeilern, die im Hochwasserbett standen, die durch schräg anlaufende Abweiskbalken gegen angetriebene Holzstämme geschützt wurden. Trotzdem wurde sie von großen Hochwassern dann und wann weggerissen. Es mußte dann der in Schnellingen geborene und in Haslach verheiratete Zimmermann Franz Siefert (1803—1874) Plan und Ausführung zum Neubau übernehmen, wie uns Hansjakob in seinem Buch „Wilde Kirschen“ im Kapitel „Der Postsekretär“<sup>91</sup> erzählt.

<sup>88</sup> Wann der „Hohe Turm“ (Befestigungsturm) abgebrochen wurde, ist nicht bekannt, wahrscheinlich geschah dies im Laufe des 18. Jahrhunderts.

<sup>89</sup> Neuauf. 1964, S. 141.

<sup>90</sup> Volksausgabe, S. 103. Wer aber darüber von einem weiteren Gesichtspunkt aus noch mehr erfahren will, der greife zu dem Buch von K. Löffler, Geschichte des Verkehrs in Baden, Heidelberg 1910.

<sup>91</sup> Neuauf. 1962, S. 361.

## *Das Bauen in Haslach in der Zeit zwischen 1800 und 1840*

Mit einigen Ausnahmen war der Platz innerhalb der Stadtmauer um das Jahr 1800 verbaut. In der Folgezeit mußten Bauplätze außerhalb von Mauer und Graben gesucht werden. Dies geschah auf natürliche Weise an den vorhandenen Aus- und Zufahrtstraßen.

An der Hofstetter Straße noch jenseits des Klosterbaches entstand schon 1807 das heutige Haus Engler (Hofstetter Straße 5), das durch rätselhafte Schriftzeichen auf dem Türsturz gekennzeichnet ist. Otto Göller hat diese Zeichen gedeutet: F. F. — He = Franz Fidel Hettich als Bauherr, Ast — Fuzi = Anastasia Fauzin als Ehefrau des Bauherrn und dazwischen das Handwerkszeichen der Gerber, der Bauherr war Rotgerber, darunter die Jahreszahl 1807. Franz Fidel Hettich (später auch Hättich geschrieben) ist geboren am 26. Juni 1767 als Sohn des Rotgerbers Peter Hettich. Die 1789 mit Anastasia Fautz geschlossene Ehe blieb kinderlos. Franz Fidel Hettich starb 1813. Da keine Erben vorhanden waren, gingen die Gerberei und das Anwesen in das Eigentum der Familie Engler über, in deren Händen es bis heute blieb. Die Gerberei aber ist inzwischen, wie alle übrigen Kleinbetriebe, eingegangen.

Zwischen 1821 und 1822 erbaute sich die Baronin Josephine von Kraft, geborene Freifrau von Lassolaye, außerhalb der Stadtmauer an der Hofstetter Straße diesseits des Klosterbaches ein Patrizierhaus<sup>92</sup>. Die Familie von Kraft ist im Jahre 1811 nach Haslach zugezogen, aber erst im Herbst 1821 hat die Baronin ein Gesuch um Aufnahme in das Bürgerrecht an den Stadtrat gerichtet und dabei einen Vermögensausweis über 55 000 fl. vorgelegt. Die Baronin war eine gewandte und geschäftstüchtige Dame. Zum Bau ihres Hauses hat sie das ganze zwischen der Seilerbahn und dem Klosterbach und dem Mühlenbacher Bach gelegene, von der Hofstetter Straße bis zur Spitze beim Wehr des Mühlenbacher Bachs reichende Gelände erworben. Neben dem Wohngebäude wurde noch ein Nebengebäude mit Scheuer für Roß und Wagen erstellt. Sie gründete auch die erste Senfmühle in Haslach ihrem Haus gegenüber jenseits des Klosterbachs auf dem Gebiet des ehemaligen Kapuzinerklosters als einfachen Fachwerkschuppen mit einem Wasserrad, getrieben durch einen im Klostergarten herangeführten Wasserlauf. Der Abbruch dieses Schuppens erfolgte erst im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts.

Das Wohnhaus und die Scheuer mit einem von Sohn Karl von Kraft erstellten gewölbten Keller und einem von letzterem erstellten Bleichhaus am östlichen Ende des Grundstückes ging 1836 an den Sohn Karl über und wurde von diesem 1839 an den Apotheker Ernst verkauft und von da an als Apotheke benützt, bis es in den letzten Jahren von der Stadt erworben wurde, um darin das Städtische Verkehrsamt unterzubringen.

An der Steinacher Straße unterhalb der Gutleutebrücke entstand um das Jahr 1827 ein Wohnhaus, das eine Brauerei und eine Stallung enthielt. Auf dem Haus

<sup>92</sup> Über die Baronin von Kraft und ihren Sohn schrieb Hansjakob in seinem Buch „Aus meiner Jugendzeit“ (Neuaufll. 1960, S. 20). Weitere Angaben über die beiden von Kraft siehe in: Die Ortneu 38 (1958): „Der Fürstenberger Hof in Haslach i. K.“ von F. Schmider, S. 95 ff.

betrieb der Bierbrauer Josef Lang eine Wirtschaft und die Bierbrauerei. Josef Lang entstammte einer alten Haslacher Küferfamilie, ist geboren am 6. Januar 1793 als Sohn des Küfers Josef Lang und war verheiratet seit 1823 mit Elisabeth Näher, der Witwe des Adlerwirts Nepomuk Zachmann. Als Tochter des Maurers Franz Xaver Näher aus dessen erster Ehe war Elisabeth eine Stiefschwester des Straßenmeisters Josef Näher und die Stiefmutter des Adlerwirts Franz Zachmann. In der Ehe hatte der Bierwirt Josef Lang nicht viel Glück. Die Ehe blieb kinderlos, und außerdem enthält der Auszug aus dem Kirchenbuch die Anmerkung, daß die Ehe geschieden wurde. Es ist deshalb verwunderlich, daß der Josef Lang trotzdem wegen seines stets freundlichen und heiteren Lächelns den Übernamen der „süße“ Lang erhielt, wie uns Hansjakob in seinem Buch „Wilde Kirschen“ im Kapitel „Valentin der Nagler“<sup>93</sup> berichtet.

1852 war die Wirtschaft und die Brauerei im Besitz von Martin Vollmer. In den Händen dieser Familie blieb sie bis in die heutige Zeit.

Am Mühlenbacher Bach hat Baron Karl von Kraft, dem Beispiel seiner Mutter folgend, eine einstöckige Senfmühle erstellt, jedoch im Gegensatz zum primitiven Schuppen beim Kloster, massiv aus Ziegelsteinen. Wie bei seinen übrigen geschäftlichen Unternehmungen hatte er auch bei dieser Gründung kein Glück. 1845 ging das Gebäude in den gemeinsamen Besitz von Xaver Gotterbarm und Joseph Fackler über, die das Haus zweigeschossig umbauten und eine Ölmühle daraus machten. Die spätere große Senffabrik der Firma Schaeffgen hat das Gebäude als Büro- und Wohnhaus benützt. Heute sind in den früheren Geschäftsräumen im Erdgeschoß die Räume des Senioren-Clubs, Aufenthaltsräume für betagte Menschen, untergebracht.

Im Jahre 1837/38 erstellten der Ochsenwirt Johann Hilberer und der Adlerwirt Franz Zachmann an der Mühlenbacher Straße eine Badwirtschaft mit Badezimmern zur Benützung durch die Öffentlichkeit. Von dem nach den Plänen von Straßenmeister Näher erstellten einstöckigen Gebäude ist heute nichts mehr zu erkennen<sup>94</sup>. Es ist in dem nach einem Brand im Jahre 1914 größer wieder aufgebauten Prinzbachschen Hause verschwunden (heutiges Haus Mühlenbacher Straße 9).

An der Ecke der Mühlenbacher Straße wurde von dem Metzger Seraphin Franz eine Bierbrauerei mit Wirtsstube und Wohnung erbaut, das Gasthaus „Zum Grünen Baum“. Dieses älteste Gebäude ist im wesentlichen noch erhalten mit dem hohen Untergeschoß, in welchem das Bier gebraut wurde, und dem hochliegenden, durch eine Freitreppe zugänglichen Geschoß mit der Wirtsstube. Daneben lag ein von Bäumen beschatteter Biergarten mit Kegelbahn, an die sich ein Gebäude mit Scheuer, Stallung und Heuspeicher anschloß. Das Ganze war eine stimmungsvolle, malerische Anlage.

Der Erbauer Seraphin Franz entstammte einer Haslacher Metzgerfamilie, er war geboren am 9. August 1774 als Sohn des Metzgers Johann Lukas Franz und seit

<sup>93</sup> Neuaufll. 1962, S. 37.

<sup>94</sup> Einzelheiten über die Entstehung und die Gestaltung des Gebäudes siehe Die Ortenau 38 (1958), S. 103.

1799 verheiratet mit Walburga Hansjakob, der Tochter des Bäckers Tobias Hansjakob. Die Ehe war mit 15 Kindern gesegnet.

An der Stelle des Biergartens und der Scheune steht heute noch das neu erbaute Gasthaus „Zum Grünen Baum“.

Neben dem alten Brauereigebäude schloß sich das erste städtische Spital an. Es kann sich bei diesem ersten Spital nur um ein kleines Gebäude gehandelt haben, denn im Brand-Kataster der Stadt Haslach, im ersten von der Großherzoglichen Badischen Regierung eingerichteten Feuerversicherungsbuch, erscheint das Spital nur mit einer Versicherungssumme von 850 fl. und für einen weiteren zum Spital gehörenden Teil mit weiteren 850 fl., zusammen somit 1700 fl.

Um das Jahr 1838 entstand am Ende der Mühlenbacher Gasse, wie die heutige Sandhaasenstraße damals noch hieß, ein einstöckiges Wohnhaus mit Stall, Scheuer und Balkenkeller und mit einem einstöckigen Hintergebäude und Schweinestall. 1854 wird als Besitzer der Tierarzt Joseph Karl Kempf aufgeführt, der Vater des Dr. Johann Karl Kempf, der am 24. Juni 1853 vermutlich in diesem Hause geboren wurde. Dieser hat sich durch seine geschichtlichen Forschungen und Veröffentlichungen um seine Heimatstadt verdient gemacht und ist im Ruhestand, in Haslach lebend, am 12. März 1934 in Haslach gestorben.

Das Kempfsche Haus besteht in etwas modernisierter Gestalt heute noch als Nr. 6 der Grafenstraße.

Außerhalb der Stadtmauer steht auch das Gasthaus „Zur Kanone“. Wann das erste Gebäude an seiner Stelle entstanden ist, ließ sich nicht ermitteln. Als ersten Steuerpflichtigen nennt das Brand-Kataster einen Fidel Schindele. Es dürfte sich nur um ein kleines Gebäude gehandelt haben, der Versicherungswert ist nur mit 1000 fl. angegeben.

1830 tritt als Besitzer der Bierbrauer Xaver Thoma auf, der sofort Verbesserungen für 700 fl. vorgenommen hat. Dazu gehörte wohl auch die auf der Straßenseite noch vorhandene Freitreppe, in der die Jahreszahl 1830 eingemeißelt ist.

In dem im Jahre 1812 aufgestellten Stadtplan (siehe Abb. 34) kann festgestellt werden, daß durch diesen Plan die Führung der Mühlenstraße festgelegt wurde, so daß die Annahme zutreffen dürfte, daß der Plan eigentlich diesem Zweck seine Entstehung verdankt. Erstaunlich ist, in welcher großzügiger Weise diese Straße damals schon gebaut wurde, so daß sie auch heute noch dem gesteigerten Verkehr keine Widerstände in den Weg legt. Die breite Mühlenstraße bot die Möglichkeit, einem gesteigerten Baubedürfnis Rechnung zu tragen, und diese Möglichkeit wurde auch schon damals ausgenützt.

Von der Stadt her gesehen, erscheint als erstes Gebäude das Haus Mühlenstraße 1. Nach Ausweis des Brand-Katasters wurde das Haus im Jahre 1823 durch den Fruchthändler und Hafner Joseph Clausmann erbaut mit einem Versicherungswert von 3500 fl.

Der Sturz der Haustür trägt noch die Initialen J.C. mit der Jahreszahl 1823. Die Haustüre ist durch eine neue Türe ersetzt. Die ursprüngliche Türe ist aber auf

der Rückseite des Hauses noch vorhanden, sie besitzt einen plastisch geschnitzten Adler. Das Gebäude ist heute als Haus des Sattlers Tritschler bekannt und wurde vor einiger Zeit von dessen Erben an die Stadt Haslach verkauft.

Ein Stück oberhalb stand einmal die Bierbrauerei des Mathäus Lang, des „suren“ („sauren“) Lang, von dem uns Hansjakob in seinem Buch „Wilde Kirschen“ im Kapitel „Valentin der Nagler“<sup>95</sup> erzählt, daß er meistens unvergorenes Bier aus-schenkte.

Das Haus des Lang bestand aus einem zweistöckigen Wohnhaus mit Wirtsstube an der Straße und einem einstöckigen, rückwärtigen Brauereigebäude. Beide Gebäude sind heute verschwunden. Die massiven Mauern des Wohnhauses stecken noch in der östlichen Hälfte des späteren Hauses Wilhelm Haiß, heute Möbelhaus des Schreiners Walter Blessing (Mühlenstraße 7).

Als nächstes Gebäude folgte das ehemalige Gasthaus „Zum Goldenen Löwen“. Ursprünglich stand nur das große Wohnhaus mit dem Wirtslokal an der Straße. Erbauer war der Bierbrauer Karl Neumayer. Später entstand hinter dem Haus noch ein Brauhaus und ein zweistöckiges Nebengebäude mit Scheuer, Gaststallung und einem Tanzsaal im oberen Geschoß, der durch einen Gang mit dem Haupt-haus verbunden war. In diesem Tanzsaal hat der junge Studiosus Hansjakob mit der jungen Frau des Sattlers Alexander Sandhas getanzt, wie er in seinem Buch „Aus meiner Studienzeit“<sup>96</sup> schreibt. Dort ist als Anmerkung auf S. 116 und 117 die Geschichte des Gasthauses „Zum Löwen“ eingehend beschrieben, worauf hier hingewiesen werden darf.

Oberhalb des ehemaligen Gasthauses „Zum Löwen“ folgte ein zweistöckiges Doppelhaus, das im Brand-Kataster unter Nr. 202 und 203 eingetragen ist. Als Erbauer ist angeführt Franz Siefert und Andreas Weber. 1824 wurde es erstmals eingeschätzt. Dieses Doppelhaus ist deshalb bemerkenswert, weil es schon damals eine Bauweise vorausgenommen hat, die erst in unserer Zeit als Reihenhaus allge-mein städtebaulich in Anwendung kam.

Der Erbauer, der Zimmermann Franz Siefert, spielt auch bei Hansjakob eine Rolle. Er ist der Vater des Postsekretärs, der in einem Kapitel des Buches „Wilde Kirschen“ von Hansjakob verewigt wurde. Der Postsekretär Rudolf Siefert wurde am 12. April 1836 in diesem Hause geboren, und auch später wohnte ein August Siefert in dem Haus, ein Sohn des Zimmermanns Franz Siefert aus dessen zweiter Ehe, der den Beruf eines Feilenhauers ausübte und der später langjähriger Rat-schreiber der Stadt geworden war.

An der Ecke des zum Spießacker führenden Weges steht noch ein Haus, das ein-stmals eine Wirtschaft mit einer Bierbrauerei war (Haus Mühlenstraße 15). Im Brand-Kataster wird ein von einem Christian Wernet erbautes Wohnhaus erst-mals 1827 erwähnt. 1841 erfolgt durch den Sohn des Erbauers, den Bierbrauer Carl Wernet, ein Anbau an das Wohnhaus mit Bierbrauerei und Stallung. In

<sup>95</sup> Neuaufl. 1962, S. 37.

<sup>96</sup> Neuaufl. 1966, S. 118.

dieser Größe stellt sich das Haus heute noch dem Auge dar, nur ist es keine Wirtschaft mehr. Dem Hansjakob- und Heimatmuseum wurde aus diesem Hause eine Zunftlade der Zimmerleut und Maurer zur Verfügung gestellt, welche die Zunftordnung vom Jahre 1705 enthielt. Anlässlich der Veröffentlichung dieser Zunftordnung<sup>97</sup> wurde auch kurz auf die Geschichte des Hauses und seiner späteren Besitzer eingegangen.

Schließlich ist noch ein größeres landwirtschaftliches Gebäude in der Mühlenstraße bei der Mühlenkapelle zu erwähnen, ein Haus, das ziemlich unverändert heute noch dort steht. Es wurde in den Jahren 1828/29 von Mathias Moser erbaut, der gleichzeitig eine Ziegelhütte in der Nähe erstellte, die als Vorläuferin der späteren, aber heute wieder verschwundenen Ziegelei Buchholz angesehen werden kann.

Zum Schluß muß noch das im Jahre 1840 von dem Adlerwirt Franz Zachmann erbaute, stattliche Badhotel „Zum Fürstenberger Hof“ erwähnt werden. Über seine Entstehung, Planung und Ausführung und über das spätere Schicksal seines Erbauers wurde im 38. Jahresband (1958) der „Ortenau“ ausführlich berichtet, so daß hier darauf verwiesen werden kann.

### *Schlußwort*

Mit dieser Darstellung hoffe ich einen der vielen notwendigen Bausteine geliefert zu haben für eine künftige Ortschronik meiner Heimatstadt Haslach. In den letzten Jahren ist im mittleren und oberen Kinziggebiet eine Anzahl Chroniken von Städten und Dörfern im Druck erschienen von ungleichem Wert. Es kann nicht Aufgabe einer Chronik sein, aus den Akten, Urkundenbüchern und sonstigen Schriftwerken gesammelte Notizen kritiklos nebeneinander aufzuzählen. Ziel einer wirklichen Chronik muß sein, klare Vorstellungsbilder vergangener Epochen aufzuzeigen.

Geschichtliche Untersuchungen und Betrachtungen stehen in der heutigen Zeit nicht hoch im Kurs. Man kann die Meinung hören, solche Dinge braucht man heute in unserem fortgeschrittenen technischen Zeitalter nicht mehr. Geschichtliches Forschen und Sammeln kann in verschiedener Weise geschehen. Historische Daten und Ereignisse ohne geistige Zusammenhänge im Gedächtnis aneinanderzureihen, kann nicht der Sinn einer vernünftigen Geschichtsforschung sein. Diese muß versuchen, in die geistigen Zusammenhänge, in das Wesen der Dinge einzudringen. Nur ein solches historisches Forschen und Wissen kann zum geistigen Verständnis der Gegenwart führen und den Blick öffnen für eine hoffnungsvolle Zukunft.

<sup>97</sup> F. Schmider, Eine Zunftordnung für die Zimmerleute und Maurer vom Jahre 1705, Die Ortenau 37 (1957), S. 200 ff.

Urkunde des Grafen Wolfgang von Fürstenberg vom Jahre 1505

Wir, Wolfgang, Graue zu Fürstenberg, Landtgraffe in Bare und Herr zu Husen in Kinzigentall derzit Romischer Kunglicher Maysteet Hoffmarschalck, Oberster Hoptman und Landfogt im Elsaß und der Ortnoewe p.p. bekennen und thund kunt offentlich mit diesem Brieffe für unß unsere Erben und Nachkommen, das wir gar wolbedachts Muts mit guten zittigem Vorraut von Besserung wegen unser Statt zu Haslach dardurch uns und unser Lantschaft zu unterhalten in Wesen und gutem Bestandt zu beschirmen des heiligen Richs Stras dero wir und auch gemeindem Wesen zu guttem etliche Thor, so vor Jaren beschlossen gewessen, wider uffgethon und durch die Stadt gericht haben, mit Wagen und Rossen zu farren, öwiglichen. Daruff wir auch all Gewerbe in der Vorstatt zu Haslach, Eschou, Wiler, Bollenbach, Stainach, Hoffsteten, Welschenstainach, Milenbach und den Gegnen allen, da wir zu gebietten haben, abgestellt das dero dehainis usserthalb nymmermer gebrucht werden sollen weder Wyßbecken noch Metzger zu weylene Markt, auch nit wüllin-Tuchschnider oder Marckt-Schumacher, Wangner noch dergleich Hantwerckt kains nit triben lassen sollen noch wöllen. Daruff ouch all Margktschmid, Wangnar, Kuffer in der Stadt Haslach an der Gassen zwischen dem alten obern Tor ire Handtwerck zu triben und owiglichen sust in der Stadt noch vor der Stadt dise Hantwerck von unß nit zugelassen werden sollen, aine fall ein Huß in Erbes wise oder sust zu, so soll doch nit gestattet werden vermelthe Hantwerck anderswo dan allein in gemelter Gassen zu gebrochen. Wir habend ouch innen zugesagt, und an zehen Pfund verboten, das usserthalb der Stadtmur in der Vorstatt zu Haslach, Eschou, Wiler, Bollenbach, Stainach, Welschenstainach, Hoffstetten, Milenbach und den Geginnen, da oder denen wir zu bietten haben obgemelt, Hantwerck, noch der Gewerbe mit Öll, Hannff und Kässen ni getriben werden soll dann uff den fryen Merckten und inn der Stadt zu Haslach. Es werde dann dass ainer Öll oder Hannff uff sine Gut erfrücht oder an den fryen offen Merkten erkouffte, das mag er wieder verkauffen und verfuren. Derglich da einer Käß oder andere auf den freyen Marckgkt zu Haslach kauffte, oder da einer Obß verfürte und zu ainem widerlast ungernerlich käß oder anderes koffte. Das mag er uff denselben Rossen witer verfuren zu Märckt da ihm das geliebt und gewällig ist. Und die so im obgemelten Gezirken jetzt sitzen oder fürohin darhin kommend, über die wir zu gebieten habend, sölend auch by obgemelter Pene der sehend Pfund dem fryen Merkt, zu Haslach besuchen mit allem dem so sie vail haben von Korn, Habern, Schmalz, Käß, Ayer, Hunr und dergelich, das solen sie sust nit verkouffen, ainer häte es dann vorhin zwen Margktag vail gehabt zu Haslach; als mag dan ainer das sin witer verfuren und tragen, darin ußgenommen sin soll, obs Rinder schafft, Vich, Kelber und Schwin, das mag einer in sin Hus verkaouffen, zu Mergkt triben oder furen wohin er wil zu sinen Gefallen, doch den Zollen in allweg one vergriffen p.p. Deßhalb haben wir ouch den Wochenemrkt und Jarmerktteg besucht, daß



der von Geld oder anderer Schulden weg nit gefroendt, gehefft oder bekümert werden sol mit dem Stab, doch Sachen das Maliuiz berüren haben nit Fryheiten und wan Sant Johannestag zu Sunwenden im Fünfzehnhunderisten und fünfften Jahr kompt, so sollen all Wyrnt und Hantwerck, außgenommen Haffner und Ziegler inn der Vorstadt zu Haslach still steen, by obgemelter Pene und Verlierung gehen Pfund, so oft als ainer es verbricht. Auch Nieman schencken noch Gewerb triben. Dan ein geordneter Nachtwirt soll sin und zu jederzeit von uns ouch unserm Schulthaissen und Rat darzu beschaiden und benemmt werd, derselbig soll nachtes Wirtschaft halten und des Tags mit Gesten sich nicht überladen, es wer dan daß ungewarlich ainer oder mer Gest über Nacht by im geherbergt werden und früher ruhen oder till liegen wöllten, denen mag er essen und trinken geben, sust soll er die Gest im Tag nit annehmen, sunder in die Stadt wisen ungewarlichen und in allen obgemelten Stucken behalten wir uns, unsern Erben und Nachkommen, dergelich denen von Haslach zuvor, diese Besatzung zu endern, zu verbessern zu mindren und zu meren nach unserm beydersidt eintratigen Rat und guten Willen oder Gefallen, süst soll in diesem Stift- und Satzbriefe nichts verendret sonder öwigklich also gehalten werden und ernstlich gehanhabet und gestraffet nach unnsere, unnsere Erben und Nachkommen besten Vermögen on all Geverde und Arglist des zu warer Urkund und steter Sicherheit sind diser Brief zwen glicher Lutung uffgericht mit unserm und der Statt Haslach anhangem Insigel. Geben uff Fritag nach Judica in der vasten als man zält nach Cristi unsres lieben Herren Geburt fünfzehn Hundert und im Fünften Jare.

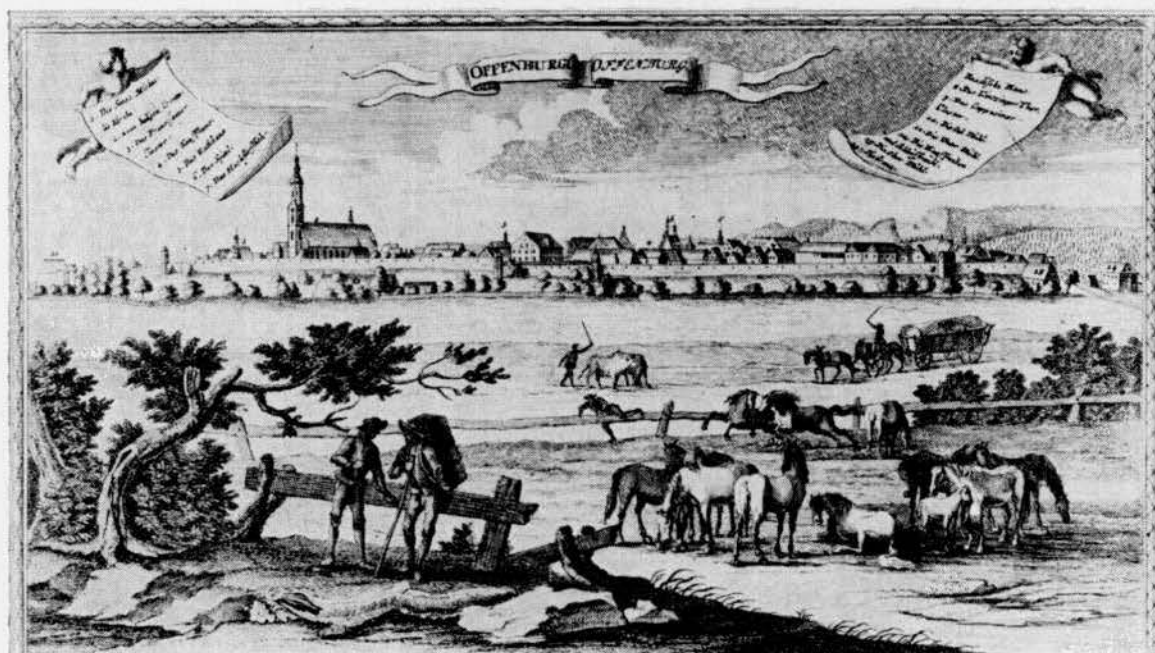
Orig.Perg. mit anhängendem Siegel der Stadt Haslach; das andere fehlt<sup>98</sup>.

<sup>98</sup> Die Urkunde (14. 3. 1505) befindet sich im Stadtarchiv Haslach.

## Die Bevölkerungs- und Wirtschaftsstruktur der Reichsstadt Offenburg am Anfang des 18. Jahrhunderts

*Von Otto Kähni*

Die wirtschaftliche Entwicklung der über den südwestdeutschen Raum verstreuten 31 Reichsstädte war sehr unterschiedlich. Viele, besonders die im Westen gelegenen, reichten in ihrer wirtschaftlichen Bedeutung über das Lokale nicht hinaus. Mit ihren kleinen Territorien waren sie meist in den Herrschaftsbereich der Fürsten eingeeengt, gegen deren Machtbestrebungen sie sich seit dem späten Mittelalter wehren mußten. In hohem Maße gilt dies für Offenburg, das die Umklammerung



Die Reichsstadt Offenburg um 1720.

durch die vorderösterreichische Landvogtei Ortenau sehr zu spüren bekam. Das Erzhaus Österreich war bestrebt, seine Vorlande zu einem geschlossenen Herrschaftsgebiet auszubauen. Auch nach dem Privileg des Kaisers Maximilian I. (1504), das die Eingemeindung der Dörfer Uffhoven und Kinzigdorf einleitete, war das Stadtgebiet noch klein, unterstanden doch die beiden Mühlen unmittelbar vor der Stadtmauer (heute Kunstmühle Zibold und die Spinnerei und Weberei) der Jurisdiktion des Erzhauses bzw. der Landvogtei. Ferner litt die wirtschaftliche Entfaltungsmöglichkeit des am Kinzigtalausgang günstig gelegenen Offenburg sehr unter dem Übergewicht des mächtigen Straßburg, zu dessen Wirtschaftsgebiet der mittelbadische Raum gehörte. Verschlimmert wurde die wirtschaftliche Situation noch durch die Kriegsverheerungen. Kaum hatte sich die Stadt nach dem 30jährigen Krieg erholt, brach die Katastrophe des Pfälzischen Erbschaftskrieges über sie herein. Am 9. September 1689 wurde Offenburg „totaliter ruiniert und in die Aschen gelegt“. Es dauerte Jahrzehnte, bis das Gemeinwesen wieder einigermaßen leistungsfähig war. Eine deutliche Vorstellung von dem trostlosen Zustand vermittelt uns der Bericht vom 14. Mai 1716 über den „jetzmahligen gantz wahrhafften Zustand der in grundt ruinirt und völlig verbrannten Statt Offenburg, deren gemeinsamen Weesens Vermögen, Einkünfften, auch Außgaben und der vorhandenen Schulden-Specification“, den die Stadt an den Konvent des Schwäbischen Kreises nach Augsburg sandte.

Der Schwäbische Kreis war einer der zehn Reichskreise, die 1512 zur Wahrung des Landfriedens geschaffen wurden. Er umfaßte die geistlichen und weltlichen Herrschaftsgebiete sowie die 31 Reichsstädte zwischen Rhein und Lech, dem Bodensee und im Norden einer Linie von Karlsruhe über Wimpfen bis Dinkelsbühl. Seine Hauptaufgabe war, das Reich gegen äußere Feinde zu schützen und im Innern den Landfrieden zu wahren. Ferner hatte er die Aufsicht über das Münz-

wesen, die Wirtschaft und den Verkehr und ein Besteuerungsrecht. Seit der Reichsdefensionalverfassung von 1681 oblag den Kreisen auch die Zusammenfassung des Reichsmilitärs in ihren Gebieten. Auf der Städtebank des Kreistages, der im Mai oder Juni jeden Jahres in Ulm zusammentrat, saßen die Vertreter Offenburgs nach Aalen und Bopfingen an drittletzter Stelle vor Gengenbach und Zell a. H.

Der Schwäbische Kreis wollte sich ein genaues Bild verschaffen von dem Vermögensstand und der Leistungsfähigkeit seiner Mitglieder. Der Offenburger Magistrat sollte, um Vergleichsmöglichkeiten zu haben, auch über die Verhältnisse in den Jahren zwischen 1511 und 1521 sowie 1673 bis 1683 berichten. Er erklärte jedoch, diese vergleichenden Angaben nicht machen zu können, weil die alten Steuerbücher, Lohnrechnungen und viele andere Dokumente und Briefschaften in dem „anno 1689 von denen königl. französischen Troupes erlittenen allgemeinen Statt-Brandt durch das Feuer verzehrt“ worden seien. Die aus den Jahren 1702 bis 1720 stammenden Berichte enthalten Angaben über Einkünfte und Ausgaben der Stadt sowie Verzeichnisse der Bürger, ihrer Häuser und Güter, ihres Wertes und des Viehstandes.

#### *Die Berichte über den städtischen Haushalt*

Der Bericht aus dem Jahre 1702 lautet folgendermaßen:

„Die mitten in der oesterreichischen Landvogtey Ortenau gelegene Statt hatte sowohl bey guhten als dermahlen üblen Zeiten nichts anderes als was die aufrechtstehenden, anjetzo darniederliegende Mauren in sich beschließen, außer selben Distrikts aber nicht einen einzigen Burger, Bauern oder Unterthanen, weniger ein Dorff, Marckflecken, Meyerhoff oder Weyler. Ja es muß noch zwey österreichische Mühlinnen auf deren Mauern, Grund, Boden stehend laiden. Von den 136 Burgern kaufen alle außer 4 oder 5 das Brot oder Frucht. Sie wohnen meistens in Kellern und verbrännten Hofstätten, leben elendiglich, müssen die größte Not leiden, da sie mit ihrer Handarbeith, welches ihr einziges Beneficium noch übrig ist, ihre Nahrung ganz schwer gewinnen, inloedessen der Obrigkeit auch nicht einen Pfennig geben können. In guten, friedlichen Zeiten gaben sie aber alljährlichen die gewöhnliche Steur, so ohngefähr ertragen 600 fl.

Ausser dieser Steur ist von denen Gemeinen Burgeren nichts zu erheben gewesen, weniger noch zu erhalten außer einigen Frondiensten etc. Von Waldungen und Böschen wird kaum soviel genoßen als sie ertragen, weilen selbe wegen der dazu bestellten Förstneren mithin ein mehreres fordern. Kein nutzbarer Weiher, Teich oder Fischwasser seindt vorhanden.

Drittens findet sich eine Schaffney oder sogenannte Zinßmeisterey bey gemeiner Statt, sie besteht in Bodenzinsen, die jährlich 150 fl. erträgt.

Die vier vorhandene arme Würth, deren keiner annoch mit einer rechten Behausung oder accomodation versehen, zahlen jährlich ein Umbgeld von höchstens 400 fl.

Das Fleisch-accis — oder Umbgelt — vom Pfund 2 Loth, macht das ganze Jahr 300 fl. Becken- oder Brotaccis im Jahr 200 fl.

Brucken- oder Wegzoll bei allen 3 Thoren 320 fl. Das Holz zu den Brucken nimmt den ermelten Betrag weg. Außerdem partizipieren zwei Edelleuth (die elsässischen Adelsfamilien von Müllenheim und Avolsheim) das Drittel an diesem Zoll.

Wochenmarkt- und Fruchtzoll 60 fl.

An Wein-, Frucht- und anderen Zehnten hat die arme Statt gar nichts.

Er gehört dem Straßburger Domkapitel.

An Capitalien, Zinsen, Gülten, Früchten nichts.  
 Von dem Salz jährlich Überschuß 150 fl.  
 Von der Ziegelscheuer über jährliche Kosten 160 fl.  
 Summa aller Einkünfften der Statt Offenburg 2020 fl.“

#### Schulden und Ausgaben

„Nacher Straßburg ahn entlehntem Gelt wegen französischer Contribution, ein Capital pr 6000 fl, davon die jährliche Zinß	300 fl
Mehr dahin an einem Posten wegen französischer contribution 2000 fl	100 fl
H. Prelathen von Allerheyligen ahn Capital und Zinsen 7000 fl, davon der Zins jährlichen	350 fl
H. Oberkomm. von Meyershoffen Capital pr. 1000 fl	50 fl
H. Juncker Wormbseren Capital und Zinß 3000 fl	150 fl
Deren Ammeister Wörtzchen Erben in Straßburg Capital und Zinsen 2000 fl	100 fl
Denen allhiesigen Burgeren, so in der höchsten noth des frantzösischen Winterquartiers vor dem Brand baar herschiessen müssen 5500 fl	275 fl
Die jährliche Reichssteuer gegen Oesterreich pr. 278 fl von 11 Jahren außstendig, belaufen sich auf 3058 fl	276 fl
Allhiesiger Pfarrkirchen wegen einer Stiftung Capital 1000 fl	50 fl
Dem allhiesigen Hospital Capital 2405 fl	120 fl
In die sogenannte Seelgerecht-Schaffney Capital 3611 fl	180 fl
In die Prädikatur-Schaffney Capital 45 fl	2 fl
In die Kirchen-Schaffney Capital 180 fl	9 fl
In die Gutleuth oder Siechen-Schaffney 1305 fl	75 fl
Die Cammergerichts-Zieler anderes dermahlen zu übergehen jährlichen	18 fl
Summa deren Capitalien 38 302 fl	
Bestellungen (Vergütung für die Bediensteten)	
Herren Schultheißen	32 fl
Denen vier H. Stättmeistern, jedem 29 fl jährlichen, thut	160 fl
Dem Statt-Syndico	250 fl
Dem Lohnherren	42 fl
Denen übrigen Herren des Rathes (deren zehen an der Zahl) alljährlichen jedem 10 fl, so aber in 11 Jahren nicht empfangen, thut	100 fl
Dem Umbgelder	12 fl
Denen Fleischschauern	12 fl
Denen zwei Brotschauern	16 fl
Dem Salzausmesser	40 fl
Dem Statt-Physico sambt 12 ohmen Wein ca 20 fl, thut	60 fl
Dem Rathes-Secretario	60 fl
Denen Herren Franciscaneren wegen docirens	150 fl
Dem Ordinari-Prediger	100 fl
Denen beeden Schulmeistern	24 fl
Denen beeden Fuhrleuten, so bey gemeiner Statt Holtz und andere Notwendigkeiten führen müssen	100 fl
Zweyen Waldförstern, jedem die Woche 1 fl, thut	104 fl
Beeden Stadtknechten	66 fl
Dem Scharfrichter neben andern	24 fl
Summa aller Schulden und Außgaaben	3408 fl u. 30 xer
Gegeneinander gehalten und abgezogen, so finden sich Schulden und Außgaaben mehrers	1409 fl u. 19 xer
Offenburg, den 7ten Februar 1702“	

Dieser historisch zusammenfassende Bericht, der ein sehr düsteres Bild bietet, wird ergänzt durch eine Gegenüberstellung der Einnahmen und Ausgaben in den Jahren 1705 und 1714.

Einnahmen	1705	1714
Bürgersteuer	722 fl	737 fl
Burger-Umbgeld, so Wein auf die Gassen schenken (Kranz- oder Buschwirte)	588 fl	472 fl
Schildwirt-Umbgeld	514 fl	634 fl
Zölle unter den Porten (Stadttoeren)	433 fl	520 fl
Pfundzoll, Fährenzoll u. Sinngeld	100 fl	68 fl
Wasserzoll	75 fl	60 fl
Weggeld	536 fl	358 fl
Fleisch-Umbgeld	543 fl	534 fl
Beckenaccis	255 fl	147 fl
Aus der Zinsmeisterei	179 fl	110 fl
Aus Frevel und Strafen	31 fl	30 fl
Aus Brennholz von allhiesigen Wäldern	490 fl	61 fl
Salzgeld	50 fl	—
Wein- und Fruchtzehnte: hat das Domkapitel	—	—
Aus Capitalien, Zinsen und Gülden	—	—
	4516 fl	3031 fl
 Ausgaben	 1705	 1714
Reichssteuer an die Landvogtei Ortenau	276 fl	276 fl
Ein Drittel des Zolls an die Edlen von Müllheim u. Avolsheim	144 fl	173 fl
Gehälter an die Bediensteten	1200 fl	1224 fl
Prediger	50 fl	50 fl
Handwerksleute	544 fl	301 fl
Brennholz für Dienststellen u. Schulen	503 fl	391 fl
Brückenholz	327 fl	199 fl
Contribution an die Franzosen		
An die Franzosen 3120 Rationen Heu, Haber u. Stroh	1125 fl	800 fl
Andere Kriegsgelder	2132 fl	
Kapitalzinsen	465 fl	
Andere Ausgaben	1117 fl	1484 fl
	7883 fl	4898 fl

Aus der Gegenüberstellung geht hervor, daß die Finanzlage sich in den neun Jahren leicht gebessert hat. Während im Jahre 1705 die Ausgaben um 3367 Gulden höher waren als die Einnahmen, betrug die Differenz im Jahre 1714 nur 1867 Gulden. Der Haushalt war längst noch nicht ausgeglichen; nicht nur die Ausgaben, sondern auch die Einnahmen hatten sich verringert, und zwar um 1485 Gulden.

#### *Der städtische Grundbesitz*

„Was man in annis (Jahren) 1705 undt 1714 ahne liegendtem Booden gehabt und noch habe:

Nur eine Ziegelhütte, steht ohnweith dieser Statt und auf dero Territorio. Sie erträgt aber

wenig oder gar nichts. Dann einen Meyerhof in Langhurst auf freiherrl. von Dalbergschem Grund und Boden (ritterschaftliches Territorium Binzburg). Dazu gehören 50 Jeuch (Morgen) Brachacker, nicht jedes Jahr zu nutzen, 20 Tauen (Morgen) mit den sog. Bockwäldern (1947) von den Brüdern Ritter von Bock, später von Böcklin genannt, erworben).

Wälder: in proprio territorio (auf eigenem Grund und Boden): ein Aichwald (Bürgerwald), ohngefährlich eine halbe stundt lang und anderhalb Viertelstundt breith. Die Stadt zieht daraus keinen sonderlichen Nutzen außer dem Brennholz zur Ziegelscheuer. Die ganze Burgerschaft beholtz sich darin. Die Eicheln geraten alle 4 bis 6 Jahre einmal. Die S. V. Schweine-Herthen werden zur Mastung darein getrieben. Dessen Aestimation (Schätzwert) wird dem boni viri arbitrio (dem Urteil des guten Mannes) überlassen.

28 Jeuch Brachacker, 20 Tauen Matten.

In alieno territorio (auf fremdem Grund und Boden) einige Waldungen. Die Bock- und Stangenwäldt, die man nennet den Schutterwald (erstere im Jahre 1293 von Heinriche II. von Geroldseck erworben), liegen aneinander, 30 Stuck oder, wie der Landtmann dieser Gegend selbe zu nennen pflegt: hau. Undt seindt die ersten (id est Bockwald) samt dem Meyerhof 1497 von einem Junker namens Bock umb 3103 fl, die Stangenwäld von anderen privatis umb 2200 fl gekauft worden. Item 56 Tauen Matten, welche so schlecht, daß jährlich von den Tauen nit mehr als 1 fl 30 xer in die Zinsmeisterey eingeht.“

### *Die Bevölkerung*

Was die Bevölkerungsbewegung betrifft, ist es schwierig, eine klare Übersicht zu bekommen. Es wird nur die Zahl der Bürger genannt. Diese wird im Jahre 1702 mit 236 und 1718 mit 273 angegeben. Die Gesamtbevölkerung kann nach neueren Forschungen in etwa mit einem Umrechnungsfaktor erschlossen werden. Dieser bewegt sich um 4 pro Haushalt. Danach dürfte Offenburg damals um 1000 Seelen gezählt haben. In einem Bericht wird bemerkt, daß die Bürgerschaft in 10 Zünfte eingeteilt sei. Das waren 9 Handwerkerzünfte und die sogenannte adelige Gesellschaft bzw. die „Cohonestabiles oder Konstoffler“. Sie umfaßte die Ratsherren, Gelehrten und Künstler, also die Bürger von Rang. Diese letzteren werden aber im Gegensatz zu den Zunftbürgern immer „Herren“ genannt.

Aus dem Zeitraum 1705—1714 sind die Namen sämtlicher Zunftmitglieder einschließlich Konstoffler überliefert. Es sind 315 Handwerker und 17 Konstoffler ohne die Witwen. Offensichtlich waren also bei weitem nicht alle Handwerksmeister im Besitz des Bürgerrechts. Viele waren noch „sehr verarmt“ und vermutlich außerstande, das Bürgergeld zu entrichten.

Auch die Frage nach der Sozialstruktur der Bevölkerung ist schwer zu beantworten; denn es fehlen bestimmte Kreise: die Geistlichkeit — es sei besonders erinnert an die Mönche der beiden Klöster —, die Handwerksgesellen und die Knechte und Mägde.

Es folgen nun die Namen der Zunftmitglieder.

#### *Die Konstoffler* 25 Mitglieder einschließlich Witwen

Reichsschultheiß Joh. Jak. Geppert, die Ratszwölfer Michael Troll, Joh. Jak. Siebert, Franz Georg Schenk, Gangolf Lichtenauer, Franz Anton Rieneker und Alber, Franz

Anton Solaty (Oberamtmann der Herrschaft Geroldseck und Eigentümer des Anwesens, auf dem das Vinzentiushaus steht), Dr. Murttinger, Dr. Bissinger, Joh. Jakob Held, Franz Michael Riedinger, Willibald Suggler, Joseph Neidinger, Bonaventura Geppert, Wernikhaus, Secretarius Schmautz. Die Witwen des früheren Schultheißen Franz Christoph Witsch, der Stettmeister Lorenz Beyrlin und Sax, des Dr. Chorhummel und der Herren Roman Stechinger, Franz Michael Geppert, Phil. Jak. Herrenberger und des Amtmanns Untz.

*Schmiedezunft* 83 Mitglieder

Michael Barth (Zunftmeister), Jakob Fiesinger (Zunftmeister), Jakob Thalmann (Zunftmeister), Michael Michelbach, Johann Alber, Konrad Hepstle, Hans Adam Huber, Martin Rieder, Caspar Fiesinger, Georg Huber, Valentin Wolfart, Johann Flach, Joh. Wilh. Michelin, Hans Georg Behrle, Andreas Weber, Melchior Liescher, Balthasar Albrecht, Joseph Schuhler, Christoph Glöckler, Johann Lang, Carl Sieder, Joseph Mayer der Kieffer, Jakob Melsch, Johann Kraft, Andreas Rieffler, Johann Fugel, Franz Michael Lindenmeyer, Mathias Wachter, Hans Caspar Durnegger, Joseph Schmiderer, Balthasar Danfalt, Conrad Klaiff, Jakob Ohneiß, Johann Buffler, Hans Adam Roman, Johann Böhm, Franz Okhenfuß, Lorenz Althoffer, Balthasar Gockhel, Christian Mayer, Hans Michael Echtele, Johann Roth, Valentin Fickhenbach, Johann Roß, Dominicus Elmenreich, Johann Melsch, Franz Joseph Simon, Hans Jakob Oberle, Hans Michael Pinspi, Mathias Sifert, Bartholomäus Jehlin, Philipp Jakob Grißlin, Felix Betsch, Johann Behr, Christoph Sibert, Johann Linder, Mathias Fuchs (nach dessen Plänen das Rathaus erbaut wurde), Michael Notter, Mathias Messerschmidt, Franz Kaufmann, Balthasar Dormb, Caspar Dormb, Peter Brosemer, Martin Stöckhle, Johann Brauchles Witwe, Hans Konrad Rosenstock Wwe., Andreas Jeuchert, Johann Kopp, Johann Lang der Jung, Hans Georg Fiesinger Wwe., Hans Joh. Schmalz Wwe., Philipp Weyller Wwe., Hans Georg Christ Wwe., Lorenz Schlesinger Wwe., Caspar Widemer, Michael Tatscher, Lindenmeyer, Pfarrer in Niederschopfheim.

*Schneiderzunft* 56 Mitglieder

Zunftmeister H. Bernhard Silber, Herr Nicolaus Scheurer (Mitglied des Jungen Rats), Zunftmeister Gulach Schönweber, Hans Georg Beck, Johann Wigand, Hans Jakob Khauffer, Joseph Mayer, Johann Heinrich Schaytter, Heinrich Sibert, Hans Georg Seemann, Hans Peter Steyrer, Joh. Trenle, Caspar Schmidt, Sebastian Erhart, Hans Peter Ellenbach, Fritz Kayser, Balthasar Fivell, Antoni Berg, Johann Schurmann, Bartle Weber, Joseph Fivell, Joh. B. Traner, H. Peter Halm, Balthasar Stolzer, Johann Kimmich, M. Hartnagel, M. Herp, Martin Herp, Michael Frey, Friedrich Frey, Franz Anton Gottwald, Jakob Bürkle, Fr. Jos. Neidinger, Phil. Jakob von Wolf, Joseph Fivells Witwe, Joh. Walther, Joh. Braunstein, Jos. Hummel, Leopold Schreyer, H. Franz Grettler, Joh. Hugelmann, Leonh. Fraynger, H. Georg Beck, Phil. Jak. von Wolff Witwe, Herr Christian Geßler Witwe, Leonh. Seman Witwe, Zunftmeister Jak. Burck Witwe, Nik. Marseil, Leonh. Ludescher, Christian Geßler, G. Nik. Neff, Joh. König, Mich. Kiefer, Joh. Troll der Alt.

*Schuhmacherzunft* 42 Mitglieder

Lohnherr und Zunftmeister Hans Georg Alber, Zunftmeister Jak. Anthoni, Hans Lorenz Genadt, Math. Messerschmidt der Alte, Zunftmeister Joh. Sibert, Phil. Heller, Conrad Haug, Hans Martin Sibert, Mathias Werner, Jak. Schmidtle, Heinrich Meyer, Hans Mich. Hermann, Hans Mich. Brukhert, Wolfg. Müller, Hans Georg Obrecht, Franz Gustenhofer, Balthasar Behr, Joh. Weyser, Mathias Oser, Hans Georg Förster, Melchior Gnant, Hans Mich. Vogt, Ferd. Brukhert, Gabriel Brukhert, Christian Haberstroh, Antoni Mopert,

Quirin Gerber, Mich. Keller Vogtskinder, Joh. Häußler, Joh. Kaufmann, Hans Georg Glinep, Jos. Saal, Peter Berghäusler Wwe., Joh. Roman Wwe., Phil. Gütle Wwe., Math. Wanzenauer Wwe., Franz Hagius Wwe., Heinr. Saal Wwe., Jakob Werner Wwe., Hans Martin Vogt, Joh. Geppert Wwe., Hans Peter Kabus Wwe.

*Karrcherzunft* (Fuhrleute und Wirte) 26 Mitglieder

Mathias Matt, Zunftmeister Andreas Burck, Franz Math. Lichtenauer, Zunftmeister Joh. Schwendemann, Nikolaus Nerlinger, Georg Neff, Jak. Knobli, Caspar Walthersperger, Joh. Krentzler, Joh. Gruber, Andreas Burck der Jung, Mich. Schwendtemann, Heinr. Stutz, Georg Huber, Gabriel Fiesinger, Hans Georg Raunacker, Anton Gütle, Adam Anna, Peter Sohr, Georg Siefert, Hans Georg Klein, Jakob Lurkh, Martin Jokhers, Clemens Sibmacher, Joh. Weckmann, Joh. Schwendt jung.

*Bäckerzunft* 26 Mitglieder

Zunftmeister Hans Adam Madlinger, Jos. Braun, Zunftmeister Jakob Ehrhart, Anthoni Ehrhart, Franz Anton Khoman, Franz Matz, Jakob Troll, Herr Hans Georg Kohmann des Rats und Zunftmeister, Philipp Matz, Sebastian Holdtermann, Jak. Sibert, Franz Troll, Christoph Braun, Hans Georg Huber, Jak. Heußler, Johannes Schwab, Joseph Hueber, Joh. Rieder, Anton Heußler, Joh. Heußlers Witwe, Antoni Braun, Math. Schneider, Georg Burckhen Witwe, Tobiae Mantels Witwe, Jakob Weselins Witwe, Hans Adam Eisinger.

*Weberzunft* 22 Mitglieder

Zunftmeister Hans Mich. Fieggenbach, Zunftmeister Martin Sibert, Zunftmeister Joh. Hopfenstock, Hans Jak. Hürth, Hans Georg Hürth, Mathias Hopfenstock, Joh. Heußler, Dietrich Lindenmesser, Joh. Marx, Hieronimus Ehinger, Joh. Phil. Fieggenbach, Augustin Hau, Franz Jos. Bader, Gabriel Werther, Simon Werthers Witwe, Hans Streith, Philipp Jak. Lindenmeyer, Joh. Nachbaur, Joh. Kluner Witwe, Hans Georg Mayder, Ignatius Dietrich, Math. Hermann Pupill.

*Zunft der Rebleute* 22 Mitglieder

Zunftmeister Andreas Bahr, Zunftmeister Martin Laygast, Lorenz Bohling, Jakob Kornmayer, Hans Jok. Wolff, Andreas Mayer, Jak. Göltzer, Joh. Bahr, Anton Schwendemann, Joh. Weber, Kilian Beckh, Hans Georg Frohnberger, Franz Rodtacker, Peter Forster, Hans Metzgers Töchter, Jak. Buchholz Witwe, Hans Jak. Oberkircher, Witwe, Mich. König, Jakob Bahr, Jakob Schwarz, Markus Klein, Ursula Keberin.

*Metzgerzunft* 20 Mitglieder

Herr Martin Weyser (Mitglied des Jungen Rats), Christian Hug, Zunftmeister Seb. Gehr, Caspar Burckh, Thoma Billet, Hans Georg Osinus, Ludwig Leibfriedt, Franz Anton Riß, Joh. Asinus, Joh. Sailler, Math. Schrempp, Tobias Jößlin, Samuel Geltreich, Jos. Billet, Martin Gehr, Conrad Asinus, Conrad Bihler, Leonh. Bihler Witwe, Jak. Schue Witwe, Jak. Schue des Älteren Kinder.

*Fischerzunft* 18 Mitglieder

Phil. Stuber Zunftmeister und des Rats, Zunftmeister Joh. May, Zunftmeister Jeremias Götz, Peter Weber, Mich. Braunstein, Lorenz Herrenwahrt, Christian Spengler, Jak.



Schmiderer, Jak. Grämer, Mich. Schirrmann, Phil. Götz, Hans Georg Spengler, Caspar Biesinger, Math. Götz, Hans Georg Gailer, Phil. Wachter, Joh. Zippels Witwe, Thoma Bisingers Witwe.

Ausführlich wird berichtet über die berufliche Zusammensetzung und die wirtschaftliche Situation der Handwerker. In einer Zunft vereinigten sich verschiedenartige Gewerbe. In den Jahren 1701—1720 gab es in Offenburg 19 Karrcher bzw. Fuhrleute, 17 Schuhmacher, 17 Schneider, 12 Küfer, 11 Leineweber, 11 Fischer, 10 Weißbäcker, 10 Schreiner, 10 Maurer, 9 Metzger, 8 Hafner, 8 Zimmerleute, 8 Rebleute, 6 Barbierer, 5 Kübler, 4 Hufschmiede, 4 Wagner oder Krummholz (so das Handwerk treiben), 4 Nagelschmiede, 4 Kürschner, je 3 Seiler, Pastetenbäcker und Wirte, je 2 Sattler, Hutmacher, Drexler oder Dreher, Färber, Schlosser, Weißgerber, Rotgerber und je 1 Apotheker, Maler, Kaminfeger, Kupferschmied, Büchsenmacher und Bader.

Diese 225 berufstätigen Handwerksmeister waren nach ihrer wirtschaftlichen Lage in drei Klassen eingeteilt: 51 lebten in guten, 96 in mittelmäßigen und 58 in schlechten Verhältnissen. Ergänzend wird bemerkt, daß „vorgemelte Burgerschaft von ihren Professionen (Berufen) und Handwerken, weillen bekhannter Ding auf dem Landt alles mit Handtwerkhern besetzt ist, nicht leben können, sondern meistentheils aus ihren Gütern sich erhalten müssen. Die übrige 48 Bürger treiben ihre Profession auß abgang der Mittel nicht, deren auch wenig begüthert sind.“ Die 40 Hintersassen, die keine Liegenschaften, „auch sonst weniges Vermögen und sich allein mit ihrer Handarbeit ernähren müssen“, entrichteten wöchentlich 4 Kreuzer Schirmgeld.

### *Der Haus- und Grundbesitz der Bürger*

Im Jahre 1719 waren 356 Häuser und Scheuern, 53 Hofstätten und 32 Gärten vorhanden; in der Offenburgern Gemarkung lagen 387 Jeuch Sommer- und 445½ Jeuch Brachäcker, ferner 3271½ Haufen Reben bzw. Rebplätze. Im Besitz der Bürger (d. h. in diesem Fall der Mitglieder der Handwerkerzünfte) waren 174 Jeuch (62,64 ha) Sommer- und 265 Jeuch (95,40 ha) Brachäcker, ferner 62 Tauen (Morgen) Wiesen und 2136 Haufen (1 Haufen = 12 Ar Reben).

Die Bürgerschaft hatte aber auch in den benachbarten Gemeinden Grundbesitz. 72 Offenburgern Herren (d. h. Konstoffler) und Bürger besaßen Güter im Bann Zell-Weierbach, 100 sowohl im Zeller als auch im Ortenberger Bann. 14 Offenburgern waren in der Zeller, Fessenbacher und Rammersweierer Gemarkung begütert. Zu diesem Grundbesitz in den benachbarten Winzer-Dörfern gehörten noch über 800 Haufen Weinberge. 7 Offenburgern hatten Güter in Bohlsbach, 9 in Griesheim, 20 in Bühl, 6 in Elgersweier, 19 in Waltersweier und 12 in Weier. 66½ Jeuch Ackerland, 87 Tauen (Morgen) Wiesen und 138 Jeuch oder 1656½ Haufen Reben waren im Besitz Offenburgern Bürger. Andererseits besaßen Bauern der Landvogtei im Offenburgern Bann 157 Morgen Ackerland, 47 Morgen Wiesen und 343 Haufen bzw. 28 Morgen Reben.

Zu einem landwirtschaftlichen Betrieb, und mag er noch so klein sein, gehörte ein gewisser Viehbestand. In den Offenburger Stallungen standen damals 148 Pferde, 346 Kühe, 18 Ochsen, 333 Schweine und 4 Ziegen.

Die rund 300 Häuser, die damals standen und deren Eigentümer nach den Zünften in 10 Gruppen eingeteilt waren, sind in den Akten einzeln aufgeführt. Viele waren nur armselige Notwohnungen. Auf Schritt und Tritt stoßen wir auf Bemerkungen wie „ein schlecht einstöckig Häusel, ein Hausplatz, worauf eine schlechte Wohnung, ein Platz, worauf ein schlecht Hüttel steht, ein Haus, so nur ein Stockwerk und sehr schlecht gebaut“. Die einstöckigen Häuser, die im Sanierungsgebiet der Altstadt (Schuttergasse, Goldgasse, Webergasse) standen, stammten aus jener Zeit des mühevollen Wiederaufbaus. Die den 10 Zünften zugeteilten Häusergruppen waren: Cohonestabiles (adelige Gesellschaft) 33, Schmiedezunft 72, Schneiderzunft 49, Schuhmacherzunft 33, Karrcherzunft 28, Bäckerzunft 27, Weberzunft 20, Metzgerzunft 17, Fischerzunft 12, Zunft der Rebleute 9.

Wie die Stadt waren auch die Bürger stark verschuldet. Das zeigt folgende Aktennotiz:

„Summarische Designation derjenigen Capitalien, so die Burgerschaft zu Offenburg nach Ihrer Aydts-Anzeig auf ihre ligendte Guether schuldig, nemblichen

die Herren Cohonestabiles	2910 Gulden
die Schmidtzunft	7596 Gulden
die Schumacherzunft	3629 Gulden
die Beckenzunft	2757 Gulden
die Weberzunft	2202 Gulden
die Karcherzunft	9779 Gulden
die Schneiderzunft	5399 Gulden
die Rebleutzunft	841 Gulden
die Fischerzunft	923 Gulden
die Metzgerzunft	4601 Gulden

Summa 40637 Gulden

Diese Angaben zeigen zur Genüge, daß Stadt und Bürgerschaft einen starken Verlust an produktivem Kapital erlitten. Die wirtschaftliche Entwicklung der Reichsstadt konnte in den beiden ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts nur einen langsamen Fortgang nehmen. Die handwerkliche Produktion, und damit der Wohlstand, konnte kaum gesteigert werden, denn viele Handwerker waren arbeitslos. Der Schwerpunkt der Wirtschaft lag im landwirtschaftlichen Bereich. Offenburg bot das Bild einer biederen Ackerbürgerstadt. Die Bürger konnten kaum hoffen, daß sich der ernste Zustand in absehbarer Zeit bessern würde. So ist es nicht zu verwundern, daß der Wiederaufbau des Rathauses erst gegen Mitte des 18. Jahrhunderts (1741) möglich wurde und daß die wiedererbaute Pfarrkirche Heilig Kreuz erst 1791 konsekriert werden konnte. Die Bevölkerungsziffer bewegte sich zwischen 1000 und 2000. Im Jahre 1802 zählte Offenburg nur 2390 Seelen. Die Stadt hatte große Mühe, sich wirtschaftlich zu erholen.

## Quellennachweis

Generallandesarchiv Karlsruhe: Akten Offenburg-Stadt, Fasz. 216/185: Beschreibung der Einkünfte und Ausgaben der Stadt Offenburg in den Jahren 1702—1720. Verzeichnis der Bürger, ihrer Häuser und Güter, des Viehstandes, der Handwerker und ihre Schätzung.

## Literatur

K. S. Bader, Der deutsche Südwesten in seiner territorialgeschichtlichen Entwicklung. K. F. Koehler Verlag, Stuttgart 1950.

K. S. Bader, Die oberdeutsche Reichsstadt im alten Reich. Eßlinger Studien, Band 11 1965.

H. Kellenbenz, Die Wirtschaft der schwäbischen Reichsstädte nach dem Dreißigjährigen Krieg in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Eßlinger Studien, Band 11 1965.

Fritz Kallenberg, Spätzeit und Ende des Schwäbischen Kreises. Eßlinger Studien, Band 14 1968.

# Johann Georg Zuflucht, der letzte Schultheiß von Kork<sup>1</sup>

Von Wilhelm Gräßlin

27. November 1796. „Ich kam nicht mehr aus mit dem K. Land-Commißarius und der Willstetter lies mich auch sitzen. Ich sollte aber alles auf mich nehmen und Tag und Nacht bei der Hand seyn. Ich kam fast nicht mehr in ein Bett, selten bekam ich Zeit, etwas zu essen. Ordonnanzen mußte ich ohne Zahl halten. Bald war kein dürr Holz im Amthof, bald fehlte es im Magazin, bald an Stroh, kurz die Qualen nahmen gar kein Ende mehr.“

30. „Den ganzen Tag mit Hl. Dr. Ruth Arbeit gehabt, auch mit dem General-Staabs-Quartiermacher im Dorf herumlaufen müssen. Dies war ein böser Mann. Wann man eine Gefälligkeit haben wollte, kostete es Wein die Fülle. In dem Verbandhaus wollte niemand mehr bleiben, wegen Eckel. Der Schulmeister und seine Leute hielten aber sich und verpflegten die Bleßirten. Wenn Bleßirte kamen, so wurden solche zuerst in das Schulhaus gebracht, daselbst verbunden, und wie solche sich etwas erholt hatten, wurden sie auf Wägen nach Appenweier geführt, wer ohne Hoffnung war, kam in die Krone, um daselbst auszumarteln. Die Toten wurden in Strohvägen auf den Gottes Acker geführt, allwo man der Toten 3 - 4, 10 - 20 auf einmal zuscharrete.

Da nun die Erfordernisse täglich zunahmen und der Hl. Land Commißarius Wezel in Willstett nach dem Umfang seines Amtes sich hier um nichts annehmen wollte, so habe ich meine Noth bei Serenissimo unterthänigst schildern lassen, es kam also am 1. Dezember der Hl. Rath und Amtschultheis Schöne von Lichtenau in der Qualität eines Ober-Land-Commißarii dahier an, in welcher Eigenschaft derselbe von des Hl. Erzherzog Karls K. H. ebenfalls bestätigt war. Von dem Tage an mußte alles an ihn gefordert werden, da er nun anfieng, alle Requisiten auf das ganze Amt zu repartiren, so hatte er auch bald bei denen übrigen Ortsvorgesetzten die Gunst verlohren. Hatte ich vorher den Hl. Amtschultheis Wezel um Wagen gebeten, so antwortete er, er brauche sie selbst, jetzt aber repartirte Hl. Schöne alles auf das Amt.“

<sup>1</sup> Den Anfang siehe „Die Ortenau“, 49. Bd. 1969.

9. „Bekam ich Befehl, die in das Holz Magazin zu Neumühl schuldige 10 Klafter Holz in einer Stunde zu liefern oder mir würden 100 ad. postioria gegeben. Deswegen mußte nach Neumühl und das Holz bei den Schiffen für 20 fl. per Klafter zahlen, und dieses Holz wurden wir darum schuldig, weil wir das von den Gebürgleuten dahin zu liefernde *dürre* Holz in das Generalsquartier wegnehmen mußten, folglich haben wir ganz allein das Holz von der Gemeind Kork geliefert. Ich hatte täglich 15 Mann um den Lohn in der Korker Lehr, und doch waren diese nicht im Stand, das viele Holz zu hauen, so wir täglich liefern mußten. In dem Pfarrgarten waren 40 Wägen zu dem Spitalpark und eine Wacht dabei. In den Gärten hinter dem Amthaus und gegen den Schwanen über 2 Park und drei Feuer, der Artillerie Park. Die Feuer im Korker Ried und um Querbach herum. Sodann haben etliche 30 000 Mann alle Bäume und Hecken in der ganzen Gegend abgehauen und in den Baraquen verbrannt.

Die Zimmerleute mußten alle nach Marlen und Eckartsweier geschickt werden, um an einer Maschine zu arbeiten, welche ein Kaufmann namens Georg Burk von Offenburg erfunden hatte. Diese Maschine sollte eine Art Holzfloß seyn, worauf viel gefährlich Geschütz angebracht, sofort alle in den Rhein lassen, und wenn die Maschine an die Rheinbrücke kämme und sich selbst entzündete dadurch die ganz Rheinbrücke zu Grund gerichtet werden sollte. Die Zimmerleut wollten nicht arbeiten, deswegen bekam ich fast täglich Execution auf Zimmerleute, welches die Gemeind sehr viel Geld kostete. Auch mußte man denen Zimmerleuten allemal Geld mitgeben, weil sie sich selbst beköstigen mußten.

10. Noch lang vor Tag mußte ich viele Fuhren bestellen — die entsezliche — anhaltende Canonade war die Ursache. Ich mußte abermal in Neumühl Holz kaufen, auch Holz von Hesselhurst holen lassen, durch die Parkfuhren. Jetzt verlangten die Park-Unteroffizier auch schon etwas zu trinken, wenn sie Fuhren hergaben. 11. — 16. In dieser Zeit mußte ich Tag und Nacht herumlaufen. Die Canonade bei Kehl übertraf alle Begriffe. Bleßierte und Tode kamen häufiger als je; Lieferungen von Heu, Haber, Stroh, Holz — ohne Zahl. 19. In der Nacht mußte 13 Kübel liefern, um aus den Trenchéen (Gräben) das Wasser zu schöpfen. 20. In der Nacht dem General Colloredo einen guten Weg durch den Morast über die Stras ins Amthaus machen lassen müssen. Wir mußten auch alle Dielenwände ausheben und die Wege damit belegen . . . “

20. „Kam eine Ordonnanz, daß auf der Stelle alle Schließen in den Bächen gezogen werden müssen, es war schon Nacht. Weil die Bäche gefroren waren und so viel Wasser von Willstett kam, so lief das frische Wasser über das Eis und überschwemmte alles, besonders die Gaßen in dem Dorf Odelshofen; die Kaiserlichen ließen sich sogar heraus, daß wir dieses mit Fleiß tun, damit wir sie denen Franzosen in die Hände liefern könnten. Diese Art von Schwachheiten mußte ich leider zu oft hören. Mancher furchtsame Offizier war nie beherzter, als wenn er einem ins Gesicht sagen konnte, die hiesigen Einwohner seyen alle Anhänger von den Franzosen. Diese letzteren haben wahrhaftig nie gefragt, ob man französische Anhänglichkeit hat? Hätten sie uns nur unsere Sachen nicht genommen. 25. Mit dem Quartiermeister die Quartiere frisch revidiert. Zur Erkänntlichkeit *mußte* ich ihm eine Tabakpfeife verehren, die mich 3 fl. gekostet.“

31. Dez. „So war das Jahr verbey und noch wußte niemand, was es endlich mit Kehl geben würde. Bei der außerordentlichen Kälte arbeiteten die kaiserl. Truppen immer vorwärts mit Laufgräben, besonders auf dem Rheinkopf und im Dorf Kehl, wo die Kaiserlichen bis an das Posthaus vorgedrungen waren. Zwei erschreckliche Vierteljahre haben ihren Lauf vollendet und niemand wußte, was im 1797er Jahr geschehen wird. Wer sich ganz dem Herrn vertraut, thut am Besten.“

1797 „1. *Januarius*. Der erste Tag im Jahr fieng damit an, daß außer den vielen gewöhnlichen Sachen, von heute an täglich 12 Mann auf die Schanz, 12 Mann auf Oordonannzen, 4 Mann Holzhauen in den Marxwald bei Hesselhurst, 2 Wägen auf den Park, 2 Wägen mit Holz aus dem Marxbosch nach Appenweier mußten, auch alle 4 Tage 2 Wägen und 3 zugschirrte Pferde vor des Land Commißarius Quartier dahier einzufinden hatten. Auf diese Art ging es weiter bis 8. Januar.“

9. „Da die sämtliche Schrifften seit 22. Dezember im Schloß zu Bischofsheim geflüchtet waren, und ich solche alle Augenblick nötig brauchte, so fuhr ich heute dahin, um solche wieder zu holen. Als wir eben von Bischofsheim zurück fahren wolten, so kamen etl. Expreße nach Kork mit der Nachricht, daß Kehl über seye. Nach der Zurückkunft nach Kork erfuhr ich, daß es an dem wäre.“

10. „Diesen Nachmittag gieng alles nach Kehl, wo die Kaiserlichen und Franzosen untereinander herum giengen. Man erzählte uns, daß die Kaiserl. von dem Rheinkopf her die Schiffbrük so sehr beschoßen, daß niemand mehr paßiren konnte. Auf der andern Seite kamen die Kaiserl. mit ihren Laufgräben bis an die Kinzigbrük und den schwarzen Adler, so, daß sie ganz unter den französischen Canonen waren. Auf einmal seye Stillstand geworden, die französische Generalität kam heraus auf die Kreuzstraße zu der Kaiserlichen, woselbst die Kapitulation dahin geschlossen wurde, daß die Franzosen mit allem, was in der Festung Kehl war, frei abziehen und die Kaiserlichen hinein rücken sollen. Bis 4 Uhr Nachmittag hatten die Franzosen alles Geschütz, Munition, Pallisaden, kurz alles — bis auf die letzte Spän Holz über dem Rhein und die Truppen zogen ab, bis auf die Hauptwache. Der Erzherzog Karl K. H. stunden auf der Werb am Rhein, bei dem französischen Genral Deßaix. Punkt 4 Uhr kamen die ungarischen Grenadier mit einer prächtigen Musik und lösten die französische Hauptwache ab, welche sofort nebst allen übrigen Franzosen über die Schiffbrük hinüber giengen, worauf sogleich die Schiffbrücke abgetragen worden. Die deutschen Frey Corps besetzten die Posten dicht am Rhein und nun glaubte jedermann, es seye für immer Ruhe bei uns, doch wußte man nicht, ob auf lange der Stillstand geschlossen sey.“

11. „Ging gleich der Generalstab fort bis auf das Genie Corps. Die Baraquen wurden leer. Kork bekam neuerdings Befehl 402 Centner Heu zu liefern. 130 Mann vom Regiment d'Alton wurden hier einquartiert.“ Wenn auch die kriegerischen Ereignisse beendet waren, so gab es viel Aufräumarbeiten, aber auch den Neuaufbau von Kehl; zu diesem Zweck wurden am 14. „Quartier für 2 Comp. Kaunicz — 250 Mann, 118 Mineurs, 120 Sapeurs, 25 Ingenieur Offiziers, 40 Pioniers“ gemacht. Vom 17. an mußten täglich 24 Mann Schanzer nach Kehl mit Schaufeln, Pikel und Rührhauen, um eine neue Verschanzung zu machen, auch Fuhren wurden dazu bestellt. Am 18. „Mußten alle Pferdte frohnen. Großherzog Toskana abmarschiert aus denen Barraquen im Kazenloh.“ Weiterhin mußte alle Munition sowie Lebensmittel nach Freiburg abgeführt werden.

Am 10. und 11. Februar wurde der Schaden auf abgehauene Bäume festgestellt; er betrug 28 284 fl. 6 ß. 6 Pfg. Unterm 10. März vermerkt Zuflucht: „Hat die Zusammenwerfung der Festungswerke in Kehl angefangen. Da mußte ich mit denen sämtlichen Vorgesetzten nach Kehl, wo die Ingenieurs Officiers unter sämtlichen Gemeinden der ganzen Gegend die zu demolierende Plätze, Wälle zu eben vertheilten, . . . “ Am 14. März befahl Erzherzog Karl, den Betrag, den die Gemeinde für den Zehnten an die Franzosen für 1796 entrichten mußte, an die Schaffnei des Domkapitels in Offenburg zu zahlen. „Zugleich gienge ich mit einigen des Gerichts zu dem General von Stzarray (der in Kork wieder Quartier bezogen hatte) und bate ihn, daß Er sich dahin verwende, daß die vielen Laufgräben zwischen Neumühl und Kehl auch mit Beihilfe der fremden Schanzer eben gemacht werden sollen, weil sonst die Gemeind Kork in 10 Jahren es allein nicht zwingen würde.“

15. „Durch die Kaiserl. Freicorps wurden die Feuersprizen — Gerätschaften, z. B. Schläuche, Messing und Eisen verschlept, weil nun bei so vielen Umständen und Einquartierungen beständig Feuersgefahr vor Augen schwebte, so habe ich durch den jungen Hartlaub von Buchweiler sämtliche Feuersprizen in den Stand sezen lassen und dafür bezahlt 216 fl. 2 ß. 8 Pfg. Wurde durch die Ing. Officiers die neue Strase bei dem Leimen Egert ausgestekt.“

23. März. „In der Nacht vom 23. auf 24. entstand ein Brand dahier. Der K. Ing. Hauptmann Louis war in des Biersieders Pfrimmers Haus (Grüner Baum) einquartiert. Der bedienstete oder Fourierschütz lag im Futtergang und schlief. Neben ihm brannte eine Laterne, die vermutlich angiehg, in wenigen Augenblicken stund Scheuer und Haus in Flam-

men. 2 Pferde verstikten und brannte alles ab bis auf den halben Unterstok, und war so ein schönes Haus, das der verstorbene Schultheis Hl. Johann August Heß nebst Scheuer von Grund aus erbauen lies. Nachdem derselbe das alte Haus von Hans Meurer gekauft und das neue Haus und Scheuer erbaut gehabt, so entstund in des Zimmermanns David Pfrimmer des alten Beck Haus zu Anfang der 70er Jahren (vermutlich 1774) ein Brand, der des Schulz Heßen Scheuer aus dem Grund verbrannte, hernach baute er solche zum andernmal neu. Jezt ist sie wieder verbrannt, und in der Folge wird sie zu meinem Gedenken dreimal *neu* erbaut. Eine brennende Schindel fuhr zum Schall Loch bei den Glocken unter das Kirchenturm Dach und zündete solches an, daß wenn der Schulmeister Daniel Asmus nicht mit Lebensgefahr Wasser hinauf gebracht hätte, die Kirch gewis auch abgebrannt wäre. Gott hat aber gewollt, daß das Unglück nicht weiter gegriffen. Das war für mich und besonders die Verunglückten eine traurige Nacht. (Na. Im Jahre 1798 war das Haus und die Scheuer wieder völlig hergestellt. Gott wolle nun diese und alle andern Häuser vor Brand bewahren, und solte man mit Feuer billig sorgfältiger und wachsamer seyn).“

26. „Bei der Kehler Belagerung war dahier in Kork das Verbandspital errichtet. Zu dem Ende das hiesige Schulhaus zum Verbandhaus und bei 20 Häuser für die ganz gefährlich Bleßierten bestimmt waren. In dem Schulhaus selbst kamen also die Bleßierten allemal zuerst an und erforderten alle möglich Verpfleg- und Wartung ununterbrochen. Von Seiten der Gemeind hatte man wohl alle mögliche Anstalten getroffen, daß beständig für die nothwendige Erfordernisse gesorgt war und wurden dazu besondere Personen angestellt; allein das Elend und der Jammer beim Anblik so vieler unglücklichen Menschen und die damit verbundene Ungemächlichkeiten haben nach und nach selbst die bezaltnen Personen verscheucht und nur der Schullehrer Daniel Asmus und seine Familie blieben ununterbrochen zur Hülfe und Beistand, mit Aufopferung ihrer Ruhe und Gesundheit, bis an das Ende der Belagerung, auf diesem Schauplatz. Ungeachtet diese Familie durch die im Sommer vorher erlittene Plünderung von den französischen Truppen fast alles verlohren, so liesen sie es denen daselbst angekommenen Unglücklichen dennoch nie an augenblicklicher Verpflegung fehlen. Diese rühmliche Sorgfalt blieb indeßen nicht unbemerkt und Selbst Ihre Kaiserlich Königliche Majestät würdigten diese menschenfreundliche Behandlung höchst allergnädigsten beifalls, auf desfallsiger Verwendung Sr. Königl. Hoheit des en Chef commandierenden Herrn Erzherzog Karls höchstwelchem selbst von dem täglichen Zustand der Verbandanstalten die genaueste Erkundung einzogen — Wie dann unter gestrigem Tag der Herr Feldmarschall Lieutenant Graf von Stzarray Excellenz den hiesigen Schullehrer zu sich in das Hauptquartier zu Offenburg berufen laßen, allwo derselben in Gegenwart des General-Staabs, des Magistrats von Ofenburg, des dazu ebenfalls berufenen diessseitigen Oberland Commißarius Schöné, des Gerichts Kork Schultheisen, Schöffen und Kirchenältesten den Schullehrer *Asmus*, nach vorheriger Eröffnung Sr. K. K. Majestät *Allergnädigsten* beifalls über die von ihm und seiner Familie in deßen Haus an den Bleßierten vorzüglich bewiesene menschenfreundliche Behandlung und Verpflegung, zur Auszeichnung und Belohnung die ihm S. K. K. Majestät allergnädigst verliehene Große goldene Civil-Medaille selber als ein Ehrenzeichen übergeben und dabei ihm, dem Schullehrer sowohl als seinen zweyen ebenfalls anwesenden Töchtern, welche hauptsächlich sich bei denen unglücklichen Bleßierten thätig und geduldig bis ans End erwiesen, annoch mündlich beigefügt, daß sie und ihre Nachkommen bei allen Vorfallenden Angelegenheiten des *freien* Zutritts zu Ihrer Kais. Majestät Allerhöchsten Thron allergnädigst versichert seyn dürfen, worauf nach vorheriger von dem Schullehrer erstatteten unterthänigsten Danksagung für die ihm erwiesene Allergnädigste Ehrenbezeugung Sr. Exc. des Herrn Graf von Stzarray ihn den Schullehrer, seine zwoe Töchter, den Ober Land Commißarius Schöné und die Korker Gerichts Vorsteher und Ältesten in dasigem Wirtshaus zur Sonne haben über Mittag tractieren laßen. Zum unvergeßlichen Andenken dieser von Sr. K. K. Majestät bewiesenen Allerhöchsten Rückblik auf die an der äußersten Grenze des Deutschen Reichs vorgefallene Gegenstände, auch zur Aufmunterung unserer deutschen Nachkommen, wurde vorstehendes in diesem

Gemeinen Gerichts Tagebuch eingerückt und unterschrieben. So geschehen zu Kork am 27. März 1797.“

20. April. „Donnerstag sind die Franzosen bei Diersheim über den Rhein. Die Schriften und sonstige Sachen habe ich nach Wolfach geflüchtet. Es rückten viele Kaiserl. an und zogen in der Nacht gegen Diersheim. Der General Stzarray wurde bleßirt und kam mit seinem Staabs Off. nach Kork, wo ich für Eßen und Kafee sorgen und selbst zugreifen und laufen mußte General Haegel mit demselben Bleßirten fort.“

21. „Den ganzen Morgen wurde stark canonirt bei Diersheim. Um 12 Uhr kam Ordre, daß die Deutschen retiriren mußten. Ich mußte die Landschreiberei Schriften nach Ofenburg führen lassen, wofür ich ausgelegt 8 fl. 2 ß. 6 Pfg. Als ich sahe, daß die Franzosen schon überall die Kaiserl. verfolgen, so machte ich mich auch fort nach Ofenburg, weil ein K. Staabs Offizier mir vorgestellt, daß die Bagage von dem Regiment Kaiser alle auf der Schäubin (links der Landstraße nach Kehl) liegt und man von mir so viel Fuhren fordern würde, daß ich solche nicht beibringen könnte, und daß ich die äußerste Mißhandlung zu erdulden haben würde. Ich lief also nach Ofenburg. Nachmittag um 2 Uhr kamen schon die französischen Husaren nach Ofenburg und hernach die Infanterie. Ich hatte wieder allerlei Verwaltungsgelder bei mir, so ich auf des Hl. Postmeisters Bühne versteckte. Nachher vermißte ich auch eine Partie Geld, weis aber nicht wieviel.“

22. „Als ich sahe, daß die Franzosen dismal nicht so grausam mit den Leuten umgiengen, und die Gegenwart des Generals Moreau die Hofnung für eine mäßigere Behandlung versprochen, so gieng ich am Samstag wieder nach Kork. Es wurde ein französischer Grenadier dahin mit geschickt, um die geflüchteten Personen wieder sicher nach Kork zu bringen, dem ich einen frz. Großen Thaler zalte; dieser versprach auch dafür zu sorgen, daß Kork Sauve Garden bekommt. Als ich nach Hause kam, fand ich alles rein ausgeplündert in meiner Stub.“

23. „Morgens waren wenig Franzosen hier. Es kamen auf Befehl des franz. Grenadierhauptmann Fabre zu Kehl 4 Grenadiere zu Sauve Garden fürs Ort, die ich einquartierte und auf Kosten der Gemeind bewirten lies. 24. War alles ziemlich ruhig. 25. Hat man schon zu Kehl die Trenchéen zugeworfen. Man mußte auch Fuhren geben, zum Faschinen führen. 26. Habe einen Park nebst 207 Mann und 216 Pferd einquartiert ohne die Officiers. Mit den Pässen und Fuhrwerkern hatte ich Tag und Nacht zu tun, jetzt kamen alle Augenblicke Truppen zum einquartiren. Der Commandant Fabre in Kehl hatte nichts zum Liegen und sonst an allem Mangel. Weil er nun alle Pässe unterschreiben mußte und schon die Leute kannte, da er Ao 1796 dahier gelegen, so mußte man ihm oft Höflichkeiten erzeigen, Stroh, Wein x x. 15 Schanzer mußten täglich nach Kehl, um die zerstörten französischen Werke wieder helfen aufzuwerfen. 13 fiertel Weizen und 6<sup>1</sup>/<sub>2</sub> fiertel Gerst mußten nach Appenweier geliefert werden. Den nemlichen Tag kamen 450 Sapeurs, 160 Artilleristen, 80 Reuter, 80 Charretiers (leichte Wagen). Die 4 Grenadiere wurden abgelöst, ich zalte jedem für den Tag 30 S. thut 11 fl. 27. Heu und Haber mußte geliefert werden. 28. Mußte ich auf die Schanz in die Trenchéen. Da die Kaiserlichen die hiesigen Feuerleitern nach Kehl geholt, und ich solche daselbst gesehen, so wolte ich dieselbe bei dem Commandant Fabre holen, aber er verwies mich an den General in Strasburg. 6 Kompag. Sappeurs einquartiert. Haber und Heu Abgabe“. Alltäglich weitere Lieferungen.

1. Mai. „Wegen der außerordentlich starken Einquartierung mußte ich mit etlichen Personen nach Straßburg“. Am 4. „Und erschiene der Inspector Fix wieder, wegen den Schiffen, die 2574 fl. für die Bäume wollen“. Am 9. war Kork mit 1309 Mann belegt. Am 10. „Kamen auch die Hl. Billet und Cons. und forderten die 2650 fl. für den Zehnden, nachdem der Schafner Kusterer solchen bereits erhalten“. In dieser Sache wendete sich Zuflucht nach Offenburg und Straßburg und am 9. Juli erschien Billet mit der Drohung der Exekution. Sie kam am 23. Juni in gestalt von 4 Gendarmen und blieben bis zur Erledigung am 31., „nachdem sie verzehrten 301 fl., Lohn 49 fl. 5 ß. 5 Pfg. Dieser Zehnden kostete also pro 1796 3000 fl.“ und war auch von der Schaffnei in Offenburg eingefordert worden, somit hatte die Gemeinde doppelt bezahlt und die Exekutionskosten dazu.

Am 17. „Hat der franz. Kriegs Commissaire 150 Centner Weizen abschläglic auf den diesjährigen Zehnden gefordert; deswegen bei Amt gewesen. 20. sind 252 Burger, 34 Witwen (im Gericht). Die Verzeichnis und Abrechnung von der Schwanenwirtin gestolenen Sachen gemacht. Nemlich ein Weibsbild von Bodersweier (die Kieferbarb genannt) wußte, daß die Schwanenwirtin Conrad Wörles Wb. und ihre Geschwister wegen dem bevorstehenden Übergang der Franzosen mehrere Wägen voll Effecten zu einem Verwandten in das Gutacher Thal geflüchtet. Diese gieng nun nach der Plünderung dahin und gab sich für die Braut des jungen Conrad Wörles aus, brachte eine Fuhr mit und schleppte einen ganzen Wagen voll Sachen zurück bis Ofenburg, dort verkaufte sie vieles, so daß der Fuhrmann Verdacht bekam und Nachricht hierher schickte. Als man ins Gutach geschickt, hatte das Mensch schon den 2ten Wagen voll Sachen geladen und wolte abrüken. Man nahm sie aber bis nach Ortenberg mit, wo sie in Verhaft genommen wurde und entwischte.“

3. Sept. „Da Andreas Soth als Gerichtsmann seine Entlassung begehrte, so wurde Georg Kriegk von Herrschaftswegen dazu ernannt, weil in der Waal nicht recht gestimmt worden. Nemlich der größere Theil der Burger glauben immer, die Vorgesetzten handelten nicht treu, und daß zu einem Vorgesetzten es blos erforderlich sei, wenn er ein frech Maul hat und nicht viel nach der Herrschaft und dero Beamten fragt, ein solcher verdient das allgemeine Zutrauen, man sieht nicht auf Rechtschaffenheit und einen guten Wandel, deswegen fand die Waal nicht statt, wodurch Hanns Georg Diebold die meisten Stimmen erhielt — da er doch in keinem Betracht zu einem solchen Amt tauglich ist, wiewohl es ihm an Maul und äußerlichen Ansehen nicht fehlt.“

9. „Erscheinen die Gebrüder Dillmann von Straßburg und forderten in Gefolge einer französischen Ordre, wie Billet, den 1797er Zehnden an die Gmeind, in Natura oder Geld. 10. Da die Früchten in der Zehndscheuer größtenteils schon zu militärischen Lieferungen verwendet werden mußten, so war nicht abzusehen, wie man dies Jahr das Geld für den Zehnden bekommen wolte. Das Gericht beschloß Vorstellung.“

10.—27. Petition an den General, Waldbäume, Bach abschlagen, Lieferungen, Brodabgabe, Heu, Haber, Kiesführen, Fruchtablieferungen, Fleischlieferungen. 28. Wieder mit den Dillmännern herumgemacht. 29. deswegen nach Straßburg und den Accord mit ihnen gemacht auf 1500 fl.

2. November. „Kamen noch mehr Sappeurs und die Officiere verlangten auch die Kost im Schwanen, welches ich abwenden wollte. Allein da hat der Adjutant vom 4ten Bataillon Sappeurs so gräulich mit mir gezankt und den Degen auf die Brust gehalten, daß ich keinen Augenblick wußte, wann er mir das Herz durchbohrt. Von der Zeit an trachtete er, wie er mich verfolgte, welches auch bald geschehen. So mußte ich manche Gefahr ausstehen, doch ist mein Lohn immer Undank. 3. Nov. Hat die Schwanenwirtin, welche die Sappeur-Officiers über Kost hatte, absolut Geld auf Abschlag verlangt, auf Anstiften gemeldeten Adjutant Schamber, damit er mir desto besser auf den Leib käme. Auf Bitten hat der Hl. Rat Neßler 30 Louisd'or vorgeschossen. 7. Petition an General Angerau wegen dem Korker Wald, wo die Sappeurs alles zusammen hieben. In der Nacht kam ein voller Husar und verlangte Spek, Butter, Zwiebeln und hieb in die Fenster. 8. Wieder an Angerau, wegen Holzabhauens geschickt. Da man nothwendig Geld gebraucht, so hat das Gericht den Handel mit Factor Rindenschwender für 42—52 Stämme verstümmelter Eichbäume auf 1100 fl. versezt — dieses Geld wurde bar bezahlt.“

13. Für „Grindige“ mußte ein Haus besorgt werden. Am 25. Nov. war Zuflucht in Appenweier und schreibt: „Buonaparte allda gesehen“. 4. Dezember. „Allerlei Rechnungen weil der General Angereau (ein fanatischer Revolutionär Gr.) beständig gedroht, alle Emigranten einzusperrern oder fortzujagen, deswegen suchte ich die nötigsten Artikel in Ordnung zu bringen. 5. Dies war abermal ein fürchterlicher Tag für mich. Morgens früh kam ein Befehl von General Angereau an den hiesigen Commandant von den Volontairen, daß er augenblicklich alle Emigranten aufheben — fangen — und in die Verhaft nehmen soll; diesen Auftrag eröffneten die beiden Officiere meinem Bruder, dem Amtsboten, in der Meinung, er sei der Schultheis; dieser führte sie zu Amt, indessen sprang ich auf einen



Karch, der für Strasburg bestimmt war, fuhr nach Legelshurst und von da über Bischofsheim nach Lichtenau. Überall sties ich auf Patrouillen, die mich glücklicherweise nicht kannten. Hätte der Sappeur-Adjutant von dem Befehl etwas gewußt, er würde mich gewis nicht haben entwischen lassen. So muß es sich oft schiken, daß man in der größten Gefahr den Händen seiner Feinde entgeht. In Bischofsheim erhielt ich einen Paß nach Lichtenau, wo die Kaiserl. noch lagen. Hier brachte ich zu bis 29. Jänner; welches ich in Kork nicht zu Stand gebracht haben würde. Die Franzosen zogen sich damals zurück bis auf Kehl und Auenheim. Deswegen bekam ich Befehl von Sr. Excellenz Hl. Staats Minister von Gatzert, daß ich mich wieder auf meinen Posten begeben soll. Während meiner Abwesenheit hat größtentheils mein Bruder meine Stelle versehen und der Hl. Regierungsrath Exter zog in gemeinen Geschäften den alten Schultheis Ilch zu Rath. Es hat sich vieles zugetragen, das mir hat entgegen seyn sollen, allein Gott hat auch hier mir Freunde erweckt, durch die ich alle feindliche Anschläge vereitelt. Ich kenne sie und verzeihe ihnen.“ (Wird fortgesetzt)

## Die Dauphinestraße

*Von Friedrich Schwärzel*

Zu den wichtigsten Vorbereitungen für die Brautfahrt der österreichischen Kaiser-tochter Marie Antoinette durch die oberrheinischen Lande nach Frankreich, im Frühjahr 1770, gehörte außer der Beschaffung von geeigneten Quartieren auch die Instandsetzung guter Straßen und Brücken. Für die Markgrafschaft Baden-Baden ergab sich daher die dringliche Aufgabe, im Oberamt Mahlberg und in der Landvogtei Ortenau innerhalb weniger Monate, unter Heranziehung der männlichen Untertanen zu Hand- und Spanndiensten, diese mühevollen Arbeiten durchzuführen zu lassen. Der Reiseweg in den beiden Ämtern führte von Wagenstadt an auf der Gebirgsstraße entlang bis Friesenheim, über die Station Schuttern, durch die Rieddörfer bis zur Rheinbrücke nach Kehl und wurde nach der künftigen Kronprinzessin von Frankreich („La Dauphine future de France“) die „Dauphinestraße“ genannt.

„Wegen Herstellung bequemer und wandelbarer Straßen“ hatte deshalb die vorderösterreichische Regierung in Freiburg auf den 12. November 1769 nach dem Gotteshaus Schuttern einen „Conferentialzusammentritt mit den Hochfürstlichen Baaden Baadischen und Hessen Darmstädtischen Herren Commissariis“ angeordnet und als ihren Kommissarius den Herrn von Brandenstein bestellt. Bei dieser Besprechung berichtete der baden-badische Kommissar für das Straßenwesen beider Ämter, Hofrat Anton Dyhlin, daß er wegen Anlegung einer neuen Straße zwischen Goldscheuer und Kehl im Auftrag des Markgrafen August Georg und im Benehmen mit den Schaffnern der drei Stiftshöfe der Stadt Straßburg bereits vom 6.—9. September 1768 Abmessungen und Abschätzungen habe vornehmen lassen. Es handelte sich in diesem Abschnitt um die an die Gemarkung Marlen

nördlich angrenzenden Hofgüter des Margarethenhofs und des Hörder- oder Spitalhofs, an deren Grenzscheide, einem Graben, die neue Straße von Marlen her weitergeführt und dann über den Niederweier- oder Frauenhaushof, der nach dem Hofmeier auch Rappenhof genannt wurde, geleitet, den Anschluß an die Straße Sundheim—Kehl erhalten sollte. Die Verlegung der alten Rheinstraße und der Bau neuer Brücken war infolge der seit 1758 bei Goldscheuer immer wieder aufgetretenen Rheineinbrüche notwendig geworden. Trotz gewisser Bedenken stimmten Rat und Einundzwanziger Straßburgs am 22. Juli 1769 dem Vorschlag zu, „den Particular Weg durch den Niederhof zu einer allgemeinen öffentlichen Landstraße“ auszubauen. Obgleich in dieser Angelegenheit dann ein mehrfacher Schriftwechsel zwischen Dyhlin und der Stadt Straßburg sowie den Schaffnern der Stifftshöhe gefolgt war, hatte man es unterlassen, einen Vertreter zu den Verhandlungen nach Schuttern einzuladen. Dasselbst legte Dyhlin den Kommissaren einen Plan und Bericht „über den Verlauf der alten und wieder anzulegenden neuen Rhein Landstraßen von dem Hornwerk Kehl bis Goldscheuer“ vor, wobei er nachwies, daß die Route über Eckartsweier, wie sie vom hanau-lichtenbergischen Amt Kork gefordert wurde, beträchtlich weiter, nämlich 2 018 Quadrat Ruthen, gegenüber 1 512 Quadratruthen über die Straßburger Höfe sei. Es ging dabei auch um frühere strittige Rechte der Zollerhebung, der hohen und niederen Gerichtsbarkeit und der Jagdausübung in diesem Gebiet.

Über den Zustand der Straßen und Brücken im Oberamt Mahlberg, die Dyhlin mit dem Oberamtssubstitut Sartorius — in Vertretung des Oberamtmanns, Graf von Henin — besichtigt hatte, gibt ein Gutachten an die Regierung in Rastatt vom 2. Dezember 1769 Aufschluß. Diese Denkschrift sei im Hinblick auf die Verhältnisse in den einzelnen Gemeinden, die dem Hofrat Dyhlin als dem früheren langjährigen Amtsverweser des Oberamts Mahlberg gut bekannt waren, im Wortlaut wiedergegeben:

„Pro Memoria über die Straßenanlag- und Verbreiterung, auch Brücken-Erbau- und Verbreiterung im Oberamt Mahlberg.

Da bey auff künfftiges Frühjahr nächst bevorstehende Durch Reiß der Durchlauchtigsten Ertzherzogin Antonie von Östreich als bestimbte Braut für den Kgl. Franz. Dauphin von Freyburg nacher Schuttern und so weiteres nacher Kehl und Straßburg der gantze Droß (Troß) sowohl die berg alß Rhein Landstraßen im Oberambt Mahlberg passiren wirdt, so seyndt auch zerschiedene Straßenleg- und Verbesserungen nöthig, welche in Vier besondere absätze abtheilen und das ohnmaßgeblich zu Verfügen seyende ghst. (gehorsamst) bey Rucken.

*A. Die Haupt Land und bergstraß betr. Wagenstatter bann*

Primo ist an dießer und zwaren anfangs der sehr Rumore platz und tiefe löcher oberhalb der Ersten bruck mit Steinen außzufüllen und gutem Kieß zu überführen, welchen die Statt Kentzingen herzugeben sich Erbotten hat und sich bey dem Straßen Inspectorii Harscher nur zu beantragen ist.

2<sup>o</sup> ist seith und Flügel an der Ersten Bruck wieder auf zu mauren.

3<sup>to</sup> die tieffe, wo Ehemals ein Durchschnitt ware, mit Stein beßer auszufüllen und Kieß zu überführen.

#### *Mahlberger Bann*

4<sup>to</sup> ist die allzu Schmahle StraÙe anfangs der leyden grub bey dem todten Mannen genant zu verbreitern, das anliegende zu Verpfählen und ferner leimenn (Lehm) da zu delben (graben) zu Verbiethen.

5<sup>to</sup> under der Ober Matt Bruck bey denen sogenannten Spithalackern der StraÙenabstich der übrigen StraÙen gleich hoch aufzuführen.

6<sup>to</sup> Die Bruck anfangs Küppenheim umb wenigstens 2 schuhe zu Verbreitern und wirdt dem OberAmbtlichen Ermessen und Erkandnuß anheim gegeben, ob die Verbreiterungskosten auß der Küppenheim schon so Viele Brücken Erbauet habenden gemeinds- oder OberAmbts Landt Caßa bestritten werden solle gleich solches bey Erbauung der wagenstatter neuen Brucken beschehen ist.

7. Vor dem wickhäußel (Waaghäusel) ist graben aufheb, StraÙen Erhöh- und mehrmalige überKießung ohne ZeitVerlust vorzunehmen, gleiches

8. Die von Sulz und Langenharth auf ihrem District zu thun haben.

9. Ohnweith dem Hochgericht der Wasser Dohlen abwerths zu verpfälstern und an denen freyen Matten die hohe Heeg (Häge) und ohnnütze Storren (Baumstümpfe) abzuhauen.

10. Auf dem Kürzler District sonderlich oberhalb der Reuthen Brücke die gräben aufzuheben in grader Direction zu bringen und dem selb laufenden Quellwasser fortzuhelffen.

#### *Frießenheimer Bann*

11. Gleich bey deßen anfang Ichenheimer Districts (Forstbezirk) die StraÙ zu Verbreitern gestalten sich selbst den dermahlen kein wagen dem andern ausweichen kan.

12. bey der WolffsGrub die an der StraÙ befindliche tieffe löcher zu Ebenen und die StraÙ in behörige Breite zu setzen. An der Mittelbruck.

13. Über den tieffen alle gefährde (Fuhrwerke) sehr Ruinirenden und harte Stöße gebenden Abfall zu Erhöhen, und durch andere weiß dem überwasser fortzuhelffen.

14. Vor dem Dorff das Oberweyher und Heiligenzeller StraÙenantheil mit gutem Kieß ohnverweilt zu Verbeßern.

#### *Oberschopfheimer Bann*

15. Bey dem wilberts Brunnen die Gräben aufzuwerfen und Ebenso wenig da — alß

16. under der Bruck der außwurffgrund auf der LandstraÙ zu gestatten.

17. Die Diersburger mittelst anRede, Ohne die pfändung ihrer  $\frac{1}{3}$  Gemeindsgefälle zu vermögen, das (= daß) sie ihr StraÙenantheil in so guten Standt stellen und Erhalten alß die Mahlberger Oberambts Gemeinden.

18. Die Berg Landstraß weill wegen schlimmer witterung dießes Spathjahrs nichts geschehen können, bey Jedem guten Wüntter wetter, und weill das Viehe noch Fuder und Kräfte hat, In Vorgescribener Breit und Höhe zu überkießen und so nicht auf des Frühjahrs ohngewiß außfallende Witterung zu verkehren (= verkehrt machen).

### *B. Die Straß von Friesenheim nach Schuttern*

Dieser weg ist einer der Schlimmsten. Die Schutterer Kirchbau führen seyndt deßen sehr großentheils Ursach, und wirdt der Oberamtlichen Erkandnus und Spruch lediglich anheim gegeben, wie weit die Klag der Gemeind wegen der geschwelten und durch ein zweytes Mühl Radt noch mehr gehemmen Wasser und dadurch Verderbten Weeg gegen den Müller gegründet und gegen bey Erster anlegung der Mühl ad protocollum gegebener Verbindlichkeit gehandelt worden seyn mag. Indeßen leydet die Herstellung dieses weegs keine Morom (Aufschub), wie mann solchen den 20<sup>ten</sup> dißes Von Oberamts und Straßen Commissions wegen beaugenscheiniget, auch in der Länge und Breite ausgemeßen, so Erfordert dieße Herstellung sehr Viele arbeit, will mann nicht eine umbstürtzung deren Kutschen und chaisen sich bloß geben, so muß dießer weeg an den meisten orthen auf 24 Schuhe breit angelegt mit mehreren daußendt Thanreißfächinen Erhöht, mit dem außwurf und Ränckabstehung der daneben fließenden Bach überlegt, der abwärts befindliche Rain oder Hamm Erweidert — alle Hecken weggehauen, das Erhöhte mit Stein und Berg — hernach aber Erst mit gutem Rhein Kieß überführt werden; dieße Strecke von 399 Quadratruthen (rd. 3600 m<sup>2</sup>), mithin fast einer halben Stundt brauchet arbeit, aufsichtleuth und führen. Die näher aufsicht könnte dem Schultheiß Leibel von Frießenheim aufgetragen werden, weillen aber Frießenheim allein zu dießer arbeit nicht imstande ist, so werden dießer auch mehrere Gemeinden mit Handt und Führen zugegeben werden und weill das Oberamt auf die arbeit mehrmahlen selbst nachsehen wirdt, so wirdt dießes auch fünden und Erkennen, was für Gemeinden und in wie starker anzahl zur concurrenz (Mitwirkung) zu ziehen seyen, doch wirdt selbes allzeit auf denen Gemeinden der Bergseiten Verbleiben; kein Tag aber ist an dießer arbeit zu Versäumen, weillen bey Einfallendem Sperr- und geführung des bachs alle arbeit aufhören muß und früheJahr aber so zu spat seyn wirdt. Die Bruck am sogenannten Hailgen Häußell muß wegen der kurtzen und gefährlichen Rank Verbreitert, dieß und Jenseits der Bruck beym Erlach ohnweit der Ehrlen Graben Bruck zweier Straßen Breite Dohlen zu abführung des über wassers gleich solches alles der Oberamts Substitut mit beaugenscheinigt, gebaut werden, deren Kosten auch zusätzlich auf die Oberamts Landtcaßam fallen werden.

### *C. Kürtzler Undis Straß*

mit deren aufwerffung ist schon durch das Georgenwäldle alß gegen dem Dorff zu der anfang gemacht und das weither nöthige mit gdh. Oberamts Substituten

verabredet worden. Die Länge betraget 183 Quadratruthen 3 Schuh, die übrige 4 Riedtorte müssen pro hic annum (für dieses Jahr), da alles in der Geschwinde gehet, schon zur Beyhilff gezogen- die Sätte aber des sohin Kießigten Bodens durch fast tägliche Verzihung deren Glaißer gewonnen werden.

Hier ist die Undiß ober und under der Furth mit hohen Hamen in einer Breite von 28 à 30 Schuhe zusammen geschlossen, die Furth aber selbsten bey Nassen Jahren mehrere Zeit nicht zu passieren. Dahero eine Bruck absolute nöthig; die Gemeindt Incliniert (neigt) auf Stein, Herr Praelath von Schuttern hat underm 26 nuperi (jüngsten) einen Beytrag von 3 Louisd'or gegen Revar aufstellung (Wiederherstellung) zugesagt. Vielleicht geht er auf Zuschreiben des Oberampts mit mehrerem herauß; alßdann könnte ohnmaßgeblich ein überschlag gemacht und accodiret, das Residuum (Überstand) aber mit einem Drittel von Kürzell, mit zwei Drittel aber vom Gantzen Oberamt und wider Beyziehung von Kürzell bestritten und dieße Bruck bey fester guter witterung hergestellt werden.

#### *D. Die Rhein Straß betreffend*

##### *Kürtzler Bann*

primo wären Viele ohnnöthige Haage längs der Straß biß auf anderthalb Schuhe zu Erniedern, abzuhauen und der Straß Luft zu schaffen.

2. ohnweith dem Burg Rhein (Rain dem Gebirge zu) und an der Serr (Sperre, Feldtor) Linker Hand am Feld die Straß zu Erhöhen und die Graben zu Erweitern.

3. am Kühelager die Felt- und walt Straß, da selbe beyderseiths schon chaussiert ist, Vollends zusammen zu ziehen und in grade Direction zu bringen.

4. auf dießer harten und meist Kießboden habenden Straß all woh 3 mal den wintter über wann Er nicht gefrohren, die Glaißer zu Verziehen, sodann

5. sobaldt alß möglich mit Rhein Kieß zu überführen und der Kürzler Gemeindt die sonst kein Straß zu machenden Gemeinden Ottenheim und Schutterzell zur beyhilff zu geben.

##### *Ichenheimer Bann*

hat guten harten Kieß Boden und keine gräben nöthig, doch ist selbe

6. Von der Gemeinde Ichenheim mit dem an der Hand habenden Kieß ohne ein Tag zu versäumen, zu überfahren.

##### *Dundenheimer Bann*

hat

7. zweyer Brücklein Reparaturen und Verbreiterung auf der Straß neben dem Dorf Höchst Nöthig, sonsten aber

8. Von Ichenheim her guten, gegen Altenheim zu aber was leimigten Boden auch keine gräben nöthig, welche wegen der gut und theueren Felder sehr kostbahr

waren, doch hätte die Gemeindt dieße Straß ohn Tags Versaumbnuß 20 Schuhe breit mit gutem nächst habendem Rheinkieß zu überführen.“

Rastatt, den 2. Dec. 1769  
gez. S. M. Ant Dyhlin

Entsprechend diesem Gutachten erhielt das Oberamt Mahlberg von der Hofratskommission in Rastatt mit Schreiben vom 20. Dezember 1769 die Anweisung, die Arbeiten an der Straße von den Gemeinden aufnehmen zu lassen. Während die Aufsicht über die Gebirgsstraße und Verbindung nach Schuttern dem Friesenheimer Schultheiß Laible übertragen war, hatte Kommissar Dyhlin für die Riedorte und den Bau der Unditzbrücke bei Kürzell den Schultheiß Andreas Baß von Ottenheim eingesetzt.

### *Die Straßenarbeiten in der Landvogtei Ortenau*

Die Hauptarbeit an der Dauphinestraße verursachte die Strecke zwischen der nassauischen Gemarkung Altenheim und Sundheim-Kehl. Wegen der hierzu notwendigen Verhandlungen mit den Behörden der Stadt Straßburg, den Gerichten der Landvogtei Ortenau, der ritterschaftlichen Kanzlei Ortenau und dem Oberamt Lahr wurde zur Unterstützung des Hofrats Dyhlin als zweiter Kommissar der Kammerrat und frühere Amtmann von Kehl, Dürrfeld, berufen. Um den Fortgang der Arbeiten an der Dauphinestraße in der Dreiergemeinde Marlen-Goldscheuer-Kittersburg, dem „Stab Goldscheuer“, und auf den Straßburger Stiftshöfen zu überwachen, wohnten die beiden Kommissare Dyhlin und Dürrfeld zunächst in der Vogtei des Gerichts Griesheim, dem heutigen Gasthaus „Zur Krone“. Sie nahmen jedoch bald in Kittersburg, im Gasthaus „Zum Rössle“ bei dem Schultheißen Friedrich Rahner Quartier. Diesem war die Einteilung und Leitung der Arbeitskräfte übertragen. Mit Beginn des Jahres 1770 wurden aus den vier Gerichten Achern mit Ottersweier, Appenweier, Griesheim und Ortenberg täglich je 200 Mann auf der in sechs Distrikte eingeteilten Straße beschäftigt. Trotz Frost und Eis begann der Gerichtsmann Samenfang von Marlen mit den Tagelöhnern des Acherner Gerichts das Ausheben und Einebnen des Scheidgrabens beim Margarethenhof. An manchen Tagen des Januar waren bis zu 940 Mann eingesetzt. Für die Beseitigung der Hecken und Bäume waren z. B. am 7. Januar 300 Mann mit „Ritthauen und Schaufflen“ sowie 90 Männer mit „Äxten und Haumesser“ bestellt. Diese Arbeiten auf den Stiftshöfen wurden trotz des Einspruchs des hanauischen — seit 1726 hessen-darmstädtischen Amts Willstätt (mit dem Sitz in Kork) — fortgesetzt. Bereits am 23. Dezember 1769 hatte Markgraf Georg August in einem Schreiben an den Landgrafen zu Hessen-Darmstadt jegliche Einmischung zurückgewiesen, indem er auf die ihm vor Jahren seitens Österreichs zugegangene Resolution Bezug nahm, wonach er „einige Landeshoheit nachzugeben nicht ermächtigt“ sei. Die Kommissare mußten mit Schreiben vom 5. Januar 1770 feststellen, daß die Eckartsweierer Straße sich noch in schlechtem Stand befinde.

Im Einvernehmen mit den Schaffnern der Stiftshöfe gingen die Arbeiten gut voran. Deren Hofmeier halfen bereitwillig mit. Von der Intendantur in Straßburg

wurde auf Antrag der Regierung in Rastatt die Rheininsel Böcklinsau jenseits des Talwegs, „l'Isle de Boeckelère“ zum Abhauen der zu Tausenden benötigten Faschinen für die Befestigung der Straße und der neuen Brücken freigegeben und auch die Kiesentnahme gestattet. Im Gebiet von Kehl-Sundheim waren drei Brücken, und von dort bis zur Altenheimer Brücke insgesamt noch fünf, darunter eine Hauptbrücke, sowie zwei Dolen in Maurer- und Zimmerarbeit zu erstellen. Auf Antrag der Kommissare lieferten das Oberamt Lahr 30 Klafter Mauersteine und das Oberamt Mahlberg 80 Klafter Mauersteine, die von den Riedgemeinden zugeführt wurden. Hierbei beteiligte sich auch die nassauische Gemeinde Altenheim. Am 10. Januar 1770 konnten die Kommissare der Regierung berichten, daß die Straße bis an den Sundheimer Bann neu gemacht, alles ausgeräumt und der Boden so verzogen sei, daß über die Gräben neue Brücken angelegt werden könnten. Zum Überführen der Straße mit Kies wurden die Untertanen der Gemeinden Schutterwald, Höfen, Langhurst und Müllen verpflichtet. Von dem Oberamt Mahlberg mußte hingegen festgestellt werden, „daß bisher an den Straßen nicht eine Schaufel angelegt oder eine Fuhr getan worden“. Da die Arbeiten auf den Stiftshöfen nach der Konferenz in Schuttern von Dyhlin, ohne die Antworten Straßburgs abzuwarten, angefangen worden waren, brachten doch mit Schreiben vom 5. Februar 1770 an den Markgrafen August Georg der regierende Stättmeister Freiherr von Gail und der regierende Ammeister Engelmann das Befremden des Stadtreiments zum Ausdruck. Sie wiesen darauf hin, daß sie als Bannherren der Höfe zu der Konferenz in Schuttern nicht eingeladen worden waren, die neue Landstraße nun den Hörder Bann durchschneide und ihnen davon nicht Nachricht zugekommen sei. Da jedoch die Straße wegen der Durchfahrt Marie Antoinettes gebaut werden mußte, konnte der Magistrat keine weiteren Einwendungen machen.

Dem Februarbericht Dyhlins an die Regierung ist zu entnehmen, daß an dem Weg nach Schuttern fleißig gearbeitet, die Unditzbrücke bei Kürzell unter der Aufsicht von Schultheiß Baß von Ottenheim gebaut und die Straße bis Dundenheim in Stand gebracht worden sei.

Eine Überkiesung in den beiden Abschnitten, wo die Handwerker am Bau der Brücken beschäftigt werden konnten, wurde erst an den trockenen Tagen im März und April 1770 möglich. In den Berichten der Kommissare an die Regierung wird vorgeschlagen, den Fuhrleuten wegen der hohen Futterkosten für je ein Klafter  $4\frac{1}{2}$  oder 5 Gulden zu bezahlen und anzuordnen, daß der Vogt des Gerichts Ortenberg den von ihm gedingten Bauern von Goldscheuer den schuldigen Fuhrlohn bezahlen solle. Bezüglich der Arbeiten an der Straße und Brücke bei Schuttern zeigte Schultheiß Laible an, daß er bereits 28 000 Faschinen von Tannenreis eingelegt habe und noch 6000 erforderlich seien. Er bat daher an 17. März, daß die vier Gemeinden durch die Mithilfe der Nachbarorte entlastet werden möchten. Nach Verhandlungen mit dem Sekretär Stoll in Allmannsweier beteiligten sich dann auch die Orte der Ortenauer Ritterschaft an den Kiesfuhren im Gebiet von Schuttern. Auf der mit Kies überführten Straße mußten die Geleise von Zeit zu Zeit verzogen werden. Da die Gemeinden im Oberamt Mahlberg es wohl wegen

der Feldarbeit an dieser Sorgfalt fehlen ließen, aber Ende April die Besichtigung der Straße durch den kaiserlichen Kommissar bevorstand, erließen die Kommissare Dyhlin und Dürfeld am 18. April von Friesenheim aus ein sehr tadelndes Schreiben an die Vorgesetzten der Gemeinden Heiligenzell, Oberweier, Oberschopfheim, Kürzell, Schutterzell, Ichenheim und Dundenheim. Es wurde ihnen der Vorwurf gemacht, „wie schlecht dieße arbeit von statten gehe, wie liederlich und nachlässig mehrere und Eben sie Vorgesetzte an eingangs gesagten Orthen seyen“. Gleichzeitig wurde ihnen befohlen, nach der Weisung der beiden Schultheißen Laible und Baß arbeiten zu lassen oder zu gewärtigen, daß jeder derselben „bey weiter Vorstehenden nachlässigkeit in 20 Reichsthaler (30 Gulden) Herrschafftlicher Straff Verfället, auf der Stell in arrest genohmen und in Eyßernen strengeren geschlossener / auf der Straßen selbstn zur Schantz arbeit angestellt und Ihnen weill die güte nichts fruchten wollen, Endlich der Ernst gewissen (gewiesen) werden; auf dieße arth haben alle Ihre stabs Vorgesetzte, sonderlich aber Jene welche über dieße straßen arbeit ein loses Maul haben zu behandeln und dem Oberamt sogleich anzuzeigen und gefänglich einzulieffern, damit mann aber gesichert seye, ob das befohlene so Vollzogen werde, so hat obersagter Schultheiß alle tag über die arbeit einzuberichten, umb die Nachlässigen gleich bey denen Köpfen nehmen zu lassen“. Für den Brückenbau an Unditz und Schutter wurde befohlen, gute, lagerhafte Steine und keine so schlechten, wie es geschehen, von den die Aufsicht führenden Schultheißen „heund nachmittag nach und morgen frühe beyführen zu lassen und den augenschein im orth selbstn zu Nehmen“.

Am 20. April erhielten die Stabsvorgesetzten in den genannten Dörfern den Befehl, am 21. April mit Handfrönern vom Dundenheimer bis an den Schutterer Bann „die Glaißer so zu verziehen, damit die arbeit längstens bis frühe 8 Uhr fertig seye, dieselbe auf Klag des kayserl. Hn. Commissarii nicht in die angedrohte Straf verfallen“. Außerdem überbrachte der Bote aus Kittersburg dem Stabhalter von Dundenheim den Befehl, am 21. April, auf früh 6 Uhr, sechs gute Pferde bereitzuhalten und der Stabhalter von Kürzell ebenfalls solche auf 7 Uhr. Der Empfang dieses schriftlichen Auftrags war dem Überbringer mit genauer Zeitangabe zu bestätigen.

Während nun am 21. April, seit dem Morgengrauen, die Männer aus den Rieddörfern damit beschäftigt waren, die Straße durch Einebnen gut befahrbar zu machen, besichtigten sie die beiden Kommissare Dyhlin und Dürfeld mit dem kaiserlichen Kommissar, dem Kammerfourier Herrn von Zinner aus Wien. In Dundenheim und Kürzell waren von ihnen die Reitpferde gewechselt worden. Da der hohe Visitator zugleich auch für die Quartiere der fürstlichen Gäste auf den Reisestationen verantwortlich war, ließ er sich während seines Besuchs im Kloster Schuttern von dem Abt Vogel die mit großen Kosten vorbereiteten Räume zeigen. Bei seiner Rückfahrt auf der Gebirgsstraße nach Freiburg konnte er sich davon überzeugen, daß, wie zuvor in den Riedgemeinden, auch von allen anliegenden Dörfern die Straßenarbeiten zu seiner Zufriedenheit ausgeführt worden waren.



Die Heranziehung der männlichen Untertanen zur Fronarbeit auf der Straße bedeutete für die Bevölkerung eine große Belastung und war nur infolge des bestehenden absolutistischen Regierungssystems und der damit verbundenen Leibeigenschaft möglich. Daher konnten auch die Ortsvorgesetzten mit strengsten Strafen bedroht werden. Ihre Auflehnung gegen den Ottenheimer Schultheißen Andreas Baß, der von den Frönern verlangt hatte, daß sie an ihren Anteilen auch am Sonntag arbeiten sollten, ist verständlich. In den Dörfern Kürzell, Schutterzell, Ichenheim und Dundenheim, wo der übereifrige Gewährsmann des Hofrats Dyhlin als „ein Sabathschänder titulirt worden“ war, sah man diesem scharfen Befehl mit Gelassenheit entgegen. Es hatte sich dann auch gezeigt, daß die Straßenarbeiten noch rechtzeitig erledigt werden konnten.

Ob nach diesen Vorgängen die jugendliche Marie Antoinette am 7. Mai 1770 bei der Durchfahrt in den Riedgemeinden mit Begeisterung begrüßt worden ist, kann den Akten nicht entnommen werden. Der Name „Dauphinestraße“ wurde nicht populär und hat sich nur noch in deren vergilbten Blättern erhalten.

*Quellenangaben:* GLA Karlsruhe, Abt. 117/328—331, Herrschaft Lahr-Mahlberg, Akten; GLA Karlsruhe, Abt. 229, Spez. Akten Kürzell, Ichenheim und Dundenheim; F. Metz (Herausgeber), Vorderösterreich. Eine geschichtliche Landeskunde, 2. Auflage, Freiburg 1967; O. Kähni, Die Landvogtei Ortenau, S. 491—503; J. Schäfer - M. Klemm, Heimatchronik der Dreiergemeinde Marlen-Goldscheuer-Kittersburg, Bühl 1964; G. Wunder, Der abgegangene Hof Niederweiler zwischen Kehl und Eckartsweier, Alemannisches Jahrbuch 1964/65, S. 176—224, Bühl.

## Kaiser und Reich aus der Sicht eines kleinen geistlichen Standesherrn zu Ende des 17. Jahrhunderts

Aus dem Tagebuch des Abtes Jakob Vogler (1655—1708)  
von Schuttern\*

*Von Gerhard Silberer*

Um die Perspektive zu verstehen, aus welcher der Abt eines kleinen geistlichen Staates in der Rheinebene unweit von Straßburg das Geschehen des ausgehenden 17. Jahrhunderts betrachten mußte, sollten einige seine Biographie und die Quellenlage berührende Angaben nicht fehlen.

\* Vom Vf. erschien „Jakob Vogler, Abt des Klosters Schuttern 1688—1708 — Sein Tagebuch von 1689“, in: Die Ortenau 45—48 (1965—1968).

Abt Jakob Vogler war Sohn einer Bürgerfamilie des kleinen Städtchens Engen im Hegau<sup>1</sup>. Mindestens ein Bruder und eine Schwester waren geistlichen Standes<sup>2</sup>. Der ältere Bruder war Abt in St. Blasien im Schwarzwald. Enge Bindungen bestehen zu Verwandten verschiedenen Grades. Sie sind nicht selten Beamte der kleinen Staaten im südwestdeutschen Raum<sup>3</sup>, oft auch direkte Untergebene ihrer geistlichen Verwandten, wie etwa der Leiter der St. Blasien unterstehenden Erzgruben bei Gutenberg im Schlüchtal, Jakob Christoph Stremaier<sup>4</sup>. Verwandte gehören auch anderen Orden an, wie etwa die Freiburger Jesuiten Joseph und Konrad Vogler<sup>5</sup>.

Wo Kontakte über längere Zeit hin aufrecht erhalten werden, beziehen sie sich zumeist auch auf Angehörige des bürgerlichen Standes und niederen Adels, kaum auf Höherstehende. So sind etwa die über Jahre hinaus bestehenden Geschäftsverbindungen zu dem Straßburger Kaufmann Johann Michael Emerich<sup>6</sup> oder die ebenso lange belegbaren Beziehungen zu dem markgräfllich badischen Oberamtmann v. Olizy<sup>7</sup> in Malberg bei Lahr zu bewerten.

Wo Verbindungen mit dem Hochadel oder mit Bauern aufgenommen werden, sind sie nur temporärer und zweckgebundener Natur. Offenbar wird dieses unausgesprochene Auswahlprinzip auch innerhalb der Ordensgemeinschaft festgehalten. So entstammt der unmittelbare Untergebene und Mitarbeiter des Abtes, der Subprior und spätere Prior und Abt des Klosters, P. Placidus Hinderer, dem Dienstadel des baden-badischen Herrscherhauses<sup>8</sup>.

Noch mehr als bei den eben gebotenen Angaben macht sich in der Frage einer Charakterisierung Voglers die Einseitigkeit unserer Quellenlage bemerkbar. Wir stützen uns nur auf ein Tagebuch, das in sieben Jahrgängen vorliegt, bisher jedoch nur in den vier bis zur Jahrhundertwende reichenden Bänden vollständig ausgewertet werden konnte. Zur Ergänzung des hier angedeuteten Bildes müßten deshalb nicht nur die restlichen Bände erschlossen werden, es müßten auch die noch im Karlsruher Generallandesarchiv vorliegenden Akten jener Jahre mit Brief-

1 geb. am 25. 7., getauft am 13. 8. 1655, laut Eintrag des Taufbuchs Engen; sein Taufname war Bartholomäus, der Vater hieß Jakob Vogler, die Mutter Margarete Burckat(in). Daß es sich um den späteren Abt handeln muß, bezeugt ein Eintrag am Rand, der übersetzt folgendes besagt: „1689 als Jakob zum Abt in Schuttern gewählt; gestorben nach seinem Bruder, dem Abt Romanus zu St. Blasien, am 6. Oktober 1708. Sie stifteten einen Jahrtag, der alljährlich hier zu feiern ist, wie es im Buch des Lebens steht.“ Für den Geburtstag vgl. die Tagebücher (Tgb.) zu diesem Tag. Das Jahr der Abtswahl dürfte nicht stimmen. Nach GLA (Bad. Generallandesarchiv Karlsruhe) 65/1908 f. 110 und 65/1909 wurde Vogler am 13. Jan. 1688 zum Abt gewählt.

2 Zu seinem Bruder vgl. Anm. 1; Schwester Agnes war im Kloster Rottenmünster bei Rottweil; 1699 dürfte sie Priorin gewesen sein: Tgb. 16. 9. 1699 – Am 21. 1. 1697 erwähnt Vogler auch einen Brief an seine Schwester Caecilia, die er mit „M. Caecilia“ einführt.

3 So der Landschreiber in Wolfach, Josef Vogler: Tgb. 1691, 1697 und 1699 und der St. Blasianische Obervogt in Ewattingen, Georg Vogler: Tgb. 1689 und 1691.

4 Vgl. die Tagebücher passim.

5 Vgl. Tgb. 3. 5. 1699; 1. 2. 1702.

6 Vgl. Tgb. seit 1689 und GLA 104/71: Brief v. 28. 6. 1691 und 1. 2. 1697.

7 Vgl. Tgb. seit 1689 und ORTENAU 40 (1960), S. 204. Vogler schreibt den Namen immer *Olysi*. Nach J. Kindler v. Knobloch, Oberbad. Geschlechterbuch, III. Bd., Heidelberg 1919, S. 278, war Franz Ernst Heinrich v. Olizy (1653—?) verheiratet mit M. Katharina Greiner von Streitegg.

8 Sein Vater war Jakob v. Hinderer, Oberamtsrat; vgl. Tgb. seit 1689 und A. Kast, Mittelbadische Chronik f. d. Jahre 1622–1770, Bühl 1934, S. 278 u. 491.

schaften und Verwaltungsrückständen des Abtes aufgearbeitet werden<sup>9</sup>. Vor allem dürfte man nicht die Urteile der noch kurz vor der Auflösung des Ordens mit der Sammlung und z. T. Redaktion der Materialien beschäftigten Klosterhistoriographen ignorieren<sup>10</sup>.

Doch auch aus dem Tagebuch läßt sich ein vorläufiges Charakterbild des Autors entwerfen. Seine Grundstimmung ist, wie schon die Tatsache der Tagebuchführung beweisen kann, vorwiegend meditativ. Noch jung an Jahren, überläßt er das Kloster in schwierigen Zeiten lieber der Tatkraft seines Priors, um in Griesbach im Renchtal die nötige Übersicht und die rückwärtigen Verbindungen zu erhalten. Es mag dabei auch eine übertriebene Ängstlichkeit um die Gesundheit, die er bei dem »Sauerbrunnen« besser gewahrt sah, mitgespielt haben, doch glaubt er auf diese Weise auch möglichen Erpressungsversuchen der nahen Straßburger Garnison entgegen zu können.

Sein religiöser Eifer innerhalb und außerhalb des Klosters ist ernst, dabei nicht ohne Liberalität, was sich etwa im Umgang mit den seiner Herrschaft unterstehenden evangelischen Geistlichen<sup>11</sup> oder der Behandlung schwieriger Ordensleute zeigt<sup>12</sup>.

Bei allen Vorbehalten, die man bei einem Urteil dieser Quellenlage machen muß, darf man doch sagen, daß er überlegt und verständnisvoll die Unzahl praktischer Entscheidungen trifft, die ihm eine schwierige Zeit aufzwingt. Schon die Rechenschaftsgabe durch ein Tagebuch zeigt die reflexive Struktur dieser Entschlüsse, die zumindest einen Besitzverlust des exponierten Klosters vermieden und den wirtschaftlichen Aufschwung des 18. Jahrhunderts vorbereiten halfen.

Doch auch wenn dies nicht der Fall wäre, müßte eine wertende Charakterisierung des Menschen Jakob Vogler fehlgehen, wenn sie von wirtschaftlichen oder kulturellen Leistungen aus urteilen wollte. Es ging dem Verwalter des kleinen Territoriums unabhängig von den sich in dieser Zeit durchsetzenden Tendenzen zunächst nur um Verwirklichung jenes Stück Gottesreiches, das er sich aufgegeben wußte. Wenn man die Krise des benediktinischen Lebens im 16. Jahrhundert in Rechnung stellt, so wird man erst richtig einschätzen, was hier erreicht wurde. Bei diesem Wachsen des Gottesreiches, als dessen Kern die klösterliche Gemeinschaft, als dessen weiterer Kreis die Untertanen und Pächter des Klosters gelten mochten, traten die beiden am Rhein zusammenstoßenden Machtblöcke Habsburg und Bourbon in eine nicht leicht zu bestimmende Position. Wir haben uns hier vorgenom-

<sup>9</sup> So etwa GLA 104/69; 104/71; 104/81.

<sup>10</sup> Einer dieser Historiographen schreibt GLA 65/1908, f. 105: „... wohl aber wurden statt dessen, die gesamt Breysgauische Stände von dem markgräfllich-badischen Hause dermaßen bedrängt und beeinträchtigt, daß wir die kaiserlich-königlich-vorderösterreich. Regierung um Hilfe anrufen mußten, die hinlängliche Remedur auch ganz ungezweifelt erhalten haben würden, soferne die sich schon wiederum erhobene Kriegstrouben solche nicht gesterket hätten, welche endlichen unseren ruhmvollsten Abben Jacobum im Jahr 1708 unter die Erde drucketen . . .“

<sup>11</sup> So etwa Tgb. 12. 10. 1689: „Der Prädikant von Allmannsweier, dem als Entgelt eine Fuhre Wein bezahlt wurde, kam und aß zugleich mit dem Ortsgeistlichen von ‚Kirzell‘ mit uns zu Mittag.“ (Eigene Übersetzung)

<sup>12</sup> Vgl. etwa die Referenzen zu P. Vincentius im Tagebuch 1689, 1697, besonders zum 9. 3. 1689. In einem späteren Fall läßt Vogler die entflohenen und in Ostfrankreich wieder eingefangenen geistlichen Untergebenen in verschärftem Kerker bei Wasser und Brot büßen: Tgb. 20. 2. 1702.

men, nur die eine Seite, – Kaiser und Reich –, die mit dem Namen Habsburg wiederum nicht voll umschrieben ist, zu betrachten. Doch sie läßt sich nicht voll verstehen, ohne die andere nicht wenigstens allgemein anzudeuten. Es wird sich dabei zeigen, daß ein Gottesreichdenken ohne enge Bindungen an das eine oder andere politische und damit weltliche System nicht möglich ist, daß die Realitäten stärker sind als Ideen und diese deshalb trotz ihrer grundsätzlichen Offenheit in eine Abhängigkeit hineindrängen.

Vogler ist mit seinen Empfindungen auf seiten des Reiches. Als er 1689 von dem „Bombardement“ Heidelbergs hört, äußert er sie unzweideutig: „Der Franzose hält überall das Reich – weh uns!“<sup>13</sup> Er leistet den Kaiserlichen trotz Verbotes der Franzosen die verlangten Abgaben<sup>14</sup>, stellt aber auch diesen, über den Friedensschluß hinaus, die geforderten Kontributionen<sup>15</sup>.

Bedenken scheint er zu haben, wenn es darum geht, bei dem bedrohlichen Vorstoß der unter Marschall de Duras stehenden Truppen um einen Schutzbrief zu bitten. Es gefällt ihm und gefällt ihm „aus einer bestimmten Rücksicht wiederum nicht“<sup>16</sup>.

Schwierigkeiten dieser Art empfand er nicht beim Erbitten eines ähnlichen Schreibens aus der Kanzlei des kaiserlichen Feldmarschalls Sereni<sup>17</sup>, oder beim Antrag eines durch den in Augsburg weilenden badischen Kammerrat Weiß zu vermittelnden kaiserlichen Schutzbriefes für Kloster und Ort<sup>18</sup>. Dabei sind es nicht wirtschaftliche Rücksichten, die eine Bevorzugung der einen Seite hätten nahelegen können, denn die Schutztruppen, die man ihm zuweilen von kaiserlicher Seite ins Kloster legte, waren alles andere als bescheidene Gäste und bedeuteten bei der willkürlichen Zuweisung oder Abkommandierung eher eine Bedrohung als Sicherung des klösterlichen Gebietes<sup>19</sup>. Hinzu kommen Übergriffe der kaiserlichen Soldaten, die besonders dann schmerzlich empfunden wurden, wenn sie nicht von untergeordneten Dienstgraden sondern von Generälen verfügt wurden.

Als man einmal einen Geistlichen des Klosters, den Verwalter der Wippertskircher

13 Tgb. 10. 8. 1689: „Gallus ubique tenet Imperium, proh!“

14 Tgb. 28. 7. 1697: „Interim venit ex alsatia abs Capitaneo Bernardo ordonantia per quam prohibetur annona caesareis advehenda.“ Das entsprechende, auf einem Zettel zugegangene Schreiben ist noch vorhanden: GLA 104/71: 28. 7. 1697.

15 Tgb. 9. 11. 1697: „... litterasque accipio abs D. Fouqueroll urgentes solutionem avenae ac intimantes pacem a Caesare 31 mensis elapsi signatum.“ (Die Unterzeichnung erfolgte schon am 30. 10.)

16 Tgb. 28. 8. 1689: „Accepi litteras abs P. Subprieore denunciantes monasterium provisum salvaguardia ex satellitibus stipatoribus Mareschalli de Duras. placuit et displicuit ex certo respectu. Videbimus finem finalem.“ Dieser Schutzbrief ist noch vorhanden; er ist, wie der Tagebucheintrag vermuten läßt, nicht von Duras selbst unterschrieben: GLA 104/71.

17 Tgb. 18. 6. 1689.

18 Tgb. 26. 12. 1689: „Scripsi D. Consiliario Camerae Badensis Weiss Augustam, repetens ea quae nuper perscripseram ratione procurandi protectorii caesarei tam pro Monasterio quam pro hoc loco.“ Dieser Schutzbrief, datiert vom 2. 1. 1690, ist mit verschiedenen Kopien, darunter einer gedruckten, noch vorhanden: GLA 104/71.

19 Vgl. dazu Tgb. 12. 8. 1697: „Manipulus caesareanorum nostrum salvaguardiam abducunt secum usque in altenheimb, ubi 18 equos e Gallis diripiunt ac salvaguardiam ad vesperam remittunt.“ Oder Tgb. 17. 8. 1697: „Vocatur noster salvaguarde ad D. Generalem de Fürstenberg quocum P. Priorem mitto inservitum eidem Generali quem tamen non offendit Amplius in Oberschopfen fit pabulatio Generalis ex parte caesareanorum in pagis circumjacentibus . . .“

Expositur, nach Neustadt im Schwarzwald geführt hatte, um mit ihm als Geisel eine verzögerte Abgabeforderung einzutreiben, bricht die Klage über die armselige Lage der Stände, vor allem der geistlichen, ungehemmt hervor. Daneben wirkt der Vorbehalt, sich selbst an den Kaiser wenden zu wollen, wenn nicht Abhilfe geschaffen werde, müde, da dahinter das Wissen steht, daß die „Arme des Militärs lang“, die Verfügungen der Kanzleien aber „wie gewöhnlich wortreich aber arm an Hilfe“ sind<sup>20</sup>. Es sind nach „gewohnter Weise“ „politische Antworten“, „Hofbescheide“, die nichts ausrichten<sup>21</sup>.

Hinzu kommt die in Krisenzeiten wachsende Befürchtung, durch das Wohlwollen der einen den Argwohn der anderen Partei einzuspielen. Ähnlich, wenn auch nicht so schlecht wie dem Malberger Oberamtmann Olizy, erging es auch Vogler. Jenem wurde von kaiserlicher Seite vorgeworfen, den Franzosen Schafe verkauft zu haben<sup>22</sup>. Nach einem anstrengenden Untersuchungsverfahren, bei dem konfessionelle Fragen keine geringe Rolle gespielt haben dürften<sup>23</sup>, wurde er festgenommen<sup>24</sup> und längere Zeit in Haft gehalten.

Vogler indes hatte man nach den schweren Ereignissen des Jahres 1689 vorgeworfen, er sei vom Reich abgefallen. Auch wenn dieser Vorwurf nur über Zuträgereien verbürgt ist, glaubte Vogler ihn in Belästigungen durch Steuerbeamte bestätigt zu finden. Er brennt darauf, Genaueres über diese geheimen Anklagen zu erfahren, hat jedoch kaum Hoffnung, die nötigen Unterlagen zu erhalten<sup>25</sup>. Er gesteht sich ein, daß es für das Kloster vernünftiger wäre, „zum Reich zurückzukehren“ und bestätigt damit indirekt die Vorwürfe, ohne jedoch die naheliegende Entschuldigung zu vergessen: „Wer kann gegen den Strom schwimmen?“

Ein schwacher geistlicher Staat konnte sich zwischen dem mächtigen Frankreich und dem im Osten gebundenen Habsburg nur durch geschicktes Absichern und Lavieren halten. Man tat es nur mit halbem Herzen und schlechtem Gewissen. Wie mit dieser pragmatischen Einstellung eine gefühlsmäßige Anhänglichkeit an das Reich und eine für einen geistlichen Prälaten kaum gewöhnliche patriotische Gesinnung verbunden sein konnte, zeigen die Einträge zur Zeit des Friedensschlusses von Ryswick.

Für uns kaum denkbar ist die zeitliche Verzögerung und Verschwommenheit der Information über ein Ereignis, das eine fast zehnjährige Leidenszeit zu Ende bringen sollte. Der Souverän des kleinen Staates erfährt am 29. September von

20 Tgb. 7. 5. 1691; 8. 5. 1691 und 10. 5. 1691, vor allem zum 8. 5. 1691: „Litteras iteratas expedio ad celsum regimen . . . . . non obscure intimo sacram pecuniae famem ac extorquendi methodum praefati Gener(alis) ac miserrimam constitutionem statuum maxime praelatorum si cuique datur libera potestas extorquendi pro libitu (et abducendi).“

21 Tgb. 15. 6. 1699.

22 Tgb. 12. 4. 1699.

23 Tgb. 23. 2. 1699.

24 Tgb. 30. 3. 1699.

25 Tgb. 14. 7. 1691: „D. Exsyndicus Eschenbruch mecum loquitur ratione multarum rerum, inter alia memorat quod contra monasterium nostrum adhuc de facto agat fiscalis camerae quondam Spirensis ratione defectio- nis vel potius transitionis ab imperio. (Am Rand:) melius et consultius foret monasterio nostro redire ad imperium. Verum quis contra torrentem?“

dem am 20. September mit den Seemächten zustande gekommenen Vertrag<sup>26</sup>. Trotz einer dreifachen Benachrichtigung muß er erst erschließen, daß es sich um einen Separatfrieden handeln mußte. Bestätigungen dieser Annahme folgen, verbunden mit Befürchtungen, daß Straßburg nicht mehr herausgegeben werden könnte<sup>27</sup>. Einzelheiten über die Modalitäten der Unterzeichnung durch Kaiser und Reich erfuhr Vogler von seinem Straßburger Mittelsmann. Er läßt durch die Geistlichen seiner Pfarreien um einen guten und festen Frieden beten<sup>28</sup>. In einer der ersten Nachrichten von dem am 30. 10. mit dem Kaiser geschlossenen Frieden erwähnt er auch die sogenannte Ryswicker Klausel, deren Aktualität damit trotz der gebotenen Interpretation unterstrichen werden dürfte<sup>29</sup>. Schon hier werden die Auswirkungen auf Straßburg und das Elsaß besonders erwähnt. Erst nachdem der Wortlaut vorlag, etwa drei Wochen nach Abschluß, erlaubte Vogler sich eine Wertung, die jedoch nur seinen Wünschen entnommen werden kann. Sie ist von seltsamer Doppeldeutigkeit<sup>30</sup>. Es scheint, daß er die Rheingrenze nicht ablehnt, sofern sie nicht zu einer geistigen Isolierung führe.

Hinter dieser Beurteilung dürften konkrete Interessen, des kleinen geistlichen Staates stehen, die von uns in ihrer Komplexität heute nur schwer rekonstruiert werden können. Nur schlaglichtartig erfahren wir von ihnen, etwa wenn Vogler von einem Gespräch mit dem Guardian des Offenburger Kapuzinerklosters, P. Werner, berichtet. Es geht um Dinge von großer Wichtigkeit, um die künftige Stellung seines geistlichen Staates, falls die Franzosen gewinnen sollten. Noch sind die Modalitäten des bereits geschlossenen Vertrages nicht bekannt und Vogler kann noch hoffen, über den Bruder des Kapuziners, der in der österreichischen Regierungsverwaltung sitzt, Hilfe zu erhalten<sup>31</sup>. Wenn er jedoch damit rechnen mußte, daß sein Staat vollständig vom Reich abgetrennt würde, wie er es in einer Eingabe an die Waldshuter Regierungsstelle annimmt<sup>32</sup>, dann kann die oben erwähnte Berufung auf ein möglichst langes Festhalten an der Rheingrenze durchaus eine im Sinne des Reiches positive Deutung gewinnen.

Um eine volle Beurteilung seiner Einstellung zum Reich abgeben zu können, müßte noch auf die Beziehungen eingegangen werden, die Abt Vogler zu den einzelnen

26 Tgb. 29. 9. 1697.

27 Tgb. 6. 10. 1697: „Pax praefata a D. Fouquerol confirmatur cum addito suspensionem armorum iam factam quoad exercitus huius et ante 1mum 9bris eam a Caesare et imperio subscribendum. interim timetur ne Argentina paenes gallos remaneat.“

28 Tgb. 13. 10. 1697.

29 Tgb. 13. 11. 1697: „D. Olysi redit Keilâ quo heri tetenderat et mirabilia affert nuncia haud grata Argentiensibus cum Rex galliae iuxta urbes et regiones Alsatae sibi vendicet ius reformandi subscriptum iam à Caesare cum pace retardantibus adhuc statibus protestantibus.“

30 Tgb. 23. 11. 1697: . . . (D. Emerich) . . . transmittit conditiones seu instrumentum pacis Caesarem et Regem galliae inter in arce Risvicensi initae, vi cuius Argentina Regi galliae, Friburgum et Brisacum domui austriacae, Kehl et Philippopolis imperio relinquuntur ac ita Rhenus in hac vicinia amborum ditiones dividit, utinam diu et sine animorum divisione.“ 24. 11.: . . leguntur articuli pacis numero sexaginta, cuius utinam fructus sexagesimos percipere liceat.“

31 Tgb. 9. 11. 1697: „P. Guardianus discedit, quocum res momenti grandis contuli circa futuram constitutionem nostrae reipublicae spiritualis si Galli praevalebunt ut passim auditur Argentina . . .“

32 Tgb. 12. 11. 1697: „Scribo Regimini in Waldshuet eidem inserendo damna à Gallis illata hoc bello de novo petita. in sero aliqua proiectivè circa statum spirituales huius regionis facta separatione totali in temporalibus etc.“

Gliedern des Reiches unterhielt. Eine volle Auswertung des hierzu vorliegenden Materials würde über den Rahmen der hier beabsichtigten Darstellung hinausgehen. Deshalb nur einige Bemerkungen zu den vielfältigen Verbindungen, die der Prälat an der Westgrenze des Sacrum Imperium unterhielt.

Er hat nicht nur seinen Agenten in Augsburg<sup>33</sup>, sondern zumindest auch Beobachter beim Reichstag in Regensburg<sup>34</sup>. Seine Beziehungen zum Schwäbischen Kreis sind vorwiegend finanzieller Natur und beschränken sich aufs Steuerzahlen<sup>35</sup>, auch wenn er sich eingestehen muß, daß dessen Agenten gewöhnlich kein Geld erhalten<sup>36</sup>. Eigentliche Lasten bringen nur die Durchmärsche der Kreistruppen<sup>37</sup>, bei denen man sich jedoch im Unterschied zu französischen oder kaiserlichen Verbänden noch zu fragen traute, welche Vollmachten man den Offizieren zuzugestehen hatte<sup>38</sup>.

Rege Korrespondenz unterhielt Vogler mit den Abteien seines Kreises schon bevor eine politische Vertretung ein gemeinsames Agieren nahelegte. Entwürfe zu Schreiben an seine Standesgenossen finden sich spätestens seit 1696<sup>39</sup>. Zuweilen verschickt er Rundschreiben, um zu Versammlungen einzuladen, wobei er sich als Federführer des „Unteren Kreises“ der Prälaten zu verstehen scheint<sup>40</sup>.

Besonders eng, wenn auch ohne politische Akzentuierung, sind seine Beziehungen zu einzelnen Abteien. Während sein Bruder Abt in St. Blasien war, gestalteten sie sich dorthin besonders lebhaft, doch auch nach dessen Tode 1695 blieben sie immer ausgeprägter als etwa zu den schwäbischen Abteien Weingarten, Ochsenhausen oder dem schweizerischen Muri. Dorthin schickte er in Notzeiten jüngere Ordensglieder, um ihnen ein von Kriegswirren unbelastetes Studium zu garantieren.

Doch auch zu den Abteien auf der anderen Rheinseite, etwa Ebersmünster, Mauersmünster und Altorf hatte er Kontakte, die jedoch weniger eng als etwa mit Gengenbach, Schwarzach oder Ettenheimmünster ausgebaut erscheinen.

Für den politischen Standort des Klosters bedeutsamer waren die zwei mächtigsten weltlichen Territorien der nächsten Nachbarschaft: Die Stadt Straßburg und die Markgrafschaft Baden.

Während der Einfluß Straßburgs langsam zu schwinden scheint, wird die Stellung der Markgrafschaft zunehmend stärker. Dennoch darf nicht übersehen werden, daß die Nähe der Großstadt, die alle Vorteile des Handels und Gewerbes dem geistlichen Souverän einer dörflichen Hofhaltung zukommen lassen konnte, trotz politischer Spannungen und kriegerischer Auseinandersetzungen engere Verbindungen

33 Vgl. Tgb. 26. 12. 1689; Anm. 18.

34 Tgb. 11. 8. 1691; 28. 9. 1691; 11. 9. 1697; 14. 9. 1697.

35 Tgb. 11. 3. 1691; 26. 3. 1691; 9. 2. 1697; 17. 1. 1699.

36 Tgb. 29. 8. 1699.

37 Tgb. 29. 4.; 4. 5.; 10. 6.; 21. 6. 1702.

38 Tgb. 21. 6. 1702: „Scribo D. Fattet Syndico . . . simulque voluntatem Regiminis, utrum potestatem habeant officiales circuli suevici nos vocandi ad onera partium harum.“

39 GLA 104/71: 11. 9. 1696; GLA 104/81: 27. 10. 1696; 1. 12. 1696; 26. 12. 1696; GLA 104/71: 13. 2. 1697; GLA 104/81: 26. 3. 1697; 13. 4. 1697.

40 Tgb. 14. 2. 1697; 27. 3. 1697.

schaffte als politische Gemeinsamkeiten. Straßburg war natürlicher Mittelpunkt des Landes und dies bedeutete in einer Zeit schlechter Verkehrsverhältnisse mehr als man sich heute vorstellen kann. Politische Grenzen waren noch nicht nationale, sie bedrückten mehr den Geldbeutel als die Gesinnung und doch zeichneten sich schon langsam die künftigen Verhältnisse ab.

Wenn Vogler die kaiserlichen Truppen gewöhnlich „nostrates“, die Unsrigen, nennt<sup>41</sup>, so bedeutet dies schon eine Frontstellung, auch wenn sie vielleicht gerade deshalb Kritik an der kaiserlichen Kriegsführung<sup>42</sup> nicht ausschließt. Vielleicht darf man sagen, daß die Verhältnisse seit dem Frieden von Ryswick überschaubarer und einfacher geworden sind. So dürfte auch die Stellung zu Kaiser und Reich problemloser geworden sein und der Satz, die vom Markgrafen von Baden vorausgesagten unerträglichen Lasten seien zur Erhaltung des Vaterlandes unvermeidlich, mag der vollen Überzeugung entsprochen haben<sup>43</sup>. Sie überwindet langsam ein Mißtrauen, das aus der Not der Kriegsjahre geboren zu jenen Gefühlen zurückfand, die schon anfangs stärker dem Haus Österreich und dem von ihm vertretenen Sacrum Imperium gegolten hatten. Man mag hinter dieser sich stetig durchsetzenden Präferenz das Mitwirken der Gottesstaatidee sehen; eher wird man jedoch auch hier von einem Leben mit den geschaffenen Realitäten sprechen müssen. Der Rhein war nun Grenze und man war auf Seiten des Kaisers, weil man auf seiner Rheinseite gelegen war. Ein Spekulieren auf künftige Veränderungen hätte auch vor der Geschichte der folgenden Jahrhunderte keine Rechtfertigung gefunden.

---

41 Tgb. 25. 8. 1702; 25. 9. 1702.

42 Tgb. 25. 8. 1702.

43 Tgb. 11. 6. 1702: . . . et praesignificat onera importabilia abs principe Badensi praenunciata pro conservatione tamen patriae inevitabilia.“

## Ergänzungen zu „Die Mineralien des Kinzigtales“ von H. Kupferer (Die Ortenau 49, 1969)

*Von Hans-Peter Schultze*

*Alter und Entstehung des Lösses:* Der Löß ist eine Bildung der jüngsten geologischen Formation, des Quartärs, in der wir heute leben. Durch neuere radioaktive Altersbestimmungen hat sich die Untergrenze des Quartärs von ursprünglich geschätzten 600 000 bis 700 000 Jahren auf 2-3 Millionen Jahre verschoben, was manche Autoren aber noch bezweifeln. Die Gliederung des Quartärs in Pleistozän (= Diluvium) und Holozän (= Alluvium) wird heute meist aufgegeben zugunsten folgender Einteilung (WOLDSTEDT 1969, Tabelle 6):



	Holozän
	Würm-Eiszeit
Jungquartär	Riß/Würm-Zwischeneiszeit
	Riß-Eiszeit
	(etwa 200 000—250 000 Jahre zurück)
	Mindel/Riß-Zwischeneiszeit
	Mindel-Eiszeit
Mittelquartär	Günz/Mindel-Zwischeneiszeit
	Günz-Eiszeit
	(etwa 600 000 Jahre zurück)
	Donau/Günz-Zwischeneiszeit
	Donau-Eiszeit
Altquartär	Biber/Donau-Zwischeneiszeit
	Biber-Eiszeit
	Übergangsschichten
Pliozän	

Das Holozän ist also nur ein sehr kleiner Teil des Quartärs, daher nicht dem Pleistozän als gleichwertig gegenüberzustellen. Vielleicht handelt es sich nur um eine Zwischeneiszeit, wobei aber wegen der bisherigen kurzen Dauer manche Autoren auch zur Annahme neigen, es sei nur ein Interstadial, eine Erwärmung innerhalb der Würm-Eiszeit.

Unser Löß, der die Vorbergzone des Schwarzwaldes bedeckt, gehört fast ausschließlich in die letzte, die Würm-Eiszeit (sogenannter „jüngerer Löß“). Die Verlehmungszonen in ihm entsprechen den Interstadialen in der Würm-Eiszeit (man unterscheidet drei Würm-Eiszeiten, Würm I — III). Der Löß hat also „nur“ ein Alter von etwa 10 000 bis 80 000 Jahren. Auch in den früheren Eiszeiten hat sich Löß gebildet, zu finden ist aber im Oberrheintal nur in Ausnahmefällen der „ältere Löß“, der der Riß-Eiszeit zuzuordnen ist (um 200 000 Jahre alt). — Der Löß ist eine äolische (Wind-) Ablagerung. Gewöhnlich bleibt der Staub, den der Wind aus den Moränen und Schotterflächen der Flüsse mitbringt, im Lee, dem windgeschützten Hang, der Hügel liegen. In Tälern kann er sich nicht halten, da er dort wieder forttransportiert wird. Beim Löß der Vorbergzone des Schwarzwaldes handelt es sich dagegen um eine Ablagerung im Luv. Die hier vorherrschenden Westwinde konnten den Staub nicht mit über den Schwarzwald nehmen, sie ließen ihn vor dem Steilanstieg liegen.

*Kinzigitgneis*: Man unterscheidet Gneise, die durch Umwandlung aus Sedimenten entstanden sind (= Paragneise), und solche, die durch Umwandlung aus granitischen Gesteinen entstanden sind (= Orthogneise). Beim Kinzigitgneis handelt es sich um einen Paragneis, der erneut in einen erhöhten Temperaturbereich gelangte. Dabei entstanden Plagioklas-Blastite, rundliche Feldspatkörner, die kennzeichnend für Gneise des Kinzigittyps sind (*Metz*, 1960). Nach *Göhringer* 1936 und *Kupferer* 1969 ist Granat ein typisches Mineral für den Kinzigitgneis; wenn also *Kup-*

ferer keinen Granat gefunden hat, so kann das daran liegen, daß der Granat in der *Kupferer* vorliegenden Varietät des Kinzigitgneises zu unscheinbar und nur mikroskopisch zu erkennen ist. Oder *Kupferer* lag kein Kinzigitgneis, sondern ein Orthogneis vor, der im Kinzigtal auch häufig zu finden ist. Inwieweit der Mineralgehalt des Kinzigitgneises fest zu definieren ist, ist mir nicht bekannt, wahrscheinlicher erscheint mir eine große Variabilität, wie sie für Paragneise typisch ist („Katzengold“ sollte man, um Mißverständnisse auszuräumen, nicht als Mineralbezeichnung benutzen, da darunter sehr Verschiedenes verstanden wird, wie z. B. Pyrit = Schwefelkies, Glimmer usw.). Im übrigen möchte ich in diesem Zusammenhang auf die ausgezeichnete Darstellung der metamorphen Gesteine (Gneise usw.), der Tiefen- (Granite usw.) und Ergußgesteine (Porphyre usw.) im 40. Heft der Ortenau (*Metz* 1960) hinweisen.

#### Literatur

- Deecke, W.*: Geologie rechts und links der Eisenbahnen im Schwarzwald. Geolog.-geograph. Wanderungen im Schwarzwald, Heft 1, Freiburg i. Br. (Bad. Schwarzwaldverein) 1932.
- Göhringer, A.*: Heimatkundlich-Geologische Beobachtungen auf dem Schwarzwaldhöhenweg — West (I) von Pforzheim bis Basel, mit einer Einführung in die Geologie der drei Höhenwege. Geolog.-geograph. Wanderungen im Schwarzwald, Heft 2, Bühl (Verlag Konkordia) 1936.
- Kupferer, H.*: Die Mineralien des Kinzigtals. Eine mineralogisch-geologische Exkursion quer durch unsere Heimat. Die Ortenau, 49. Jb., Offenburg 1969.
- Metz, R.*: Bau und Bild der Landschaft in der Ortenau. Die Ortenau, 40. Heft, Offenburg 1960.
- Woldstedt, P.*: Das Eiszeitalter, Bd. I. Stuttgart (Verl. Enke) 1954.
- Woldstedt, P.*: Das Eiszeitalter, Bd. II, 2. Aufl. Stuttgart (Verl. Enke) 1958.
- Woldstedt, P.*: Quartär. In: Handbuch der Stratigraphischen Geologie, Bd. II, Stuttgart (Verl. Enke) 1969.

## Die Gründonnerstag-Fußwaschung zu Oberachern (gestiftet am 7. Mai 1470) und das Schicksal des Gießfasses

Im 33. Heft „Die Ortenau“ 1953 veröffentlichte ich den obengenannten Beitrag mit dem Schluß, daß das Aquamanile nach Amerika verkauft worden ist. Anlässlich eines Amerikabesuches konnte ich nun das weitere Schicksal der kunstvollen Bronzearbeit klären. 1937 befand sich das Gießgefäß bei einer Ausstellung „Meisterbronzen“ in der Albright-Gallery in Buffalo. Mittlerweile war der langjährige Leiter des Städelschen Instituts und spätere Direktor der Städt. Sammlungen in Frankfurt a. M., Dr. Georg Swarzenski, nach den Vereinigten Staaten

Gießgefäß aus der Kirche St. Stephan in Oberachern  
jetzt  
im Museum of Fine Arts in Boston USA  
Aufn.: Pache, Achern



emigriert. Er fand Anstellung als Kurator am *Museum of Fine Arts* in *Boston* und hat als solcher eine ansehnliche Abteilung mittelalterlicher Kunst aufgebaut, in welcher sich nun seit 1940 das Oberacherener Gießgefäß befindet. In einem Bulletin des Museums vom Oktober 1940 nennt er es das wunderbarste Stück unter den interessanten Produktionen mittelalterlicher Bronzearbeiten. Bezüglich des Alters schließt er sich dem Gutachten von Falke und Meyer (Berlin 1935) an, die seine Entstehung in eine Hildesheimer Werkstatt zu Beginn des 14. Jahrhunderts legen.

Eugen Beck

## Berichtigung zum Aufsatz „Die Willenburg“ in: Die Ortenau 50 (1970):

S. 285 unten:

Schon am entgegengesetzten Ende der Kinzigtalstraße, bei ihrem Eintritt in den Schwarzwald, steht die Ortenberg, deren Sperrlage unverkennbar ist. *Ihre Erbauung wird auf die Herzöge von Zähringen zurückgeführt und könnte noch in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts fallen.* In ihrer Funktion ist sie der Willenburg ähnlich: Sicherung der Straße und Überwachung des Verkehrs durch Burgmannen, *die zähringische Ministerialen waren*<sup>29</sup>.

S. 286 Mitte:

Alle nur möglichen Straßen quer durch den Schwarzwald sind an ihren entscheidenden Punkten . . . mit Burgen besetzt. Diese gehen . . . nicht nur in das 12. Jahrhundert zurück, *sondern befanden sich damals auch in derselben Hand.* Es waren die Herzöge von Zähringen . . .

Hans Harter

<sup>29</sup> Vgl. dazu: F. Vollmer, Schloß Ortenberg, in: Die Ortenau 34 (1954), S. 101 ff.

## Besprechungen und Hinweise

Oberrheinische Studien, Band I. Herausgegeben von Alfons Schäfer im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e. V. in Karlsruhe 1970. Druck: Druckerei Esser, Bretten.

In seinem Vorwort unterrichtet der Herausgeber den Leser über Sinn und Zweck der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein. In dieser Gemeinschaft schlossen sich im Jahre 1960 Historiker und Landeskundler aus Baden-Württemberg, dem Elsaß und der Pfalz zusammen. Ihr Gründer ist der derzeitige Leiter des Generallandesarchivs Karlsruhe, Oberstaatsarchivdirektor Dr. G. Haselier. Seit 1965 steht Staatsarchivdirektor Dr. A. Schäfer an ihrer Spitze. Sie hat sich die Aufgabe gestellt, den oberrheinischen Raum zwischen Straßburg und Worms links und rechts des Stromes zu erforschen. Über 100 Vorträge sind seit der Gründung gehalten worden. Dreizehn davon wurden im Jahresband 117 der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins (1969) veröffentlicht. Nun hat sie A. Schäfer in einem Sonderband herausgegeben, der den Titel „Oberrheinische Studien“ trägt. Sie behandeln grundlegende Themen zur früh- und hochmittelalterlichen Geschichte der oberrheinischen Landschaft.

In dem 1. Beitrag „Die Oberrheinlande in der Römerzeit“ schildert O. Roller die Entwicklung in der Zeit von der Eroberung Galliens durch Cäsar bis zum Ende der Römerherrschaft. Die Ausführungen sind in die Kapitel „Bevölkerungsgeschichte, Entwicklung der römischen Verwaltung, Siedlungsgeschichte, Verkehr und Wirtschaft“ gegliedert und schließen mit der Frage der Kontinuität von der Spätantike zum Mittelalter. Dieses Problem behandelt auch W. Kleiber in seiner Abhandlung „Frühgeschichte am unteren Neckar nach dem Zeugnis der Sprachforschung“. Er bedient sich hauptsächlich philologischer Methoden und fragt nach sprachlichen Indizien, die für eine gewisse Bevölkerungskontinuität am nördlichen Oberrhein zwischen Weinheim und Wiesloch, also im ehemaligen Lobdengau, ins Feld geführt werden können. Es handelt sich um vor- und frühgermanische Ortsnamen, besonders aber um Gewässernamen. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß das wirtschaftliche und militärische Schwergewicht der römischen Macht nicht am Oberrhein und an der Donau, sondern an Mosel, Mittel- und Niederrhein lag. Siedlungsgeschichte ist auch das Thema des ersten der vier Beiträge, die sich auf das Elsaß beziehen: „Zur Besiedlung des Nordelsaß zwischen Zorn und Lauter im frühen Mittelalter“ von Eugen Reinhard. Das genannte Gebiet wurde durch den Hagenauer Forst zum Grenzbereich zwischen dem fränkisch-pfälzischen und alemannischen Volkstum. Der Verfasser geht von der geologischen Beschaffenheit aus, wendet sich dann den Fundplätzen der Jungsteinzeit zu. Besondere Aufmerksamkeit schenkt er den Funden aus der Merowinger- und Karolingerzeit, um dann an Hand der Ortsnamenforschung den Gang der Besiedlung darzulegen. Bei den urkundlichen Erstnennungen handelt es sich besonders um Urkunden der Klöster Weißenburg, Lorsch, Honau und Seltz.

Verwaltungsgeschichte ist Gegenstand der folgenden zwei Abhandlungen. A. M. Burg behandelt das Thema „Das elsässische Herzogtum“, bemerkt einleitend, daß die Quellen nicht reichlich fließen, und betont, daß das Elsaß in römischer Zeit in zwei Verwaltungseinheiten und zwei kirchliche Bezirke (Straßburg und Basel) aufgeteilt war und daß der Raum seit der Völkerwanderung auch bevölkerungsmäßig (galloromanisch, alemannisch und fränkisch) gespalten war. Die Herzöge schufen die politische Einheit, die durch die

Christianisierung noch gefördert wurde. Ursprünglich militärische Beamte, eigneten sie sich königliche Befugnisse an, mußten sie aber später an die Krone zurückgeben. Nach dem Untergang der Hohenstaufen, die sich Herzöge von Schwaben und Elsaß nannten, setzte der Auflösungsprozeß ein. Dasselbe Schicksal erfuhr die *Landgrafschaft Unterelsaß*, der F. Eyer eine Untersuchung widmet. Ihre Gründung fällt in die Zeit Lothars III. (1130/35). Ihre Ausgangsposition war schlecht; denn die Expansionsbestrebungen der Staufer waren im Wege. Nach Lothars Tode (1137) war das Ziel der Stauferkönige, die Landgrafschaft Unterelsaß, die ein Hemmschuh ihrer Hausmachtspolitik war, zurückzudrängen und sie jedes politischen Einflusses zu entkleiden. Dabei spielte Hagenau als staufisches Verwaltungszentrum eine große Rolle. Auch hier führte der Untergang der staufischen Dynastie zur politischen Aufsplitterung.

Großem Interesse begegnet H. Bannaschs Abhandlung *„Zur Gründung und älteren Geschichte des Benediktinerklosters Selz im Elsaß“*. Der Römerort und Station am Rheinübergang wurde bei der fränkischen Landnahme Fiskalland und war bis in das 10. Jahrhundert Königshof. Ottos I. Witwe Adelheid gründete 987 das Kloster und stattete es mit Wittumgütern aus, die man „Adelheids Eigen“ nannte und zu denen auch die rechtsrheinischen Dörfer Wintersdorf und Plittersdorf bei Rastatt gehörten. Vom Königtum mit den Privilegien der Reichsunmittelbarkeit und der Immunität ausgestattet und dem päpstlichen Stuhl unmittelbar unterstellt, erfuhr die Abtei unter den Saliern Besitzerweiterungen. 1307 durch die Rheinfluten zerstört, wurde die Klosteranlage auf den hochwassergeschützten Sporn verlegt. So verheißungsvoll die Anfänge waren, zu einer kraftvollen Entfaltung kam es in der wechselvollen Geschichte der Grenzlandschaft nicht. Der Kult der Stifterin Adelheid hat die Fährnisse der Zeit überdauert. Ungelöst ist noch das Problem der *Klostergründung in Otterberg in der Pfalz*. G. Kaller befaßt sich mit dieser Frage. Das Zisterzienserkloster, dessen Kirche nach dem Speyrer Dom der größte Sakralbau der Pfalz ist, hatte in rund 200 Orten Besitz. Auf Grund von Quellenuntersuchungen glaubt der Verfasser, die Gründungsurkunde in das Jahr 1143 verlegen und damit den Grafen Siegfried von Boyneburg in Verbindung bringen zu können. Er äußert die Ansicht, daß die Gründung unter dem Einfluß des Bistums Mainz erfolgte und dann in den Einflußbereich der Staufer übergang.

Als Höhepunkt und Kernstück des Bandes möchte man A. Schäfers Abhandlung bezeichnen: *„Staufische Reichslandpolitik und hochadlige Herrschaftsbildung im Uf- und Pfingzgau und im Nordwestschwarzwald vom 11. bis 13. Jahrhundert.“* Wie der Verfasser bemerkt, gilt das Thema einem entscheidenden Abschnitt der Landesgeschichte; Burgenbau, Landesausbau, Klosterstiftungen und Städtegründungen haben in jenen Jahrhunderten das endgültige Bild unserer Kulturlandschaft geformt. Anteil daran hatten mehrere Adelsgeschlechter. Der ausschlaggebende Faktor aber war die staufische Dynastie, nicht nur als Inhaber des Königtums, sondern auch als Klostervögte und Inhaber von Klosterlehen. Wie im mittelbadischen Raum wollten die Staufer auch im Uf- und Pfingzgau eine Brücke zwischen ihren Besitzungen im Elsaß und in der Pfalz einerseits und den schwäbischen Stammländern schaffen. Die Städte Ettlingen und Durlach sind als staufische Gründungen nachgewiesen. Dann wendet sich der Verfasser den Herrschaftsrechten der badischen Markgrafen zu. Frühere Behauptungen werden richtiggestellt. Die frühesten Zeugnisse stammen aus dem 12. Jahrhundert. Baden-Baden an der südlichen Grenze des Ufgaus, Ettlingen und Durlach, die Markgraf Hermann V. von Kaiser Friedrich II. 1219 erhielt, wurden zum bevorzugten Gebiet markgräflicher Territorialpolitik. Dazu kam der Raum zwischen Graben und Oos. Nach dem Interregnum mußten die Markgrafen allerdings mehrere Reichslehen von Rudolf von Habsburg zu Lehen nehmen. Das letzte Kapitel ist der Territoriums- bildung durch die Grafen von Eberstein gewidmet, die, vom Bistum Speyer gefördert, sich in der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts im Murgtal festsetzten und das Hauptverdienst an der Erschließung des Nordwestschwarzwaldes haben.

In seinem Beitrag *„Die Entstehung der hochmittelalterlichen Adelsburg in Südwestdeutschland“* führt H. M. Maurer aus, daß die charakteristischen Merkmale der mittelalterlichen

Adelsburg, die im 11. Jahrhundert entstand, die Verbindung zwischen Adelswohnung und Befestigung und die Höhenlage sind. Das bauliche Hauptmerkmal ist der Turm. Der Burgenbau und das Befestigungsrecht haben sich in engem Zusammenhang mit der Adels- und Verfassungsgeschichte überhaupt entwickelt und sind kennzeichnend für die partikularistische Entwicklung.

Die Abhandlung „*Vögte und Vogtei im Hochstift Speyer im Hochmittelalter*“ von A. Doll gliedert sich in zwei Teile: 1. Genealogie und Besitz, Rang und Stand der Speyrer Erbvögte des 11. und 12. Jahrhunderts; 2. Verfassungsgeschichtliche Seite. Trotz der schlechten Quellenlage kam der Verfasser zu wesentlichen Ergebnissen. Burggrafschaft, Hochstifts- und Stadtvogtei waren in einer Hand. Nach dem Aussterben der Familie der Ekberte, die lange Zeit im Besitz des „Vogtgrafenamts“ war, haben die Staufer die Vogtei an sich gebracht.

Zu begrüßen ist die Abhandlung von G. Stein „*Die Juden und ihre Kultbauten am Oberrhein bis 1349*“. Einleitend wird hingewiesen auf die wirtschaftliche Bedeutung der Juden im frühen Mittelalter und auf ihre Förderung durch die fürstlichen Gewalten. Die ältesten Judengemeinden am Rhein werden genannt. Dann gibt der Verfasser einen Überblick über die rechtliche und soziale Stellung des jüdischen Volkes und sein Schicksal im Oberrheingebiet bis 1349. In objektiver Weise schildert er die harten Besteuerungen, welche die Juden immer mehr zu Kredit- und Zinsgeschäften mit hohen Zinsforderungen zwangen. Was die Kultbauten betrifft, werden zunächst die Grundrißtypen der Synagogen behandelt. Besondere Beachtung wird der Wormser Synagoge geschenkt, die 1938 zerstört und 1959 wieder aufgebaut wurde, und den Resten des Speyrer Judenhofes. Der Beitrag schließt mit der Beschreibung der Judenbäder in Worms, Speyer und Offenburg.

Die beiden letzten Abhandlungen, die von G. P. Fehring und D. Lutz „*Archäologische Grabungen im Bereich der Dorfwüstung Zimmern auf Gemarkung Stebbach, Kreis Sinsheim, 1. Kampagne 1968*“ und „*Die Wüstung Zimmern auf Gemarkung Stebbach. Zur Identifizierung des ausgegrabenen Dorfes*“ von A. Schäfer, gehören zusammen und sind beispielhaft dafür, wie Grabungsergebnisse durch urkundliche Belege untermauert und ergänzt werden können. Alle Abhandlungen sind von wissenschaftlichen Anmerkungen begleitet.

Dieser sehr ansprechende erste Band der „Oberrheinischen Studien“ verdient weit über das Oberrheingebiet hinaus Beachtung. Dem Herausgeber sei wärmstens gedankt. Es ist zu hoffen, daß dieses Werk bald seine Fortsetzung erfährt.

Dr. Kähni

Hansjakob-Jahrbuch 1969, herausgegeben von der Heinrich-Hansjakob-Gesellschaft, Badenia-Verlag Karlsruhe, DM 9,90.

Das 1969 erschienene Hansjakob-Jahrbuch legt beredtes Zeugnis davon ab, daß die Hansjakob-Forschung einen frischen Aufwind erhalten hat und die Pflege des Gedächtnisses an den Haslacher Volksschriftsteller bei der Freiburger Hansjakob-Gesellschaft in guten Händen liegt.

In seinem einleitenden Bericht „Der Weg vom Mann zum Werk“ gibt der Präsident der Hansjakob-Gesellschaft, Professor Dr. Max Weber, Rechenschaft über die vielfältige Arbeit der Gesellschaft. Gleichzeitig umreißt er die bleibende Bedeutung von Hansjakobs Werk, dessen Aktualität und Beliebtheit in der großen Neuauflage seiner Bücher ersichtlich ist, so daß man heute mit Recht von einer Hansjakob-Renaissance sprechen kann. Als ungelöste Probleme für die Hansjakob-Forschung nennt Weber die Erforschung der politischen Tätigkeit Hansjakobs sowie die Auswertung der elf Bände theologischer Schriften des Pfarrers von St. Martin. Die Frage nach Hansjakobs Ahnen hat nach Weber in den letzten Jahren eine besondere Bedeutung erlangt, weil die Freiburger Hansjakob-Gesellschaft seit einiger Zeit emsig bemüht ist, eine verwandtschaftliche Verbindung zwischen den elsässischen Hansjakob-Familien und der Kinzigtäler Hansjakob-Sippe aufzufinden. Daß

dies bis jetzt noch nicht gelungen ist, tut der an und für sich lobenswerten Initiative der Hansjakob-Gesellschaft keinen Abbruch. Weber schildert die Geschichte der seit 1960 regelmäßig stattfindenden deutsch-französischen Hansjakob-Tage, die einen wertvollen Beitrag zur deutsch-französischen Zusammenarbeit darstellen. Wie die Franzosen den Haslacher Volksschriftsteller sehen, zeigt der Aufsatz von Professor Dr. Louis Koessler (Paris) „Hansjakob von Frankreich aus gesehen“. Hansjakob habe durch sein Frankreich-Buch viel dazu beigetragen, um im nicht gerade franzosenfreundlichen Deutschland eines Wilhelms II. um Verständnis für Frankreich und die französische Kultur zu werben. Eine Lücke in der Hansjakob-Forschung versucht der Beitrag von Professor Dr. Otto B. Roegele (München) zu schließen; er trägt den Titel „Hansjakob als Wortführer im Zeitgespräch“. Der Münchner Zeitungswissenschaftler setzt sich intensiv mit Hansjakob als Publizisten auseinander und bereichert das Hansjakob-Bild um bisher unbekanntes. Roegele weist nach, daß die publizistische und journalistische Tätigkeit Hansjakobs eng mit seiner politischen verknüpft war. Wenn heute Hansjakob als Vorkämpfer der deutsch-französischen Zusammenarbeit und als einer der ersten „Europäer“ angesehen wird, so ist dies zumindest für seine letzten Lebensjahre sehr fraglich; denn Hansjakob als Publizist, so weist Roegele nach, zeigt zu Beginn des ersten Weltkriegs peinlich nationalistische, ja, alldeutsche Züge.

Aus der großen Anzahl der übrigen Aufsätze seien nur noch drei genannt: der sehr interessante Aufsatz von Dr. Ruth Lehr (Schramberg) „Heimatliteratur heute“ und die biographischen Skizzen über Franz Schmider, den Herausgeber und Kommentator der Neuauflage von Hansjakobs Werken, sowie über den Haslacher Maler Otto Laible, beide aus der Feder von Maria Schaettgen, der Verwalterin des Haslacher Hansjakob-Archivs. Eine Fülle weiterer lesenswerter Beiträge schließt sich an. Zu ihrem Hansjakob-Jahrbuch 1969 kann man die Hansjakob-Gesellschaft nur beglückwünschen. Der Freund der Geisteswelt Hansjakobs wird sich dieses Jahrbuch nicht entgehen lassen. Es bleibt nur zu hoffen, daß in absehbarer Zeit wieder ein neues Hansjakob-Jahrbuch erscheinen wird.

Manfred Hildenbrand

Geroldsecker Land. Jahrbuch für den Landkreis Lahr. Hrsg. vom Landkreis Lahr.  
Lahr: Kaufmann. H. 1—12. 1958—1970. Sonderheft 1970/71.

Ein „Jahrbuch“, das in 13 Heften mit mehr als 2500 Seiten Text, zahlreichen Farbbildern und noch mehr Schwarzweißaufnahmen vorliegt, darf eine rechte „Anzeige“ beanspruchen. Geschichte und nächste Gegenwart im weitesten Bereich, Heimat und Welt, der Mensch in seinem Wirken, im Ausstrahlen geistiger und technischer Leistung, Landschaft und Kultur werden vor uns ausgebreitet; mehr noch zeigt sich eine „Landschaft“ durchaus eigenen Gepräges und eigener Deutung. Dies steht in Übereinstimmung mit jungen Forschungsrichtungen, die sich kleinräumigen und damit überschaubaren Gebilden der Siedlung, der Sprachgemeinschaft oder der Stammesart zugewendet haben. Denken wir nur etwa an unsern eigenen Raum, der nach dem umfassenden älteren und gesamtdeutschen lautkundlichen „Sprachatlas“ nun selbständige Wortatlanten Badens, des Elsasses, Lothringens, Vorarlbergs und der Schweiz erarbeitet, der die Volkssprachen und Mundarten mustergültig, z. T. in geschichtlicher Rückschau belegend, geordnet im Wörterbuch vorgelegt hat.

Der Landkreis Lahr bietet solchen Aufgaben allein schon durch seine Lage (das ebene Vorland, das Mittelland, das Bergland), durch seine Begrenzung zwischen Rhein und Schwarzwald, durch seine Siedlungsformen und Wirtschaftsarten (Einzelhof, Weiler, Dorf, Stadt), durch seine Kulturen und vor allem durch die kennzeichnenden Sonderkulturen (Tabak, Rebbau), durch den beachtlichen Kniestockhausbau gegenüber dem Steinbau im Niederland und dem Schwarzwaldhaus, durch reich entwickelte Industrie (Papier, Verlagswesen, Zichorie, Zigarren, Zigaretten) und besonders stark ausgebaute Kleinhandwerke

(Hafner, Fayence), aber auch durch die Fülle der Archivalien, durch literarische und künstlerische Vereinigungen Anregungen und Werkstoff.

Eine der üblichen Sammelbesprechungen vorzulegen verbietet hier der begrenzte Raum. Eine nach Sachgebiet, Person und Ort angelegte Übersicht über das „Geroldsecker Land“ sei angekündigt: sie erst vermag den Reichtum des Gebotenen der Heimatforschung und der Wissenschaft vorzulegen. — Auf das Sonderheft 70/71 sei das Folgende eingeschränkt. Wir hoffen und wünschen, in dieser Zeit des Umbruchs, es sei kein Abschluß, sondern nur Fortführung des Bewährten!

Diesmal hat der „Landrat“ — betonen wir dies ehrwürdige, höchste Sachlichkeit beinhaltende Wort, das begrifflich als Selbstverwaltungskörperschaft schon 1863 auftritt, und zugleich das bestimmende *der*, das ja nicht einen beliebigen meint — die bisher übliche Jahreschronik zu einem Bericht über 25 Jahre (die zugleich 15 Jahre der eigenen Verantwortung in sich schließen) erweitert, 1945—1970, eine Zeit der Erhaltung, aber vielmehr auch des Aufbaues, der Leistung. So gesehen werden die farbige Wiedergabe der Wappen der 42 Gemeinden des Landkreises, die Beiträge über die Heimatkunde zum Gebrauch der Grundschule, die weiterausgreifenden Abhandlungen über die Ortsbildverschönerung in Südbaden, die zur Verfassungsgeschichte im Raum Lahr, die zum vorderösterreichischen Breisgau, endlich die Wanderungen in unserer Heimat zum Leitwerk durch den Landkreis und binden das Gestern mit dem Heute und Morgen. Bemerkungen und kürzere Abschnitte sind der Ortsgeschichte oder einzelnen Persönlichkeiten (z. B. General Johann Ernst Krieg) gewidmet. Sie vervollständigen den durch 12 Jahrgänge gesicherten Gang im Landkreis, erschließen Kulturgeschichtliches, etwa über die Brunnen, die Gastwirtschaften im Mittelalter, die Kunstgeschichte (Kippenheimer Altartafeln aus der Schon-gauer Schule. Barocke Altargeräte...), über die Kirchengeschichte (700 Jahre Schuttertal... Straßburger Konvent der Dominikaner), die runde Zahl schöner Literaturzeugnisse.

Über Hausbau in Stadt und Land gibt es diesmal keinen eigentlichen Beitrag, aber viele Bilder ergänzen Früheres und grundsätzlich Gesagtes und Gelehrtes. Dankbar empfunden wird, was sonst nur wenig beachtet ist, das Theaterspiel auf dem Land, Lahrer Marionettenspiele, vor allem der Weg vom Handwerk zum Großbetrieb, vom Handwerker zum Industrieherrn. Nicht übergangen seien die Rückerinnerungen an Kanada und Rourkela, die Abhandlung über Louis Pasteur als Porträtist.

Wer aber steht hinter dem „Geroldsecker Land“?

Der Landrat Dr. Georg Wimmer, der vom 1. Jahrgang an dieses Werk leitet und betreut, selber Berater und tätiger Mitarbeiter, der Jahrgang für Jahrgang die Chronik seines Landkreises vorlegt.

Der Herausgeber Friedrich Roth, dem nun der Nachruf gehalten werden muß: sein Leben, 1897—1970.

Von Geburt Heidelberger, dem Geschlecht einer alten Kirchenbauerfamilie auf dem Dilsberg über dem Neckartal angehörig, vom Lebensweg und der Dichtungsgestaltung her doch ein Lahrer geworden (schon 1911 und dann wieder seit etwa 1945). Ein Dichter, vielmehr Dramatiker, Lehrer von Berufs wegen für wenige Jahre, aber doch wieder ein Lehrer im höheren Sinn, ein Heimatgetreuer.

Notwendigerweise war ihm durch das Erlebnis des ersten Weltkrieges und seines Nachwirkens die Pfalz zum Ausgangspunkt dichterischer Betätigung geworden (Lichtkreis, 1929), darauf bald das realistische ländliche Drama (Der Usmüller, 1930), das Drama (Ich suche die Erde, 1932). An den Oberrhein führt uns das Drama (Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, der Türkenlouis, 1936), in die Weite des Kaisertums und Italiens (Der Verwandler der Welt, 1935), der Rückblick auf Gefangenschaft 1916 (Der Aufstand in Sibirien, 1939), später die Romandichtung (Und die Sterne leuchten doch, 1953), die



Erzählungen und Verse (Im Glühen des Lichts, 1955), Lieder, Oden und Sonette (Fülle der Tage, 1962), endlich (Der Ritt im Herbst, 1970). Roth hat viel geschrieben, was über Gelegenheitsdichtung hinausgeht, und er veröffentlichte es in Zeitschriften und Tageszeitungen. Am besten gelang ihm die Darstellung in ungebundener Sprache.

Wie ein Abschied klingt seine letzte Veröffentlichung im Jahrbuch (S. 204 ff.) „Der Kräuterbüschelstag“, unsere alemannische „Wihenne“, in den er frommen Glauben, volksreligiöses Brauchtum bindet: Denn alles Dasein ist geordnet . . .

Friedrich Roths zu gedenken heißt aber auch, sich seiner Frau Luise, einer gebürtigen Lehrerin zu erinnern, als der Helferin in der täglichen Mitarbeit am Denken und Schaffen ihres Mannes († 1969; vgl. unser Jahrbuch S. 155).

Friedrich Roth: Der eigentliche Gestalter des „Geroldsecker Landes“ durch zwölf Jahre hindurch — eine Leistung ohne Vergleichbares, gleich, ob es geht um Geschichte, Erdkunde, Vergangenes und Gegenwärtiges, Nähe und Ferne, um den Blick rechts und links des Rheins, um Dichtung, Volkskunde, Hochsprache und Mundart. Überall wußte er Bescheid und hatte die Gabe, Mitarbeiter zu gewinnen, sie zu leiten und zu binden an sein Jahrbuch. Aus der Sammlung seiner Lichtbilder hat er das Jahrbuch bereichert und den Blick in Landschaft und Kultur dieses Gebietes gelenkt und — vergessen wir es nicht! — vieles festgehalten, was in der Zeiten Wandel bald nicht mehr sein wird. Für diese bewahrsame Obsorge am Denkmal sei ihm gedankt!

Dr. Basler

Badische Heimat, 50. Jahrg., 1970, Heft 1; Zähringer Städte: Franz Laubenberger, Freiburg im Breisgau — C. A. Müller, Die Burg Zähringen — Hans Strahm, Bern — Alfred A. Schmid, Freiburg im Uechtland — Pascal Ladner, Murten — Gottfried Boesch, Gräsbühl — Laupen — Gümnen — Oltigen — Otto Kähni, Offenburg — Josef Fuchs, Entstehung und Entwicklung der Stadt Villingen — Konstantin Schäfer, Neuenburg. Aus Heft 2/3, Goldstadt Pforzheim: Käthe Lang, Die Entwicklung Pforzheims bis 1945 — Herbert Rothfritz, Die erste Zerstörung Pforzheims und der Wiederaufbau der Stadt (1688—1692) — Karl Ehmman, Burgen und Schlösser im Umkreis von Pforzheim — Engelbert Strobel, Zehn bekannte Pforzheimer des vorigen Jahrhunderts — Erwin Dittler, Carl Dittler, Rößlewirt von Wilferdingen, Mitglied der Konstituierenden Landesversammlung von 1849.

Die Vierteljahresschrift „Badische Heimat“ und das Jahrbuch „Ekkhart“ sind nun seit Jahrzehnten wertvolle Veröffentlichungen des „Landesvereins Badische Heimat e. V. Freiburg“. Für jeden Freund der Heimat, des Natur- und Denkmalschutzes, der Volkskunst und der Volkskunde und der Familienforschung bieten die Veröffentlichungen (Schriftleitung: Ernst Bozenhardt) viel Freude und vielfältige Anregung. Fachkundige Mitarbeiter geben ein anschauliches Bild der Landschaft und der Kultur, aber auch der Probleme unserer Zeit. Durch diese Gegenwartsbezogenheit, durch gute Bebilderung und gepflegte Sprache sind die Beiträge jedem Interessierten eine Bereicherung. Das letzte Heft (4/1970) ist in 4 Beiträgen dem Oberrhein gewidmet: Lebensbild Johann Gottfried Tullas (Dr. Hans Georg Zier, Karlsruhe), Tätigkeit und Werk Tullas (Präsident Karl Knäble, Freiburg), Die Fischerei im Hanauerland (Hans-Rüdiger Fluck, Kehl), Die Römerbrücken von Augst und Kembs (Friedrich Kuhn, Lörrach).

Aus „Ekkart“ 1970: Alfred Dietz, Johann August Sutter — der Kaiser von Kalifornien — Erwin Dittler, Johann Georg Friedrich List — Gerhard Kaller, Prinz Max von Baden und der Friede von Versailles — Gustav Albiez, Carl Johann Ringwald — ein badischer Bergbaupionier.

W. Mechler

Das Markgräflerland. Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur. Hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft Markgräflerland für Geschichte und Landeskunde e. V. und dem Hebelbund Müllheim e. V., Jg. 1/32. 1970.

Neben einer Geschichte des Bergwerks Haus Baden (Badenweiler) von Ernst Scheffelt bringt das Heft 1 einen Beitrag von A. Eisele über die Bergbau-Flurnamen im Kreis Müllheim, der durch eine Arbeit von Gustav Albiez angeregt wurde. Zwei weitere Beiträge von Fr. Kuhn und Chr. M. Vortisch befassen sich mit der Höhe „Maienbühl“ auf der Gemarkung Riehen, den Ausgrabungsergebnissen und der Ethymologie des Wortes „Maienbühl“. Kuhn stellt abschließend fest, daß die Geschichte der Volksburgen, deren Zahl erheblich größer sei, als man annehme, noch nicht geschrieben ist. Da sich die Flurnamen „Auf dem Homberg“ und „Auf der Burg“ auf den höchsten Punkt des Maienbühl beziehen, dessen Wallanlage 1966/67 untersucht wurde, befaßt sich der Verfasser mit dem Flurnamen „Homburg“ oder „Homberg“. A. Eisele geht den Beziehungen der Freiherren von Baden zum Karlshof in Liel nach. In Heft 2/3 geht Konrad Zeller auf die Baugeschichte des Deutschordensschlosses Beuggen ein. An den Aufsatz von Fr. Schülin über die ältesten Gasthäuser im Oberamt Rötteln mit Realrecht und Schild (1640—1740) nebst einer tabellarischen Übersicht über alle Schildgerechtigkeiten mit der Besitzfolge bis 1741 und zwei weiteren Beiträgen des Verfassers über Gasthäuser in Eimeldingen und Ötlingen schließt ein Aufsatz von Werner Fischer über „Hebels Wirtschaften“ an; wir stoßen dabei auf bekannte Namen von Gasthäusern in der Ortenau zu Hebels Zeiten, deren Schicksal der Verfasser bis in unsere Tage nachgeht. A. Eisele berichtet über die Anfänge des Kanderner Eisenwerkes.

Dr. Dittler

Pforzheimer Geschichtsblätter. Herausgegeben von der Stadtverwaltung Pforzheim, bearbeitet von Hermann Wahl, Stark-Druck KG, Pforzheim.

Sie stellen keine Fortsetzung der Jahrbücher der Stadt Pforzheim (1900 bis 1912) dar, geben also keine Übersicht über das jeweilige Jahresgeschehen, sondern umfassen lokalgeschichtliche Beiträge, die aber schon im ersten Band (1961) weit über diesen Rahmen hinausgehen. Die Verknüpfungen mit unserem Raum sind vielfältiger Art; das wird schon einleitend beim Abschiedswort von Franz Böhler für den 1866 in Pforzheim geborenen und 1960 in Freiburg i. Br. verstorbenen Emil Strauß deutlich. Das Lebensbild, das Oskar Trost von Alfons Kern, dem langjährigen Leiter des Stadtarchivs und Gründer des Reuchlinmuseums zeichnet, führt zugleich auch in die städtische Entwicklung Pforzheims ein. Kern wirkte übrigens fast ein Jahr lang im Baubüro Armbruster in Offenburg und ab Februar 1882 im Hochbauamt Freiburg. Der gleiche Vf. legte in seinem Beitrag über die Adelsitze in Pforzheim eindrucksvoll dar, wie das spätmittelalterliche Pforzheim kultureller Mittelpunkt eines großen Gebietes war, da die Mehrzahl der etwa dreißig seit dem 15. Jahrhundert zuwandernden adeligen Geschlechter aus Württemberg und dem pfälzischen Kraichgau stammte. Neben der Aufzählung und Geschichte der einzelnen „gefreiten Häuser“ (mit Lageplan und Namensregister) bringt der Vf. eine Übersicht über fast fünfzig in Pforzheim begüterte Adelsgeschlechter, darunter das in der Ortenau bekannte Geschlecht von Bach. Auch Melcher von Schauenburg bewohnte bis etwa 1560 einige Jahre ein Haus in der Stadt. Aufschlußreich ist auch die Übersicht von Erwin Ohnemus über die Besitzungen und Rechte von Klöstern auf Pforzheimer Gemarkung, zu denen das Kloster der Zisterzienserinnen von Lichtental zählt. „So reich die Besitzungen der Klöster und Stifte in Pforzheim waren, so gering war der Eigenbesitz des Markgrafen in der Zeit bis zur Reformation, wo dann der Großteil des klösterlichen Eigentums in die Hände des Hauses Baden überging“; damit leitet Erwin Ohnemus zu seinem Beitrag über den „Herrschaftlichen Besitz des Hauses Baden-Durlach und seine Rechte auf Pforzheimer Gemarkung“ über. Mehr als lokalgeschichtliche Bedeutung darf auch der Beitrag von Kurt Hannemann „Vorläufiges zu Alexander Hugens Altpforzheimer Kanzleibuch von 1528“ in Anspruch nehmen. Mit „Johannes Heynlin von Stein“ macht uns Friedrich Sander bekannt. Heynlin, um 1430 in Stein bei Pforzheim geboren, Mitbegründer der Universität Tübingen, der auch eine Zeitlang als Pfarrer in Baden-Baden wirkte, kann unser Interesse an seinem Leben schon dadurch wecken, „daß die Buch-

druckerkunst in Frankreich nicht durch die Initiative hochgestellter Persönlichkeiten eingeführt wurde, sondern auf Veranlassung zweier schlichter aber gelehrter Professoren der Sorbonne: Wilhelm Fichet und Johannes Heynlin“. Interessant ist auch das Portrait einer Pforzheimerin des 18. Jahrhunderts: „Die Vierordtin Wittib“ von Jolande Rummer aufgrund zweier für die damalige Zeit besonderer Umstände, wie die Vf. süffisant bemerkt: „Der eine Umstand ist die Tatsache, daß die Vierordtin eine Frau gewesen ist, der andere, daß sie als Frau eine reputierliche Staatsstellung innegehabt hat, die im 18. Jahrhundert gewöhnlich einem Manne vorbehalten zu werden pflegte. Die eine Tatsache konnte man einfach nicht aus der Welt schaffen, die andere war den Herren ein überaus lästiger und verdrießlicher Splitter im Auge, der — irgendwie aus Unvorsichtigkeit hineingeraten — trotz heftigen Reibens nicht mehr zu entfernen war.“ Daß Vierordt selbst weit über Pforzheim hinaus bekannt war, mag auch daraus hervorgehen, daß der „Oberrheinische Hinkende Both“ in Kehl seinen Tod den Lesern am 2. 4. 1789 bekanntgab. Von der gleichen Vf. erschien „Die Pforzheimer Prob-Geschichte und Probleme der Pforzheimer Edelmetallkontrolle vom 15. Jahrhundert bis zum Erlaß des Reichsfeingehaltsgesetzes 1884“ als Band 2 (1962). Was diese Arbeit über die Themenstellung hinaus besonders wertvoll macht, ist eine umfassende geschichtliche Behandlung, die schon in der Überschrift des ersten Teiles zum Ausdruck kommt: „Die Ordnung des Goldschmiedehandwerks und die Edelmetallüberwachung im Widerspiel von Zukunft, Stadt und Staat“. Die Darstellung des Goldschmiedehandwerks, dessen Hauptbedeutung mehr in der Herstellung von Tafelgeräten für den täglichen Gebrauch als von Schmuck- und Galanteriewaren lag, wird historisch eingebettet in die Verfassung und Gesetzgebung der Markgrafschaft Baden bzw. Baden-Durlach bis ins 18. Jahrhundert, unter Berücksichtigung der Pforzheimer Stadtfreiheit von 1486/1491, der Reichspolizeiordnungen im 16. Jahrhundert, der Landesordnung von 1622 und des Reichsschlusses von 1667. Im zweiten Teil wird die Auflösung der Zünfte und die Übernahme der Gewerbepolizei durch den Staat (1618 bis 1800), im dritten die Aufhebung der Staatlichen Kontrolle und die Übernahme der Garantie durch die Fabrikanten (1800 bis 1900) behandelt und mit einem Ausblick auf die politischen und wirtschaftlichen Hintergründe des Reichsfeingehaltsgesetzes von 1884 abgerundet. Mit der Folge III (1971) legt die Stadtverwaltung wieder einen reichhaltigen Band (292 S.) vor, der von Diether Raff mit einem Beitrag zur Geschichte Pforzheims „Die Entwicklung von der Kleinstadt zur Mittelstadt“ (S. 11—107 mit Kartenteil) eingeleitet wird. Beim Weiterlesen stößt man im Beitrag von Oskar Trost „Wege und Wegbereiter zum wirtschaftlichen Aufstieg der Stadt Pforzheim nach der Zerstörung im Orleans'schen Krieg“ (S. 157—177) auf Samuel Fügner, Pfarrerssohn aus Lörrach (1661), „Edler von Rudmersbach“, dem die Bauleitung über die „Bühl-Stollhofener-Linien“ übertragen worden war. Fügner trat dem Markgrafen 1718 seine Zeugfabrik ab, die Karl Wilhelm für sein neu gegründetes Landeswaisenhaus verwertete. Im Jahre 1794 kam ein anderer Pfarrerssohn, Johann Friedrich Baumgärtner aus Emmendingen (1756) als Obervogt nach Pforzheim, wo er bis 1803 blieb. Unter den übrigen Aufsätzen, die wir nicht alle anführen können, interessiert vielleicht noch „Der Bergbau in Pforzheim und Umgebung“ von Karl Ehmann (S. 227—259), der in einem ausführlichen Anhang die Fundstellen für Gesteine und Versteinerungen in Pforzheims Umgebung aufweist. Ein Lob verdienen auch die Einbandentwürfe von Karl Werkmeister. Dr. Dittler

Dieter Kauss, Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau. Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Nr. 29. Verlag Konkordia AG, Bühl/Baden. 1970.

Mit diesem verdienstvollen Werk, dessen Herausgabe von dem Erzbischöfl. Ordinariat Freiburg, dem Alemannischen Institut Freiburg und den Landkreisen Lahr, Kehl und Offenburg gefördert wurde, kam der Verfasser, angeregt von Univ.-Prof. Dr. Wolfg. Müller, einem dringenden Bedürfnis weiter Kreise nach, die sich für Heimatgeschichte interessieren. Es besteht aus zwei Hauptteilen: Die allgemeine Pfarrgeschichte der Ortenau

und die kirchliche Topographie der Ortenau. Unter dem Begriff „Ortenau“ ist die geschichtliche Ortenau zu verstehen, d. h. die ehemalige alemannisch-fränkische Gaugrafschaft Mortenau, die den ganzen mittelbadischen Raum umfaßte (und das Arbeitsgebiet des Historischen Vereins für Mittelbaden ist).

Ausgehend von der Erkenntnis, daß die Siedlungsgeschichte die unentbehrliche Grundlage der mittelalterlichen Pfarrorganisation ist, schildert der Verfasser zuerst die natürlichen Gegebenheiten wie Name, Grenzen und Morphologie der Landschaft, dann die ur- und frühgeschichtliche Besiedlung anhand von Funden und die früh- und hochmittelalterliche Besiedlung im Spiegel der Ortsnamen. Die siedlungstreibenden Kräfte waren seit der frühen Alemannenzeit identisch mit denen, die das Christentum in die Ortenau brachten. Der Hauptakzent der Pfarrgründungen liegt im Zeitraum 6. bis 9. Jahrhundert.

Die Geschichte der Pfarrorganisation beginnt schon in der römischen Zeit. Maßgebend waren das merowingische Königtum, das elsässische Herzogtum und das Bistum Straßburg, das der Brennpunkt der christlichen Bemühungen war. Mit Recht betont der Verfasser, daß die Ortenau als eine Art Nebenland des Elsaß und als Vorland des Zentralpunktes Straßburg zu betrachten ist. Die Klöster hatten sowohl für die Besiedlung als auch Christianisierung eine große Bedeutung. Die Markgenossenschaften werden einer kritischen Betrachtung unterzogen. Es folgen Ausführungen über die Ortenau unter den Herzögen von Zähringen sowie über die Aufsplitterung der Grafschaft nach deren Aussterben. Im übrigen ist der Verfasser der Meinung, daß bezüglich der Geschichte der Pfarrorganisation in der Ortenau eine neue Aufarbeitung der Quellen erforderlich ist.

Nach dieser zusammenfassenden Darstellung beschäftigt sich der Verfasser mit den kirchlichen Kriterien zur Pfarrgeschichte, den Patrozinien, den Kirchenbezeichnungen (Oratorium, Basilica, Capella, Ecclesia), dem Pfarrklerus, den Pfarrechten und Zehntverhältnissen. Dann folgt eine Darstellung der mittelalterlichen Pfarrorganisation: die zeitliche Einteilung der Pfarrgründungen, die räumliche Verteilung der Pfarreien und die Kräfte der Pfarrorganisation. Die Kapitel „Pfarrereinteilung“ und „Allgemeine Pfarreregeschichte anderer Regionen im Vergleich zu den Ergebnissen in der Ortenau“ beschließen den ersten Hauptteil.

Der zweite Hauptteil „Kirchliche Topographie der Ortenau“ ist eine Art Lexikon, eine ganz kurzgefaßte Geschichte der 100 Pfarreien von Herbolzheim bis Sandweier und Iffezheim, und zwar stichwortartig in übersichtlicher und vergleichbarer Form unter derselben Fragestellung. Die ausführlichen Quellen- und Literaturangaben in Form von Fußnoten müssen jeden, der sich für die Geschichte dieser oder jener Pfarrei interessiert, zur Forschungsarbeit anregen. Zwei Karten veranschaulichen die Ausführungen. Schon das dem Werk vorangestellte, 30 Seiten umfassende Verzeichnis der benutzten Archivalien und gedruckten Quellen legt Zeugnis ab von der außerordentlich gründlichen Forschungsarbeit.

Das vorliegende Buch ist ein Standardwerk für die heimat- und kirchengeschichtliche Forschung in Mittelbaden und wird bei allen, die es angeht, Freude und Anklang finden.

Dr. O. Kähni

Otto Kähni, Die Ehrenbürger der Stadt Offenburg. Herausgeber: Stadt Offenburg. Reiff-Druck, Offenburg. 1970, 46 S.

Die Übersicht über die 12 Ehrenbürger, denen im Verlauf von über 100 Jahren diese seltene Auszeichnung zuteil wurde, stellt ein Stück Stadtgeschichte von besonderer Warte aus dar. Den Auftakt bilden die Ehrungen im Jahre 1836 für den Oberamtmann Franz Kern und den Oberforstmeister Franz Anton Freiherr von Neveu, die sich um die Beilegung eines jahrhundertelangen Streites zwischen Offenburg und Schutterwald verdient machten. Offenburg hatte 1497 den Langhurster Wald mit Nutzungsrechten der Schutterwälder erworben. Bei der Bereinigung des Streites trat Offenburg 1835 an Schutterwald 369 ha

Wald ab und behielt auf der Gemarkung Schutterwald nur noch 425 ha. Ein interessantes Kapitel befaßt sich mit dem Bildhauer Andreas Friedrich aus Rappoltsweiler, der ein Standbild, das den englischen Seefahrer und „Erdäpfelmann“ Francis Drake darstellte, der Stadt zum Geschenk machte. Bei dem badischen Ministerpräsidenten Franz Freiherr von Roggenbach, dem die Stadt 1862 das Ehrenbürgerrecht zur Anerkennung seiner Verdienste sowohl für Baden als auch für das gesamte Deutschland verlieh, treffen wir auf einen leidenschaftlichen Gegner Bismarcks, der sich zwar für Deutschlands Einigung unter Preußens Führung, aber als badischer Liberaler gegen eine „Verpreußung“ Deutschlands aussprach. In dem Oberbürgermeister Fritz Hermann aus Kehl, dem ersten juristisch und verwaltungstechnisch vorgebildeten Berufsbürgermeister der Stadt, ehrte man 1928 einen neuzeitlichen Kommunalpolitiker, unter dessen Amtszeit Offenburg zu einem modernen Gemeinwesen heranwuchs. Eine schwere Zeit erlebte der 1921 zum Nachfolger von Hermann gewählte OB Josef Roller, der 1923 wegen Nichtbefolgung von Befehlen der Interalliierten Kommission zu 6 Monaten Gefängnis und 100 000 Mark Geldstrafe verurteilt wurde. Seine Ausweisung wurde 1924 zurückgenommen; im gleichen Jahr rief er die Ortenauer Herbstmesse ins Leben; zehn Jahre später mußte er sein Amt niederlegen. Mit Dr. Franz Burde ehrte die Stadt einen Unternehmer, der aus kleinsten Anfängen heraus ein Werk mit über 3000 Beschäftigten schuf, das Weltgeltung besitzt und das Gesicht Neu-Offenburgs prägt.

Dr. Dittler

Otto Kähni, Der Ortenauer Weinbau und das St. Andreas-Weingut der Stadt Offenburg in Vergangenheit und Gegenwart. Herausgeber: Stadt Offenburg. Druck: Graphische Werkstätte Franz Huber, Offenburg. 1969, 48 S. mit Abb. und einem Lageplan mit Flurnamen.

Offenburg kann sich mit seinem Rebbesitz, den man zu den größten Südwestdeutschlands zählt, als „Stadt des Weines“ durchaus sehen lassen. Die Broschüre bietet uns eine Fülle von Informationen über die Geschichte des Ortenauer Weinbaus, über den Weinbau im reichsstädtischen Offenburg und vor allem über das städtische St. Andreas-Weingut; wir hören von guten und schlechten Zeiten im Weinbau, von der Art der Bewirtschaftung des Rebgrundes im Laufe seiner Geschichte und schließlich von der Kellerwirtschaft, die für die Weinqualität eine ausschlaggebende Rolle spielt. Nicht vergessen werden die Persönlichkeiten, die als Rebgrundverwalter und Respizienten des Weingutes und der Kellerei neben dem Kellermeister mit für die Qualität der Weine verantwortlich sind. Kein Wunder, daß Offenburg heute noch in Schulbüchern allein wegen seines „bedeutenden Weinhandels“ erwähnt wird!

Dr. Dittler

Das historisch-topographische Ortslexikon des Landkreises Wolfach

Angeregt durch die bereits fertiggestellten historisch-topographischen Darstellungen der Gemeinden der Kreise Offenburg und Kehl, wurde anlässlich der Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Hausach Konrektor Klein damit beauftragt, die Vorarbeiten für die Herausgabe eines gleichen Ortslexikons für den Kreis Wolfach in die Hand zu nehmen. Niemand hätte allerdings damit gerechnet, daß das Erscheinen dieses wertvollen Büchleins solange auf sich warten ließ, da es verhältnismäßig sehr schnell gelungen war, für die Ausarbeitung der Beiträge für die 30 Gemeinden des Landkreises Wolfach einen berufenen Mitarbeiterstab zu finden. Heimatforscher, Lehrer und Geistliche sind an das Werk gegangen, in sehr mühevoller Arbeit das bis jetzt verfügbare geschichtliche Material zu sichten und auf seine Stichhaltigkeit zu prüfen. Daraufhin mußten die Beiträge nach folgenden Gesichtspunkten für jede Kreisgemeinde einheitlich gegliedert werden: Name und Schreibweise im Laufe der Geschichte — Die Lage in der Landschaft und am Verkehr, die Gemarkung, Bodengestalt, Flurnamen . . . — Ur- und frühgeschichtliche Funde — Entstehung der Siedlung — Politische Geschichte, Herrschaftsverhältnisse — Die wirtschaftliche Entwicklung — Historische Gebäude — Kriegereignisse — Naturkatastrophen und Seuchen, Wohlfahrtspflege — Die Bevölkerungsentwicklung —

Die kirchlichen Verhältnisse — Die schulischen Verhältnisse — Volkstum: Mundart, Tracht, Sitten und Gebräuche, Sagen — Berühmte Personen — Quellen und Darstellungen der Ortsgeschichte. Auf diese Weise entstand für jede Gemeinde eine stichwortartige Chronik, die in gedrängter Form in kürzester Zeit über alles Wichtige informiert. Nicht alle Gemeinden besitzen eine Chronik. Hier hat das Ortslexikon eine Lücke geschlossen. Aber auch die anderen Gemeinwesen, die bereits eine Chronik herausbringen konnten, schätzen die kurzgefaßten, informativen Beiträge, denen eine Luftaufnahme und das Wappen von der Gemeinde illustrativ beigefügt sind. Doch die zeitraubende Arbeit der Autoren wäre nicht zum Tragen gekommen, wenn nicht die Kreisverwaltung mit Landrat Ackenheil und Kreisverwaltungsrat Moser sowie die Herren Bürgermeister mit ihrem Vorsitzenden, Bürgermeister Martin aus Wolfach ihre finanzielle Beteiligung im voraus zugesagt hätten. Damit wurde aber das Ortslexikon zu einem beispielhaften Gemeinschaftswerk des Historischen Vereines für Mittelbaden als Herausgeber und des Landkreises Wolfach mit seinen Gemeinden als Mitträger der nicht unerheblichen Kosten. Dabei sollen aber nicht die Verdienste des ersten Vorsitzenden des Historischen Hauptvereines, Prof. Dr. Kähni vergessen werden, der auch bei der Herausgabe des dritten Wörterbuches innerhalb der Ortenau maßgeblich mitgewirkt hat. Ursprünglich sollte das historisch-topographische Ortslexikon, dem eine Darstellung über die geschichtliche und wirtschaftliche Entwicklung des Kreises Wolfach vorangestellt ist, zum 30. Geburtstag dieses politischen Zusammenschlusses von 30 Gemeinden im Kinzigtal, im mittleren Schwarzwald, als Erinnerungsgabe herausgegeben werden. Inzwischen aber hat sich viel geändert: die Kreisreform erhitzte — gerade links und rechts der Kinzig — die Gemüter, und im gleichen Atemzug zeitigt die angestrebte Gemeindezusammenlegung bald greifbare Ergebnisse. Gerade aber in dieser Sicht gewinnt die 130 Seiten umfassende Broschüre ungewollt an Aktualität, da sie noch einmal — vielleicht zum letzten Male — den Landkreis Wolfach mit seinen Gemeinden demonstrativ dokumentiert und ihm damit, aber auch jeder einzelnen, heute noch bestehenden Gemeinden ein unvergängliches literarisches Denkmal setzt. Da sich in dankenswerter Weise die Kreisverwaltung und die Gemeinden an der Finanzierung des Büchleins beteiligt haben, konnte der Verkaufspreis verhältnismäßig niedrig gehalten werden, so daß der Bevölkerung die Möglichkeit gegeben wurde, das Ortslexikon zu erwerben. Um jegliche zusätzliche Kostenerhöhung zu vermeiden, haben sich die Vorsitzenden der örtlichen Historischen Vereine bereiterklärt, die Broschüre auf Wunsch an Mitglieder zu 3,— DM auszugeben. Andere Interessenten wenden sich an die Buchhandlung Roth in Offenburg. Allerdings muß darauf hingewiesen werden, daß die Wörterbücher in absehbarer Zeit vergriffen sind. Deshalb empfiehlt sich ein baldiger Kauf dieser Darstellungen von bleibendem Wert, denn politische Einheiten und Grenzen können geändert werden, aber nicht geschichtlich gewordene Tatsachen. Darüber hinaus darf das historisch-topographische Ortslexikon des Kreises Wolfach die folgende Volksweisheit ganz und gar für sich in Anspruch nehmen, wonach das endlich gut wird, was lange währte!

Kurt Klein

Geschichte der altbadischen Gemeinde Neusatz mit Waldmatt, eine Neuauflage in den „Bühler Blauen Hefte“, Sonderheft Nr. 21/22.

Mit der Eingliederung der Gemeinde Neusatz in den Bühler Stadtverband schenkt die Stadtverwaltung Bühl ihrem neuen Ortsteil eine Neuauflage des vorzüglich fundierten und im Anhang auch mit erklärenden archivalischen Quellen versehenen Heimatbuches „Geschichte der altbadischen Gemeinde Neusatz mit Waldmatt“ von Otto Stemmler. Wie im Titel „Geschichte der altbadischen Gemeinde Neusatz mit Waldmatt“ das Wort „altbadisch“ andeutet, behandelt die allgemeine Geschichte des Ortes die altbadische Zeitperiode von 1530—1771 mit besonderer Gediegenheit und Gründlichkeit.

Wenn auch Neusatz 1248 im Zusammenhang mit einem Rechtsstreit des bischöflichen Lehenmannes Reinhard von Windeck mit dem Kloster Allerheiligen zum erstenmal urkundlich bezeugt wird, geschieht die endgültige Zuweisung und Integrierung des Neu-

satzer Bannes in die Markgrafschaft Baden-Baden und seine Abgrenzung gegen das vorderösterreichische Reichsland erst durch den Ortenauer Herrschaftsvertrag von 1530. Fortan ist der Markgraf zu Baden „Landesfürst und Stabherr zu Neusatz, Waldsteg und Gebersberg“ und übte seine herrschaftlichen Rechte durch seinen Amtmann oder „Obervogt“ in Bühl aus, unter anderem auch durch den badischen Vogt Joh. Stemmler 1584 zu Bühl, in dem wir einen Vorfahren des Verfassers unseres Neusatzer Heimatbuches vermuten. Und so war nach den Worten des Verfassers auch der Hauptbeweggrund zur Abfassung der Neusatzer Ortsgeschichte, „sich selbst über das Wissenswerteste aus der Vergangenheit des Ortes, in dem er geboren wurde und aufwuchs, Aufschluß zu verschaffen. Aus ihr sollten seine Landsleute ersehen, wie ihre Vorfahren im Laufe der Jahrhunderte in den Gründen und auf den Höhen des Neusatzer Tales gelebt, gelitten und gewirkt haben, und wie aus dem Früheren das Heutige geworden ist“.

Das Heutige, so möchten wir hinzufügen, auch der heutige Zusammenschluß der beiden Gemeinden Bühl und Neusatz, da er historisch begründet, in der Vergangenheit wurzelnd und zur geschichtlichen Reife gediehen, heute verwirklicht werden konnte. O. Gartner

Gottlob Schlörer und Wilhelm Schadt, Münzen, Maße und Gewichte unserer Vorfahren. A. Morstadt, Druckerei und Verlag, Kehl/Rhein, 4 DM.

Zum „Handwerkszeug“ eines Geschichtsforschers gehört auch die Kenntnis der früheren Bezeichnungen für Münzen, Maße und Gewichte. Infolge der politischen Aufspaltung des deutschen Reiches im Mittelalter und der beginnenden Neuzeit wurden diese Bezeichnungen und Werte immer mannigfaltiger und in ihrem Geltungsbereich eingeschränkt. Um diese Bezeichnungen zusammenzustellen, zu erklären und auf die heutigen umzurechnen, haben Oberlehrer Schlörer, Diersheim, und Rektor Schadt, Legelshurst, in einer Schrift all das zusammengetragen, was zum Verständnis der Vergangenheit auf diesem Gebiet gehört. Der Verlag A. Morstadt hat diese wertvolle Schrift in klarer und übersichtlicher Form herausgegeben, wobei die einstigen Bezeichnungen auch in Geltung und Entstehung dargestellt und mit Hilfe vergleichender Tabellen auf die heute gültigen Einheiten umgerechnet wurden. W. Mechler

Mühl-Seidel. Die Württembergischen Staatseisenbahnen. Mit 104 Typenskizzen von Rudolf Stöckle. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1970, DM 49.—.

Der in Aufmachung, Druck und Format recht ansprechende Band (Ganzleinen, Format 21 x 27 cm, 340 Seiten mit umfangreichen Tabellen, 87 Dokumentarfotos auf Kunstdruck) macht die Leistungen der Württembergischen Eisenbahnen deutlich, aber auch, daß Eisenbahngeschichte nicht nur für den Techniker interessant ist. Sind doch die 125 Jahre zurückliegenden Anfänge der Württembergischen Staatsbahnen zugleich die Anfänge der Industrialisierung in Württemberg, welche durch den Bahnbau entscheidende Impulse erhielt, abgelegene Gebiete erschloß, aber auch zur Entwicklung und zum Zusammenwachsen des Landes beitrug. Kurt Seidel schildert Schwierigkeiten und Entwicklung des Eisenbahnnetzes, Albert Mühl zeigt die technische Entwicklung, auch die der Wagentypen auf. Im umfangreichen Tabellenteil werden die Lokomotiven, die Wagen, die Strecken und der organisatorische Aufbau der Staatseisenbahn anschaulich gemacht. Die Typenbilder von Rudolf Stöckle zeigen sämtliche Lokomotiven, die Wagentypen und die Varianten. W. Mechler

Marie-Paule Stintzi, Heinrich Hansjakob, Dichter der Heimat und des Volkes, Verlag Rombach, Freiburg i. Br., DM 12,80.

Die umfangreiche Literatur über Dr. Heinrich Hansjakob wurde 1966 um eine an der Universität Grenoble entstandene Dissertation über den Haslacher Volksschriftsteller vermehrt, welche laut Klappentext den Anspruch erhebt, eine „Biographie“ sowie „eine leidenschaftliche Würdigung von Hansjakobs literarischem Werk“ zu sein. Die Verfasserin machte

sich vor allem zur Aufgabe, Licht in das Dunkel der Herkunft von Hansjakobs Vorfahren zu bringen. Sie versucht die von Hansjakob selbst ausgesprochene Vermutung (vgl. H. Hansjakob, *Meine Madonna*, Bonz, Stuttgart 1903, S. 24 und S. 30), seine Vorfahren seien aus dem Elsaß in den Schwarzwald eingewandert, als Tatsache zu beweisen. Dieser Nachweis gelingt ihr jedoch nicht. Zwar hat M.-P. Stintzi in den Archiven und Kirchenbüchern von Markirch (Sainte-Marie-aux-Mines), Hunaweier (Hunawühr) und Colmar gründliche Nachforschungen über die elsässischen Hansjakob-Familien angestellt, sie hat aber kein einziges Familienmitglied feststellen können, das nach Oberkirch ausgewandert ist, von wo 1627 der Schreiner Mathias Hansjakob, der Stammvater der Haslacher Hansjakob-Sippe, nach Gengenbach gezogen ist. Bei ihren Untersuchungen über die elsässischen Hansjakob-Familien geht M.-P. Stintzi nur von bewiesenen Tatsachen aus. Bei der Kinzigtäler Hansjakob-Sippe geht sie jedoch an den Schreiner Mathias Hansjakob mit lauter unbewiesenen Annahmen und Vermutungen heran. Sie führt zwar die in einer alten Bürgerliste von Oberkirch enthaltenen Namen Hansjakob Elias (1590—1616) und Hansjakob Mathias (1600—1628) an, bemüht sich aber nicht, deren Herkunft herauszufinden, sondern beharrt aus dem Wunschgedanken heraus, die Vorfahren der Kinzigtäler Hansjakob müßten aus dem Elsaß stammen, auf der unbewiesenen Behauptung, der Schreiner Mathias Hansjakob sei über den Rhein gekommen. Ja, sie vermutet sogar, daß zwischen den beiden Oberkirchern Hansjakob und dem Schreiner eine gewisse Verwandtschaft bestanden habe und daß die Kenntnis von diesen Verwandten der Grund gewesen sein könnte, warum der Schreiner-Mathias (so nennt ihn Heinrich Hansjakob) gerade nach Oberkirch zugewandert sei. Wir wollen nicht in die gleiche Fabulierkunst verfallen, sonst könnten wir mit nicht weniger Wahrscheinlichkeit zur Vermutung kommen, der Schreiner Mathias Hansjakob sei der Sohn des Krämers Mathias Hansjakob, wofür schon der gleiche Vornamen sprechen könnte, und der ältere Elias sei der Großvater des Schreiners gewesen. Doch das sind alles unbewiesene Vermutungen, für die bis jetzt jeglicher urkundliche Nachweis fehlt. Die Aufgabe von M.-P. Stintzi wäre es gewesen, nach diesen Urkunden zu suchen. Dieser Mühe unterzog sie sich jedoch nicht, obwohl sie wußte (vgl. S. 32), daß die Herrschaft Oberkirch von 1592 bis 1665 von den Bischöfen von Straßburg an die Herzöge von Württemberg verpfändet worden war. Deshalb befinden sich alle Oberkircher Akten aus dieser Zeit nicht in Oberkirch oder Straßburg (Kirchenbücher sind in Oberkirch erst ab 1647 vorhanden), sondern im Hauptstaatsarchiv in Stuttgart. Laut freundlicher Mitteilung des Stuttgarter Archivs umfaßt der Bestand an Oberkircher Archivalien aus den Jahren 1596 bis 1664 ein Meter Akten („Amt Oberkirch“, A 444). Nur wer diese Archivalien durcharbeitet, kann eventuell über die Herkunft des Schreiners Mathias Hansjakob Endgültiges aussagen. Die Tatsache, daß M.-P. Stintzi dies nicht getan hat, macht ihre Nachforschungen über Heinrich Hansjakobs Vorfahren praktisch wertlos. Und so stellt sie schließlich selbst fest: „Der Beweis einer Auswanderung eines Hansjakob aus Markirch nach Oberkirch wird damit an Hand von Dokumenten nicht gebracht werden können“ (S. 33). Oder vielleicht doch, wenn man — was ja Aufgabe einer Dissertation sein sollte — wirklich alle vorhandenen und zugänglichen Archivalien durchgesehen hätte.

Geradezu peinlich berühren den Hansjakob-Kenner die übrigen Kapitel der Doktorarbeit. Was im Kapitel „Das Lebensbild“ über das Leben und Wirken Heinrich Hansjakobs gesagt wird, ist ein braves Wiedergeben dessen, was schon J. K. Kempf 1917 und Oswald Floeck 1922 in ihren Hansjakob-Biographien festgehalten hatten. Statt sich kritisch-interpretierend mit Hansjakobs Schriften auseinanderzusetzen, gibt M.-P. Stintzi kurze Inhaltsangaben der wichtigsten Werke. Ein Blick ins Literaturverzeichnis der Dissertation bestätigt die Oberflächlichkeit der ganzen Arbeit: Viele Quellen und wichtige Literatur über Hansjakob, älteren und neueren Datums, wurden überhaupt nicht zur Kenntnis genommen. So wurden die Bestände des Hansjakob-Archivs in Haslach nicht eingesehen, ebenso nicht die Archivalien des Erzbischöflichen Ordinariats Freiburg i. Br. sowie das Archivmaterial des Pfarramtes in Waldshut, der Nervenheilanstalt zu Illenau und der in der Badischen Landesbibliothek teilweise vorhandene Briefwechsel Hansjakobs. Wir ver-



müssen in M.-P. Stintzis Dissertation die Forschungsergebnisse so wichtiger Arbeiten wie des richtungweisenden Aufsatzes über Hansjakob aus der Feder des Freiburger Historikers Clemens Bauer (Deutsches Biographisches Jahrbuch, Berlin 1925, S. 221 ff.) sowie der vielen ausgezeichneten Aufsätze des Hansjakob-Forschers Otto Göller (vgl. die Arbeiten Göllers in der Hansjakob-Bibliographie von B. Kremann, Die Ortenau 1961, S. 275 f., Nr. 282—302). Außerdem berücksichtigt M.-P. Stintzi nicht die beiden wichtigsten Dissertationen, die in den letzten Jahrzehnten über den Haslacher Volksschriftsteller geschrieben wurden und die das Hansjakob-Bild wesentlich verändert haben (die deutsch geschriebene holländische Doktorarbeit von A. P. H. van Rijswijk, Heinrich Hansjakob, Diss. Nijmegen 1948, und die amerikanische Doktorarbeit von C. Trunz, Heinrich Hansjakob as interpreter of life in the Black Forest, Diss. Columbia University 1935).

Es erübrigt sich, über die weiteren Kapitel der französischen Dissertation noch Weiteres zu sagen. Überall ein „Wiederkauen“ längst publizierter Erkenntnisse. Im Kapitel „Der Heimatdichter“ zum Beispiel finden wir haargenau die Gedanken wieder, die Ernst Schneider in den fünfziger Jahren veröffentlichte (vgl. E. Schneider, Volkskundliches Gut in Hansjakobs Schriften, Die Ortenau 1954, 1955, 1956, 1957, 1959 und ders., Schwarzwälder Volksleben in den Werken Hansjakobs, Hansjakob-Jahrbuch 1958, S. 38 ff.). Daß über Hansjakob als Politiker, Publizisten und Theologen in M.-P. Stintzis „Biographie“ nichts zu finden ist, nimmt einen nicht wunder; denn gerade hier wäre die Verfasserin auf „Neuland“ gestoßen, hier hätte sie produktive Forschungsarbeit leisten müssen.

Manfred Hildenbrand

Ruth Baitsch, Chronik der Stadt Zell a. H. Erweiterung und Fortführung (1938—1969) der Disch'schen Chronik im Auftrag der Stadt Zell a. H., 1970. Druck: Konkordia AG für Druck und Verlag, Bühl/Baden. Verlag: Stadtverwaltung Zell a. H.

Wenn das Bürgermeisteramt der Stadt Zell mit der Weiterführung der Disch'schen Chronik Frau Ruth Baitsch beauftragt hat, traf es ohne Zweifel eine gute Wahl. Das 270 Seiten starke und reich illustrierte Buch, in dem die Geschichte des ehemaligen Reichsstädtchens in den letzten 30 Jahren geschildert wird, verdient uneingeschränkte Anerkennung.

Anstelle eines Vorworts wird in pietätvoller Weise Leben und Werk von Studienrat Franz Disch gewürdigt. Dann wird zunächst auf das mittelalterliche Zell eingegangen. Die Papsturkunde aus dem Jahr 1139, in der der Name „Zell am Harmersbach“ zum ersten Male erwähnt wird und die von Disch noch nicht verwendet wurde, ist in einer Fotokopie wiedergegeben. Sowohl der lateinische Text als auch die deutsche Übersetzung ist zu lesen. Die Verfasserin befaßt sich mit dem Ortsnamen, mit dem Begriff Reichsstadt und mit der Frage, wann Zell Reichsstadt geworden ist. Dabei stützt sie sich auf die Forschungsergebnisse seit 1938.

Die weiterführende Chronik zeigt, wie wichtig es ist, solche Werke nach einigen Jahren herauszugeben. Sie beginnt mit der Schilderung der Kriegereignisse und deren Auswirkungen im Harmersbachtal. Die folgenden Kapitel behandeln die Entwicklung aller Lebensbereiche: Gemeindeprojekte, Bauwesen, Gemeinde-, Landes- und Bundeswahlen, Industrie und Waldwirtschaft, Bankwesen, Schulen, Kirchen, Vereine einschließlich Bürgerwehr, Brauchtum mit der Zeller Fasnet, Pflege des Stadtbildes, Zeller Persönlichkeiten, beginnend mit Ritter von Buß. Die Ausführungen, die ein klares Bild der aktuellen Situation vermitteln, schließen mit heiteren Anekdoten. Auch die Nachbargemeinden sind berücksichtigt. Und in der Tabelle 1951—1969 sind die wichtigsten Ereignisse eines jeden Jahres festgehalten. Alle Quellen wie Akten, Presseberichte und Briefe wurden ausgewertet. Wie zu Dischs Chronik ist die Stadt Zell auch zu diesem Werk zu beglückwünschen.

Dr. Kähni

„Grauelsbaum — heute und gestern.“ Ein Heimatbuch, herausgegeben von der Gemeindeverwaltung. Verlag Konkordia AG für Druck und Verlag, Bühl/Baden.

Durch Ludwig Lauppes geschichtlichen Aufsatz „Das Rheindörflein Grauelsbaum“ („Die Ortenau“ 1966) veranlaßt, schlug der Zweigverein Kehl — Hanauerland der Gemeinde Grauelsbaum vor, in einem Büchlein Gegenwart und Vergangenheit dieses ehemaligen Fährortes für Gegenwart und Zukunft festzuhalten. Ursprünglich nur als Sonderdruck des Aufsatzes geplant, ist nun ein — auch in Aufmachung und Bebilderung — ansprechendes Heimatbüchlein geworden: ein ergänzender Bericht von Fritz Pfeifer, Muckenschopf, zeichnet die Entwicklung des Korbmacherdorfes zur neuen gewerbereichen Gemeinde, welche schon mehr Einpendler als einheimische Beschäftigte zählt. Pfarrer Steger, Lichtenau, berichtet über Grauelsbaums kirchliches Leben in alter und neuer Zeit. Aus Kindheits- und Ferienerinnerungen heraus beleuchtet Theodora Schempp, Freiburg, die früheren Lebensverhältnisse im Dörflein. In schöner, aufgelockerter Sprache versteht es die Verfasserin, das Leben im Dorfe, dessen Bewohner bescheiden von Fischerei und Landwirtschaft lebten, darzustellen, wobei deutlich wird, welch tiefgreifenden Wandel in Struktur und Lebensstil dieses Dorf in wenigen Jahrzehnten erlebt hat. Die nüchterne Sprache und Darstellung des Geschichtsschreibers erfuh in diesem Büchlein Ergänzung und Abrundung, die jeden anzusprechen vermag.

W. Mehler

Phil. Harden-Rauch, Die Ettenheimer Stadtpfarrkirche „St. Bartholomäus“. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte und ihrer Würdigung. 2., vermehrte Auflage. Druck und Verlag Franz X. Stückle, Ettenheim 1969.

Die Stadt Ettenheim, eine Gründung des elsässischen Herzogsgeschlechts der Ettichonen und von etwa 1100 bis 1803 unter der Botmäßigkeit der Straßburger Bischöfe, darf auf ihre Pfarrkirche stolz sein. Auf einem Bergvorsprung, weithin sichtbar gelegen, beherrscht sie majestätisch das Stadtbild. Nach einer durchgreifenden Renovierung erschien im Jahre 1959 diese Festschrift. Der Abschluß weiterer Erneuerungsarbeiten und baulicher Veränderungen im Innern des Gotteshauses war Anlaß zu der vorliegenden zweiten, vermehrten Auflage. Wenn der Verfasser in seinem Geleitwort erklärt, er wolle neben der Würdigung der Pfarrkirche auch ein Stück Heimat- und Zeitgeschichte geben, so ist er dieser Aufgabe in vortrefflicher Weise gerecht geworden.

Im 1. Kapitel berichtet er über die Geschichte der Kirche. Der erste Bau, die Basilika „Sancta Maria“, stand innerhalb der Stadtmauer und war im Dreißigjährigen Krieg zerstört worden. Der zweite erstand 1660 auf dem Friedhofgelände und trug den Namen „St. Bartholomäus“. 1768—1782 wurde die stattliche Barockkirche auf dem Bergvorsprung erbaut. Die Baugeschichte nimmt in der Darstellung den breitesten Raum ein. Der Verfasser schildert die Schwierigkeiten, die sich aus der Baupflicht der Abtei Ettenheimmünster ergaben, und befaßt sich ausführlich mit den Baumeistern und Künstlern, die dem Innern das prachtvolle Gepräge gaben. Einige dieser Namen sind jedem, der sich mit der Kunstgeschichte unserer Heimat im 18. Jahrhundert beschäftigt hat, wohlvertraut. Acht Jahre nach der vom Straßburger Weihbischof vorgenommenen Konsekration, als Ettenheim bischöfliche Residenz wurde, erfolgte für den aus Straßburg geflüchteten Kardinal Rohan und dessen Begleitung über der Sakristei der Einbau einer Kapelle. Das barockfeindliche 19. Jahrhundert gefährdete die innere Ausstattung. Größeres Unheil konnte glücklicherweise abgewendet werden. Das äußere und innere Bild, das die Pfarrkirche nach den letzten Renovierungsarbeiten bietet, und das wiederhergestellte Sextett des Glockengeläutes sind Gegenstand der letzten Kapitel.

Die durch stilistische Sorgfalt ansprechende Darstellung fußt auf gründlicher Forschungsarbeit. Die wichtigste Quelle, die Tagebücher des Ettenheimer Bürgers und Chirurgen Johann Conrad Machleid (1708—1794), werden laufend zitiert. Zahlreiche Bildtafeln erhöhen den Wert des schönen Heimatbüchleins. Es hat die rückhaltlose Anerkennung verdient, die ihm der vor wenigen Jahren verstorbene Konservator der kirchlichen Bau-

denkmäler, Prof. Dr. Hermann Ginter, ohne Einschränkung gezollt hat: „Die schöne baugeschichtliche Studie, die dem imposanten Gotteshaus von Ettenheim dient, halte ich hoch in Ehren und wünschte, es gäbe noch recht viele solcher Arbeiten fleißiger und exakter Heimatforschung, die nicht einfach alte Wege einhergeht, sondern Neues bietet und uns geplagten Denkmalspflegern wichtige Hilfsdienste leistet.“ Dr. Kähni

Friedrich Schwärzel, Heimatbuch des Rieddorfes Meißenheim. Herausgegeben anlässlich des zweiten Heimattages am 20. Juli 1969 von der Gemeinde Meißenheim. Gesamtherstellung: Moritz Schauenburg KG, Lahr/Schwarzwald. Großformat, 230 Seiten.

Diese Ortsgeschichte ist die reife Frucht eines jahrelangen intensiven Quellenstudiums und verdient wegen ihrer Art und ihres Umfangs allgemeine Beachtung. Der Verfasser, der 14 Jahre an der Meißenheimer Volksschule unterrichtete, zeichnet mit gewissenhafter Sachlichkeit die Geschichte des Rieddorfes und der umgebenden Landschaft von der Urgeschichte bis in die Gegenwart. Zunächst behandelt er die geschichtliche Entwicklung. Hauptpunkte sind die ur- und frühgeschichtlichen Funde, die Ortsherren (Grafschaft Geroldseck und Lahr-Mahlberg, die Herren von Hattstatt und Ratsamhausen und die Ritter Wurmser von Vendenheim), Kriegsschicksale, Rechtsstreitigkeiten, die auswärtigen Güterbesitzer, die Eingliederung in den badischen Staat und die Rheinkorrektion durch Tulla. Die Tatsache, daß die Geschlechter der Hattstatt, Ratsamhausen und Wurmser, welche letztere 1464—1805 Grund- und Ortsherren waren, im Elsaß beheimatet waren, und daß die Wurmser im Rat der Stadt Straßburg eine bedeutsame Rolle spielten, ist einer der zahlreichen Beweise für die engen Beziehungen zwischen dem Unterelsaß und der Ortenau im Lauf der Jahrhunderte.

Im zweiten Hauptteil „Das dörfliche Leben im Lauf der Jahrhunderte“ berichtet der Verfasser u. a. über das Dorf und die Gemarkung, über die natürlichen und Besitzverhältnisse, wobei die Flurnamen eingehend erläutert werden, über die Gemeindeverwaltung vor und nach 1832, die Bevölkerungsentwicklung, die Familiennamen, Ein- und Auswanderung, die wirtschaftlichen Grundlagen, die Gefälle, Lasten und Dienste sowie über die kirchlichen Verhältnisse. Hier sind besonders hervorzuheben der Bau der stattlichen Barockkirche 1763/66, die Silbermann-Orgel und Goethes Jugendliebe Friederike Brion, die dank der Aufmerksamkeit des Lahrer Dichters Friedrich Geßler ein halbes Jahrhundert nach ihrem Tod ein würdiges Grabmal erhalten hat. Die Kapitel „Schule“ und „Dorf-gemeinschaft“ beschließen den zweiten Hauptteil.

Im 3. Hauptteil „Kriegsnot und ihre Überwindung“, an dem Rektor Bertsch, Pfarrer Hof und Bürgermeister Löffel mitgearbeitet haben, wird das schwere Schicksal Meißenheims im 2. Weltkrieg geschildert sowie die Aufbauarbeit seit 1949, und schließlich die Ortsvereine.

Urkunden werden z. T. im Wortlaut wiedergegeben. Zahlreiche gute Bildtafeln erhöhen den Wert des musterhaften Heimatbuches. Der Anhang enthält u. a. eine lückenlose Genealogie der Ritter Wurmser von Vendenheim, eine Beschreibung der Wappen, die Geschichte der Familie Brion und Friedrich Geßlers Novelle „Meißenheim“. Ein umfangreicher Quellennachweis gibt dem Werk vollends den Charakter einer wissenschaftlichen Publikation, die nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Vorangestellt sind Gruß- und Geleitworte von Landrat Dr. Wimmer, Lahr, und Bürgermeister Löffel. Das Heimatbuch, aus dem genaueste Kenntnis des Dorfes und Heimatliebe sprechen, ist eine außerordentliche Bereicherung der heimatgeschichtlichen Literatur. Dr. Kähni

Albert Hiß, Kaltbrunn-Wittichen und das Kloster der seligen Luitgard. Kurzer Abriss aus Vergangenheit und Gegenwart der Schwarzwaldgemeinde Kaltbrunn und ihres ehemaligen Klosters Wittichen. Herausgegeben von der Gemeindeverwaltung Kaltbrunn 1968.

Die 37 Seiten umfassende Broschüre ist eine willkommene Kurzausgabe der 400 Seiten

starken Chronik „Kaltbrunn-Wittichen einst und jetzt“, die A. Hiß veröffentlichte und die in unserem Jahrbuch 1967 besprochen wurde. Die prägnanten und reich illustrierten Ausführungen sind folgendermaßen gegliedert: Achteinhalb Jahrhunderte Kaltbrunn — Das Kloster der seligen Mutter Luitgard — Die Kirche — Abteigebäude mit heimatkundlicher Sammlung — Der Roßberg und seine Kapelle — Aus der Geschichte des Bergbaus — Der Wald. Wer mehr wissen will — so meint der Verfasser — möge die ausführliche Chronik lesen, deren Inhaltsverzeichnis angeschlossen ist. Die Lektüre des Büchleins weckt tatsächlich die Lust, zur Chronik zu greifen. Wandervorschläge von Wolfg. Schrempp und eine Wanderkarte beschließen das reizvolle Büchlein, dem weiteste Verbreitung zu wünschen ist. Sowohl die Chronik als auch der Abriß können von der Gemeindeverwaltung Kaltbrunn bezogen werden.

Dr. Kähni

Rudolf Metz, Mineralogisch-landeskundliche Wanderungen im Nordschwarzwald, besonders in dessen alten Bergbaurevieren. Hrsg. von der Vereinigung der Freunde der Mineralogie und Geologie e. V., Heidelberg 1971. Druck: Gebr. Wurm KG., Göttingen. 42.— DM

Was Rudolf Metz in diesem materialreichen und anschaulichen Handbuch auf 516 Seiten mit 393 Abbildungen, darunter vielen ganzseitigen Karten und Bildern und vier Faltkarten sowie einer geologisch-petrographischen Übersichtskarte des Nordschwarzwalds (50 × 47 cm), bietet, läßt den Leser nicht so schnell los. Nach einem geologisch-petrographischen Überblick hebt der Verf. in seiner geologisch-landeskundlichen Übersicht in erster Linie auf die Gewinnung und Verarbeitung der Bodenrohstoffe und deren geologisch-lagerstättenkundlichen Voraussetzungen ab. In einem weiteren Abschnitt wird die Wirtschaftsgeschichte der Bodenrohstoffe und der Bergbaurevire im Nordschwarzwald behandelt, wobei beispielsweise in unserem Raum die Geschichte des Steinkohlenbergbaus im Revier Umweg, die Bergbauversuche bei Baden-Baden, der Abbau von Bleierzen bei Neuweier, die Kupfer-Eisenerz-Schürfe bei Lauf, das Eisenwerk Bühlertal und die Eisenerzgänge in seiner Umgebung einbezogen sind. Ein umfangreiches Kapitel ist den 15 Exkursionen gewidmet; es enthält geologische, mineralogische und landeskundliche Hinweise im weitesten Sinne für empfehlenswerte Exkursionsrouten und für lohnende, in deren Nähe liegende Aufschlüsse. Die Reihe beginnt mit Baden-Baden und Umgebung, von dort führt eine Exkursion zur Alexanderschanze. Der Autofahrer kann auch die Bühlertalstraße fahren oder das Achertal wählen, um dann jeweils zu Fuß die Aufschlüsse, Ruinen oder andere sehenswerte Plätze zu erwandern. Die letzte Exkursion führt über die Badische Weinstraße am Schwarzwaldrand. Aus der Fülle der Übersichten seien herausgegriffen: eine Tabelle über die Karseen, Klöster im N-Schwarzwald, mittelalterliche Siedlungsvorstöße auf der NE-Seite des Schwarzwalds, Burgen im Nordschwarzwald, Straßennetz zur Römerzeit, Glashütten, Eisenwerke im 17. bis 19. Jahrhundert, Bergbaustädte, um die Spannweite landeskundlicher Informationen anzudeuten. Eine Übersicht über alte Maße und Gewichte in den Bergbaurevieren und eine reiche Auswahl aus dem Schrifttum über den Nordschwarzwald mit einem Sach- und Ortsregister schließen diese wertvolle Schrift ab, die auch in jede Schulbücherei gehört.

Dr. Dittler

Rudolf Behrle, Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen. Leben und Werk. 1971 Konkordia AG für Druck und Verlag, Bühl/Baden.

Mit diesem 77 Seiten umfassenden Büchlein hat der Verfasser, selbst ein Nachkomme Grimmelshausens, sich um die Grimmelshausenforschung aufs neue sehr verdient gemacht. In seinem Vorwort betont er, daß es geboten sei, „in einer zusammenfassenden Darstellung der alten und neuen Forschungsergebnisse den Lebensweg des Dichters und eine Würdigung seiner schriftstellerischen Tätigkeit der Bevölkerung der Ortenau und besonders den Einwohnern der Grimmelshausenstadt Renchen darzubieten“. Dieser Aufgabe

ist er in verbildlicher Weise gerecht geworden. Das reich illustrierte, sehr gut ausgestattete Büchlein, das durch eine Liste der Nachkommen des Dichters abgeschlossen wird, ist geeignet, Leben und Werk Grimmelshausens weitesten Kreisen der Bevölkerung nahe-zubringen.

Dr. Kähni

Grimm Godehard, Zell am Harmersbach, Versuch einer Stadtgeographie. Druck: Bezirksparkasse Zell a. H., 1970.

Mit dieser „wissenschaftlichen Examensarbeit“ (1968/69) macht der Verfasser nicht nur den Zellern, sondern der ganzen Ortenau ein wertvolles Geschenk, besonders auch deshalb, weil es sich nicht auf Geschichte beschränkt: Grimm betrachtet die Stadt aus den verschiedensten Blickwinkeln. Das zeigt vorweg schon das Inhaltsverzeichnis mit seinen fünf Hauptpunkten: Lageverhältnisse und natürliche Ausstattung — Entwicklung — Physiognomie — Bevölkerung — Funktionen.

Der zur Verfügung stehende Raum erlaubt nicht, auf all dies näher einzugehen. Deshalb sei — stellvertretend — ein Punkt herausgegriffen, der zugleich beweist, wie anregend und befruchtend Grimms Arbeit sein kann. Da ist die Frage, wann Zell „Reichsstadt“ — genauer: „reichsunmittelbar“ — wurde. Zu den drei bisher vermuteten Jahreszahlen 1257 (Disch-Chronik), 1366 (Dr. Hitzfeld) und 1218 (Dr. Wellmer) kommt nun Grimm mit 1225 und schreibt (S. 16) u. a.: „... der Tod des Zähringers Berthold V. im Jahre 1218 ... brachte den Zerfall der alten Grafschaft Mortenau mit sich ... Die Kirchenlehen der Zähringer kamen zu den geistlichen Landesherren zurück, insbesondere auch die bambergischen ... Erst im August 1225 erfolgte die Belehnung Kaiser Friedrichs ... mit den vormals zähringischen Stiftslehen als Erblehen, soweit sie in der Mortenau lagen ... Das hieß letztlich, daß das Kloster Gengenbach mit seinem Grundbesitz in Zell, Steinach und anderen Orten im Jahre 1225 reichsunmittelbar geworden war.“

19 Tabellen, 57 Abbildungen, 14 Karten, 1 Skizze und 4 Diagramme unterbauen und veranschaulichen die 76 Seiten Text. Leider ist dem Verfasser (oder dem Drucker?) auf Seite 8 ein Fehler unterlaufen: „Der bekannte Zeller *Bürgermeister* Franz Josef Ritter von Buß ...“ Ritter von Buß war der *Sohn* des Zeller Oberbürgermeisters Franz Josef Buß.

Das beeinträchtigt natürlich nicht den Gesamteindruck des Buches. Wir freuen uns, daß es vorliegt. Zusammen mit den beiden Chroniken (Disch-Baitsch) hilft es, dem erwünschten Ideal einer Gesamtdarstellung Zells näherzukommen; die 15 Punkte des nun auch erschienenen Ortslexikons des Kreises Wolfach könnten andeuten, was mit so einer vollständigen Erfassung der „Lebensgemeinschaft Zell“ in einem Heimatbuch gemeint ist.

Th. Kopp

Albert Köbele, Ortssippenbuch Rust. Geschichte des Dorfes und seiner Familien. Selbstverlag des Herausgebers, Grafenhausen bei Lahr 1969.

Im Bereich der Heimatforschung nimmt die Familienforschung einen zentralen Platz ein; nicht nur, weil der Mensch Handelnder und Leidender in der Geschichte ist, sondern auch wegen der Bedeutung, die die Familienforschung als Schlüssel für den Zugang zu dem scheinbar so spröden Material der Geschichte besitzt. Wer sich deshalb der so mühseligen Arbeit widmet, die Quellen, insbesondere die Kirchenbücher, aufzuarbeiten, dem gebührt ganz besonderen Dank. Mit dem Ortssippenbuch Rust liegt der Band 45 der Reihe A der Deutschen Ortssippenbücher und zugleich der Band 21 der Badischen Ortssippenbücher vor. Der Band umfaßt rund 700 Seiten mit fünfzig aufschlußreichen Abbildungen, Zeichnungen und Karten. Albert Köbele brachte nicht nur die übersichtliche Darstellung der Familien und Sippen, sondern auch eine ausgezeichnete Ortschronik. Man kann die Gemeinden nur beglückwünschen, die ein solches Ortssippenbuch in Auftrag gaben, und bedauern, daß nicht eine größere Anzahl vorliegt. Die Ortssippenbücher sind

von unschätzbarem Wert. Nachdem heute der Bildungsweg jedes einzelnen unterstützt wird, müßte es auch möglich sein, im Rahmen der Bildungsplanung für solche Vorhaben größere Mittel bereitzustellen.

Dr. Dittler

Eugen Eble und Bernd Sandhaas, Ortssippenbuch Wittenweier, Grafenhausen 1970.

Zum 700jährigen Bestehen der Gemeinde kam im Selbstverlag des Hrsg. Albert Köbele, Grafenhausen, als Bd. 47, Reihe A, der Deutschen Ortssippenbücher und zugleich als Bd. 23 der Badischen Ortssippenbücher das Ortssippenbuch Wittenweier heraus. In anschaulicher Weise berichtet Bernd Sandhaas über die Geschichte des Dorfes, das urkundlich zuerst 1270 erwähnt wird und Jahrhunderte hindurch bis zum Übergang an Baden enge Beziehungen zu Straßburg hatte.

Dem geschichtlichen Teil, der auch den wirtschaftlichen und kulturellen Bereich einbezieht, folgt ein zweiter Teil über die Familien und Sippen von Eugen Eble und Albert Köbele, mit einem Register der Orts- und Familiennamen, ergänzt durch Anleitungen für den Leser zur Familienforschung mit Beispielen. Der von der Gemeinde in Auftrag gegebene Band umfaßt rund 300 Seiten mit 24 Abb.

Dr. Dittler

Fritz Laib, Historische Berichte aus Alt-Schiltach, Heft III, Verlag Karl Geßner, Schiltach 1970.

In einem Beitrag befaßt sich Fritz Laib mit dem Ursprung des Namens „Schiltach“. Die Stadt Schiltach erhielt ihren Namen von dem von Schramberg kommenden Fluß, der den gleichen Namen trägt. Den Ursprung des Flußnamens sucht der Verfasser in der Nähe der heutigen Schilteck. Lange Zeit bevor eine Burg dort oben stand, nannte man die vorspringende Bergnase Schilteck. Es war naheliegend, daß man nach dem vorspringenden Berg „Schildeck“ den in dieser Talenge sich durchzwängenden Bach ähnlich benannte, also „Schild-ach“, wobei die Silbe „ach“ soviel heißt wie „Wasserlauf“. Die erste Siedlung an der Mündung des Flusses in die Kinzig bezeichnete man nach dem Verfasser namensgleich mit „Schildach“ (heute Schiltach).

Dr. Dittler

Der Anschnitt, Zeitschrift für Kunst und Kultur im Bergbau, Jg. 18, Nr. 5, Verlag Glückauf GmbH, Essen, DM 3,50.

Wir möchten Flurnamen- und Heimatforscher, die sich insbesondere mit der Geschichte des Bergbaus befassen, auf den aufschlußreichen Beitrag von Gustav Albiez, Freiburg i. Br., über die „Bergbau-Flurnamen im Schwarzwald“ hinweisen. Der Verfasser betont eingangs ausdrücklich, daß es kaum Flurnamen gibt, die ausschließlich vom Bergbau herrühren müssen. Der reichhaltige Stoff ist übersichtlich gegliedert in Flurnamen der Lagerstätten, aus dem Bergwerksbetrieb, aus der Aufbereitung, aus der Verhüttung, aus der bergmännischen Siedlungsgeschichte, alter Bergorte, aus der bergmännischen Standesordnung und aus Grubennamen. Ein Flurnamen-Register mit 150 „bergbauverdächtigen“ Namen erleichtert das Aufsuchen. Mit der Kenntnis dieser Flurnamen ist es möglich, alte Bergwerke zu lokalisieren. Unter dem Begriff „Toter Mann“ (1.03) könnte man vielleicht hinzufügen, daß es sich nicht nur um ein taubes Gebirge, sondern auch um ein erschöpftes Werk handeln kann. Die Deutung der Flurnamen geht auch bis in die Ebene. Beispielsweise wird im Ortsnamen Goldscheuer scheuer teilweise als glänzend, teilweise als Scheune gedeutet (1424 Goldschüre). In diesem Beitrag wird man auf Schritt und Tritt zu eigener Nachforschung und Deutung angeregt. Der Grubennamen „Maus“ (6.31) erinnert daran, daß Emil Hausser (Das Bergbaugebiet von Markirch, Straßburg 1900) von einer Gruppe Halden berichtet, die bei Meusloch (früher Müsloch, Misloch) liegt. Ein weiterer Beitrag von Ulrich Horst beschäftigt sich mit den Beziehungen Leibniz' zum Bergbau.

Dr. Dittler

# Historischer Verein für Mittelbaden e.V. Offenburg

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind zu richten an die Schriftleitung. Bitte, nur druckfertige Originalbeiträge! Für Inhalt und Form der Arbeiten sind die Verfasser verantwortlich. Die Zeit der Veröffentlichung der angenommenen Arbeiten muß sich die Schriftleitung vorbehalten. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. **Besprechungsstücke** sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet. Wegen vieler Anfragen weisen wir darauf hin, daß jedermann **Sonderabdrucke einzelner Beiträge** in beliebiger Anzahl zu einem billigen Preis bei der Druckerei Konkordia AG., Bühl, bestellen kann, spätestens gleich nach Zustellung des Jahresbandes, da der Drucksatz nach einiger Zeit eingeschmolzen wird. Danach können die wertvollen Einzelbeiträge nicht mehr geliefert werden, nur noch der ganze Band. Wir empfehlen den Gemeinden und Mitgliedern, von dieser günstigen Gelegenheit rechtzeitig Gebrauch zu machen.

Bestellungen auf noch lieferbare frühere Jahrgänge nach 1925 nimmt der Rechner des Hauptvereins, Dr. Rubin, entgegen. Von diesem können auch noch Einbanddecken für die Jahresbände 1949 bis 1952, 1953 bis 1956 zu je 2.50 DM, 1957 bis 1959, 1960 bis 1962 und 1963 bis 1966 zu je 3.— DM bezogen werden.

EINLADUNG ZUR  
**JAHRESVERSAMMLUNG**  
DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN  
am 10. Oktober in Ettenheim

9.00 Uhr: Geschäftliche Sitzung im Bürgersaal des Rathauses.

10.30 Uhr: Festsitzung im Bürgersaal.

1. Vortrag von Studienassessor Klug: Die Beziehungen zwischen der Stadt Ettenheim und der Abtei Ettenheimmünster bis 1803.

2. Referat von Akademie-Oberrat Dr. Karl Friedrich Müller:  
Ausgewählte Namen aus Ettenheim und Umgebung.

12.30 Uhr: Mittagessen in verschiedenen Gasthäusern.

14.30 Uhr: Kurze Stadtbegehung.

15.00 Uhr: Busfahrt nach Ettenheimmünster zur Besichtigung der Wallfahrtskirche unter Führung von Pfarrer Hauns. Orgelspiel von Oberlehrer Sulzmann.

Anschließend geselliges Beisammensein in Ettenheim.

Der Bürgermeister  
der  
Stadt Ettenheim

Der Vorstand  
des  
Historischen Vereins für Mittelbaden

Es wird gebeten, sich spätestens bis zum 5. Oktober 1971 bei Herrn Josef Naudascher, Mahlberg, Schmiedeweg 22, zum Mittagessen und zur Busfahrt nach Ettenheimmünster anzumelden.